

Georg Lehtels

Philipp der Einzige



Erinnerungen eines Oberkellners

Bücher der Leidenschaft

Philipp der Einzige

Erinnerungen
eines Oberkellners

von

Georg Lehfels



BERLIN SW 61, BLÜCHERSTRASSE 12

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Es war während des Sommers 1919. Ich wohnte in einem sehr gut geleiteten Hotel eines reizvoll gelegenen Gebirgskurortes, bei nicht nur vorzüglicher, sondern auch billiger Verpflegung. Ich unterlasse es aber aus bestimmten Gründen, diese seltene Oase hier zu nennen. Mein Wirt war ein bereits älterer Herr, von tadellos gepflegtem Äußeren. Er zeigte fast die Allüren eines Hofmarschalls seligen Angedenkens, war dabei aber seinen Gästen gegenüber der aufmerksamste Wirt. Er wußte durch das Fremdenbuch, daß ich Schriftsteller bin, und so rückte er eines Tages, bei einer gut gepflegten Flasche, mit dem etwas verlegenen Geständnis heraus, auch er hätte einmal zur Feder gegriffen. Auf mein überraschtes, vielleicht auch etwas ungläubiges Gesicht hin, meinte er, das wäre gewesen, als er sich noch nicht seßhaft gemacht und „Proprietär“ geworden war. Auf mein Drängen händigte er mir das von ihm nach seinem Tagebuch niedergeschriebene Manuskript aus. An einem Regentage, wie ihn nur das Gebirge in so ausgiebiger Weise kennt, machte ich mich an die Lektüre. Ich war von dem Inhalt überrascht und sofort gefesselt von der Schilderung der menschlichen Komödie, wie sich diese dem Autor in seinem Beruf geboten und in seinen Augen widergespiegelt. Dabei hielt ich ein fast druckreifes Manuskript in meinen Händen. Ein Dokument, wie es die doch nicht gerade arme Memoirenliteratur noch nicht besaß. Ich drängte deshalb auf Veröffentlichung. Zögernd gab der Autor und Wirt nach. Ich habe darauf

in seinen Aufzeichnungen nur hin und wieder einige Milderungen des Ausdruckes und die Abänderung einiger Fremdworte vorgenommen. Im übrigen ließ ich dem Autor uneingeschränkt das Wort.

Möge sich der Leser selbst ein Urteil bilden über die menschliche „Gesellschaft", wie solche auf die bedienende Klasse wirkt. Vielleicht gelangt der Leser zu der Überzeugung, daß auch ein Oberkellner nicht nur Speisekarten und Hotelrechnungen auszuschreiben vermag, wenn auch das hier vom Autor gebotene „Menü" stellenweise etwas papriziert sein mag. Da er aber aus Erfahrung spricht, muß die Menschheit und die Welt wohl so sein.

Georg Lehfels

Vorwort

Als ich meine Aufzeichnungen niederschrieb, glaubte ich nicht, daß ich mit diesen jemals an das Licht der Öffentlichkeit treten würde. Ich schrieb das alles in jungen Jahren für mich nieder, als Oberkellner in einem Hotel. Es war aber keine der heutigen modernen Karawansereien, wo der Reisende nur eine Nummer ist, sondern ein altes Haus, wo der Gast noch eine individuelle Behandlung genießt und der Einfluß des Oberkellners von Bedeutung sowohl für den Gast wie für das Haus selbst ist. Wo er seinen Gästen menschlich nähertritt; ach, und wieviel Menschlichem, allzu Menschlichem trat ich näher! Wie es für einen Kammerdiener keinen großen Mann gibt, so gilt dies auch für einen Oberkellner. Alle menschlichen Leidenschaften und Schwächen liegen vor unseren Augen wie ein offenes Buch. Die in meinen Aufzeichnungen genannten Namen sind natürlich fingierte, denn Diskretion gehört zu den ersten Tugenden eines Oberkellners wie seine Unbestechlichkeit; d. h. auf *unser* Urteil über einen Gast. Man komme mir nicht mit dem Einwurf: Trinkgeld! Ich habe gefunden, daß die moderne „Gesellschaft" dem Trinkgeld, wenn auch in anderer Form, ebenso zugänglich ist wie wir, nur mit dem Unterschiede, daß wir uns dasselbe erst mühevoll verdienen müssen, während „der Gesellschaft" dieses oft mühelos in den Schoß fällt, bei den Damen in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Heute, wo ich mich lange selbständig gemacht, „Pro-
prietär" geworden bin, betrachte ich das hinter mir Liegende
mit den Augen eines wahren Philosophen, jenseits von
Gut und Böse.

Ich habe nur gefunden, seit ich zur besitzenden Klasse
zähle, daß die Gattung des guten alten Oberkellners im
Aussterben ist. Und seit mein früherer Stand sich sogar
organisiert hat, diesem etwas Proletarisches angeflogen
ist, wogegen ihn doch der aristokratische Frack schützen sollte.
Vielleicht war ich der letzte dieser alten Klasse, von seiner
Kundschaft genannt: „Philipp der Einzige". Ich führte
diesen Namen mehr als 15 Jahre, wenngleich ich auf einen
anderen Namen getauft bin, den ich erst seit meiner Selb-
ständigmachung wieder annahm. Aber vielleicht besinnt
sich dieser oder jener meiner alten Kunden doch noch auf
Philipp den Einzigen, obwohl uns die Nachwelt wie dem
Mimen keine Kränze flicht.

Wenn mich von der Veröffentlichung noch Bedenken ab-
hielten, so zerstreute diese die berufene Feder des Heraus-
gebers mit dem Hinweis, daß heute alle Leute von Be-
deutung oder die solche zu besitzen sich einbilden, ihre
Erinnerungen schreiben. Es wäre geradezu eine Lücke in
der Literatur, sollten darin die eines Oberkellners fehlen.
Er erinnerte mich auch an den Kammerdiener Napoleons I.,
der ebenfalls seine Erinnerungen veröffentlichte.

Dem konnte ich nicht widerstehen. So übergebe ich denn
meine Aufzeichnungen der Öffentlichkeit, empfehle sie meinen
alten Freunden wie auch meinen künftigen Lesern. Mögen
sie wie eine alte gute, von mir empfohlene Hausmarke
wirken, daß sie mich oft — wenn auch heute nur geistig, —
zur Hand nehmen.

Philipp genannt der Einzige.

I.

Nach Jahren betrat ich wieder den Boden Deutschlands, den ich als blutjunger Mensch verlassen hatte. Ich hatte mich während der Zeit im Auslande zu meiner weiteren Ausbildung aufgehalten. Ich war in der Schweiz gewesen, in Zürich und Genf, dann führte mich mein Weg nach Paris und schließlich nach London. In den beiden letzten Städten hatten sich meine Sprachkenntnisse in jeder Beziehung vervollkommnet. (Nicht nur in dem Ausdruck mit den Lippen, sondern auch in der Verständigung anderer Ausdrucksmittel.) Ich beherrschte nun zwei Sprachen außer meiner Muttersprache perfekt. Vermochte mich auszudrücken wie ein Aristokrat und wie ein Plebejer. Ging an meinen dienstfreien Tagen stets tadellos nach englischer Mode gekleidet, so daß man mich für einen Attaché halten konnte, wie es auch vorgekommen ist. Zeigte dasselbe vielsagende, doch inhaltslose Lächeln dieser Herren, die ich oft bedient. Dieser Eindruck wurde noch durch mein glattrasiertes Gesicht verstärkt.

Ich hätte nun vielleicht ebensogut die diplomatische Laufbahn einschlagen, wozu sich mir die Gelegenheit bot, und Kammerdiener eines Botschafters werden können. Ich überlegte dies mir in einem traulichen Cabinet particulier gemachte Angebot sehr reiflich und entschied mich schließlich, bei der mir sicheren und einträglichen „Laufbahn" eines Kellners zu bleiben. Ich war gewöhnt, meine eigenen Noten auszustellen und zu überreichen und nicht in ab-

hängiger Stellung bei einem Manne mich zu bewegen, der nur die Gedanken anderer, sofern überhaupt solche vorhanden, den Kabinetten der fremden Regierungen schriftlich zu überreichen hat, um schließlich eines Tages mit den davon müden Händen in das Nichts eines Privatlebens zu verschwinden.

In Paris hatte ich meine Verehrung und Bewunderung für das weibliche Geschlecht zu einer Kunst gesteigert, wie man sie nur daselbst erlangen kann. Paris ist das Dorado für einen gewandten Kellner. Die Liebe und das Weib in ihren Spielarten haben dort die erste Rolle. Nirgends bietet sich mehr Gelegenheit, auf Kosten unseres eigenen Geschlechts Beobachtungen und Geld zu machen, als in Paris. Zwischen Verliebten, oder was die Menschen so nennen, ist dort der Garçon stets der lachende Dritte, wobei selbst der genaueste Finanzmann und brutalste Spekulant die Kenntnis der Addition verliert, direkt verblödet. Ich selbst war in Paris in eine reizende Kokotte verliebt. Ich hatte ihre Gunst mit einem Deputierten zu teilen. Ich bemerkte daran, daß ich mich in einer Republik befand, wo die Herrscherin der Liebe längst für eine Sozialisierung dieser nationalen Naturkraft mit Erfolg eingetreten war und die ihr von Gottes Gnaden verliehenen Reize ohne Rücksicht auf Rang und Stand zur Verteilung brachte. Sie hatte durch diese kluge Maßregel sich einen dauernden Einfluß auf die Politik, das Parlament, den Handel, die Industrie und das übrige öffentliche Leben gesichert. Meine Schöne nannte sich Diane de St. Germain. Sie war ebenso elegant wie klug, weil sie sich den Adel aus eigenem Recht verliehen hatte, was einfacher und billiger ist als die „Standeserhebung" seitens eines Herrschers, wie ich später noch zu beobachten Gelegenheit hatte. Von der Diana hatte sie weniger die Keuschheit, aber

dafür deren Jagdeifer; ihr Wild war das Manntier. Sie hatte es aber nicht nötig, dieses mit aller Vorsicht zu beschleichen, um dann den Speer zu schleudern. Dieses Wild suchte sie von selbst auf.

Während nun ihr Deputierter, dieser eitle Phrasendrescher, in der Kammer gegen die zunehmende Unsittlichkeit im Volke sprach und die Abnahme der Bevölkerung mit den bewegtesten Worten malte, empfing Diane mich in ihrer Kammer, die ein lauschiges Liebesnest war und wo die Durchbringung eines Budgets mit viel geringerer Opposition verknüpft war als in der anderen Kammer, wo die Herren Deputierten um jeden Pfennig geizten. Sie hatte sich wirklich in mich verliebt. Ich sei ein „beau garçon", wie sie mich schmeichelhaft nannte. Und wenn wir uns infolge des Deputierten, der dann von seiner Kammerrede sich bei Diane erholte und hier neuen Redestoff sammelte, einige Zeit nicht sehen konnten, dann kam sie mit dem Deputierten, einem feisten, glatzköpfigen Bourgeois, zu mir in das Restaurant, wo ich bediente.

„Philipp, haben Sie noch ein Kabinett frei?" war stets ihre schelmische Frage. Natürlich verstand ich das, und ich gab ihnen in selbstlosester Weise ein Cabinet particulier, das schon so viel Liebe gesehen und Seufzer gehört, daß die Farbe der Möbel und Vorhänge vor Neid mit der Zeit verblichen war. Wie wir beide trotz der Anwesenheit des Deputierten uns verständigten, war sehr komisch. Beim Servieren legte ich, indem ich die Platte hielt, meinen Arm unmerklich auf ihre Hand und fühlte gleichzeitig ein kleines Füßchen auf meinem Schuh. Dieser Deputierte war ahnungslos wie in der Politik, auf welche er aber sehr stolz war und mit welcher er Diane durch seine Reden langweilte. Für die Frauen gibt es dabei doch nur die eine Politik, die uralt ist und seit dem Paradiese von ihnen selbst erfunden

wurde, wo der bis dahin völlig unpolitische Adam sich für das Eingehen auf diese Richtung einen Ausweisungsbefehl zuzog. Diese Politik betrieb ich bei Diane, und ich habe mich nicht nur bei ihr, sondern auch in späteren Zeiten bei den Frauen durch die Konsequenz meiner politischen Überzeugung stets gut dabei gestanden. Was sind dagegen unsere heutigen Politiker! Mal schwanken sie nach rechts, mal nach links und klammern sich an ihr Mandat wie manche Minister an ihr Portefeuille. Besuchte ich dagegen Diane in ihrer Wohnung, kam ich stets als Gent angezogen. Nun hatte diese Frau eine merkwürdige Leidenschaft. Während ich mich darauf freute, an dem für mich freien Tag sie in ein vornehmes Restaurant, natürlich der Konkurrenz, zu führen, wo man gut aß und trank — in dieser Beziehung war ich Kenner — mit den Weinmarken und den willigen Etiketts konnten sie mir nichts vormachen, wollte Diane dagegen immer in die übelsten Spelunken geführt sein. Lokale der Vorstadt, Apachen und ähnliches Gesindel drückten sich dort herum. Tanzen wollte sie in ähnlichen Lokalen. Wie das auf mich wirkte. Fi donc! Und wenn ich ihretwegen mit einem dieser kragenlosen Subjekte in Streit gekommen wäre und mich ein Messer gekitzelt hätte, wäre sie vielleicht in Verzückung geraten wie nicht in der tollsten Liebesnacht. Aber es kam nie dazu. Man hielt mich wahrscheinlich für eine Art Zuhälter, den sie ausführte. Dabei zahlte ich doch stets selbst. Dies möchte ich hier besonders hervorheben, was nicht jeder sogenannte „Kavalier", wie ich oft beobachten konnte, von sich behaupten kann. Man merkte bei ihr eben, daß sie aus der Pfütze stammte und ab und zu das Bedürfnis hatte, sich auf dieser wieder zu bewegen. Wenn auch meine Geliebte pekuniär keine Ansprüche an mich stellte, dafür waren der Deputierte und das parlamentarische System

da, so kam ich doch nicht zum Sparen, obwohl ich gut verdiente. Wie hätte mich diese Person wohl erst zugerichtet, wenn sie mich nicht geliebt hätte. —

Da ich im übrigen doch mehr aristokratische als sozialistische Neigungen besitze und ich einen höheren Drang verspürte, empfahl ich mich eines Tages auf französisch über den Kanal zu Schiff nach London. In diesem Lande findet man noch ein zähes Festhalten an den von den Vorfahren überkommenen Gebräuchen. Die Heimat des Klubsessels. Kann man sich heute die Existenz eines Hotels oder Restaurants ohne einen Klubsessel überhaupt vorstellen? Kaum. Ja, um einen Klubsessel ist wohl erst ein Hotel herumgebaut worden. Welch eine hohe Kultur! Dort bildete ich mich zum vollkommenen Sportsmann aus.

Ich und ein junger englischer Aristokrat konnten uns z. B. über Pferdesport und den Fußball so ausgezeichnet verständigen, als ob wir die gleiche Erziehung genossen und in Oxford oder Cambridge uns beide voll Wissenschaft vollgesogen hätten. Und nun erst das Boxen, welch ein edler Sport! So vornehm, daß dieser nur in England und keinem anderen Lande erfunden sein kann. Was die anderen Länder heute darin nachmachen, ist ja nur ein erbärmliches Surrogat. Gibt es wohl einen erhebenderen Moment, wenn auch unter dem Jubel von Tausenden von Zuschauern „Hallo, Jonny, gib's ihm!" ein Boxer dem anderen mit einem guten Schlag die englische breite Kinnlade zerschlägt, daß das edle britische Blut nur so wie ein Gießbach spritzt? Für mich nicht. Ja, das ist eine Nation! Jeder freie Tag fand mich daher nur beim Sport. Theater oder gar Kino sind daneben doch einfach nichts. Hier in England erholte ich mich von Diane und ihrer Politik. Die englische Eva existierte kaum für mich, nur Sport und wieder Sport.

Der Sport treibt dieses Volk daher zu einer Blüte des Körpers und Geistes, die nur derjenige voll würdigen kann, der Zeuge seines intimen Klublebens war. Doch ich will mich über diesen Punkt hier nicht näher verbreiten und mich endlich meinem eigentlichen Heimatlande zuwenden.

Der Eindruck beim Überschreiten der Grenze war ein berückender. Ich wurde weich, sentimental wie eine Flöte. „O teure Heimat, du hast mich wieder!“ Wenn ich an die Laschheit der anderen Nationen denke, die mich bisher in ihren Zollämtern abgefertigt und mit ihren Eisenbahnen befördert und jetzt hier. Wie kurz und verständlich sich doch so ein deutscher Zollbeamter auszudrücken weiß. Dann die Höflichkeit der Bahnschaffner. Die väterliche Fürsorge der Bahnverwaltung selbst mit ihren verschiedenen: „Es ist verboten“. Wie lieblos und gleichgültig klingt daneben das „No smoking“ oder das „Non fumer“. Und das Publikum um mich herum mit seinen Begrüßungen: „Gehorsamster Diener“. Ja, wo es noch solche Leute gibt, wo Gehorsam und Ergebenheit so im Blute stecken, da kann es nur gute Menschen geben. Es war die höchste Zeit, daß ich wieder in das Vaterland zurückkam. Wie ich im Auslande direkt verwildert war, das belehrte mich die Anmeldung im Hotel in der Hauptstadt, wo ich abstieg. Natürlich zentrale Lage first class, Lift, W.-C., elektrisches Licht usw.

Während die anderen Länder nur eine Hauptstadt besitzen, hat Deutschland deren mehrere. Es ist ihr Bestreben, sich gegenseitig zu überbieten, und sie treiben so der herrlichsten Blüte deutschen Gemeinwesens entgegen. Das ist eben die deutsche Gründlichkeit, um die uns das Ausland beneidet und nicht nachmachen kann, wie so manches andere. Diese Gründlichkeit und Vielseitigkeit sieht das Ausland

daher auch in jedem Deutschen. So wurde ich z. B. in London nicht nur als Kellner eingeschätzt, sondern auch als deutscher Spion. Dabei bin ich doch auf letzterem Gebiet so talentlos und ein so schlechter Beobachter. Ich will es hier unterlassen, die Hauptstadt zu nennen, die ich bei meiner Wiederkehr beglückte. Als ich mich anmeldete, wurde mir auch die Frage nach Beruf und Titel vorgelegt. Ich hatte mich nur als einfacher „Mr." in das Formular eingetragen. Denn „Garçon" oder „Waiter" bin ich nur im Dienst. Im Privatleben bin ich stets „Mr.", und ich überlasse es meiner Mitwelt, mich derjenigen Gesellschaftsklasse einzureihen, welchen Eindruck ich ihr mache. Ich bin meiner Sache sicher, welchen. Hier in Deutschland sollte ich nun Farbe bekennen. Ich betitelte mich: „Esq.", dessen Deutung der hohen Polizeibehörde überlassend, welche die vielen indiskreten Fragen auf dem Formular mir entgegenschleudert. Daß aber ein jeder in Deutschland einen Titel oder gar einen Orden besitzen muß, will er nicht ziemlich dürftig bekleidet umherlaufen, kam mir auf Schritt und Tritt wieder zum Bewußtsein. Auch in meinem Beruf. Aus einem einfachen Kellner wird ein Oberkellner, und mit Vorliebe bevorzugten meine Mitmenschen das abgekürzte Verfahren, indem sie nur „Ober" riefen. Das ließ sich auch mit „Oberhofmarschall" oder „Oberregierungsrat" usw. für Uneingeweihte deuten, da es ja eine Menge derartiger Titel für Bonzen in Deutschland gibt.

Doch ich gewöhnte mich schnell wieder an die verschiedenen kleinen Eigentümlichkeiten meiner Landsleute. Da ich von dem mir im Auslande ersparten Gelde nicht länger müßig leben wollte, zumal ich das bestimmte Ziel hatte, einst „Proprietär" zu werden, so sah ich mich bald nach einer geeigneten Stellung um. Ich suchte für diesen Zweck

ein Stellenvermittlungsbureau auf, das nur für Leute unseres Berufes tätig ist.

Das Glück war mir hold. Für ein altes renommiertes Hotel wurde gerade ein Etagenkellner gesucht. Der Vermittler sagte mir zu meiner Beruhigung, es verkehre dort nur gutes Publikum der besseren Kreise. Leute, die gewöhnt wären, gute Trinkgelder zu geben, so daß ich ein reichliches Auskommen haben würde. Es genieße gleichzeitig infolge seiner vorzüglichen Küche einen mit Recht weit verbreiteten Ruf und guten Zuspruch. Ich überlegte nicht lange und griff zu. Wenn es mir nicht gefallen sollte, so konnte ich ja in acht Tagen mich wieder verändern. Ich ahnte damals nicht, daß aus diesen acht Tagen lange Jahre werden sollten.

Ich stellte mich vor. Mein zukünftiger Chef machte einen durchaus guten Eindruck auf mich. Er schien ein Mann zu sein, der aus unserem Beruf hervorgegangen. Älterer Herr mit ausrasiertem Kinn und zur Seite gekämmtem Backenbart, der schon völlig ergraut war wie sein Haupthaar. Das Haus selbst war gut gehalten, modern, Lift, W.-C., Z.-H. usw. Das Publikum, das während meiner Anwesenheit kam und ging, war Klasse. Ich stellte das an seinem Reisegepäck fest. Alles gute Koffer, meist Leder- und keine Leinwandkoffer oder gar Pappkartons mit Riemen. Dafür hat man doch einen geschulten Blick.

Da das Personal, mit Ausnahme des Portiers, wie üblich, im Hause wohnte, im obersten Stock, dicht unter dem Dache, so gab ich mein mir inzwischen gemietetes billiges Logis bei einer überaus neugierigen Wirtin auf. Am nächsten Tage trat ich meine Stellung im Hotel de l'Europe an. Ich machte mit meinem eleganten Gepäck, englische Lederkoffer, keinen geringen Eindruck, paßte jedenfalls gut in das Haus.

Beim Betreten meinerseits der Empfangshalle streifte mich der Blick einer Dame. Sie war anscheinend mit dem ersten Frühzuge eingetroffen und suchte im Hotel de l'Europe Unterkunft. Sie war eine Dame in den besten Jahren, wohl Mitte der Dreißig. Raffiniert einfach angezogen, strömte sie ein feines diskretes Parfüm aus. Den Duft konnte ich nicht gleich feststellen, jedenfalls eine besondere Marke. Ich habe für so etwas eine feine Nase, wie auch für die Toilette einer Dame. Und daß es sich hier um eine Dame der Gesellschaft handelte, das stellte ich mit einem Blick fest. Hatte ich doch die hohe Schule in Paris und London hinter mir. In dem Blick der Dame lag etwas, ich weiß nicht was. War es Bewunderung, Staunen oder Neugier? Jedenfalls schien sie mir von meinem Anblick befriedigt. Ich mußte ja auch in Garderobe wie dito Gepäck den Eindruck eines reisenden vollkommenen Gentleman machen. Sollte sie mich bereits mal früher schon in Paris oder London gesehen haben? Ich vermochte mich nicht zu entsinnen. Man kommt ja auch mit so vielen Menschen zusammen, daß es schon ganz besondere Ereignisse sein müssen, sollen wir uns die oft sehr nichtssagenden Physiognomien unserer Gäste einprägen, wenngleich unser Beruf uns auch das Physiognomiegedächtnis im Laufe der Zeit sehr stärkt wie bei einem Detektiv. Es war auch nur ein ganz flüchtiger Moment, wo sich unsere Augen trafen. Sie stand gleich darauf am Bureau des Portiers, um nach einem Zimmer zu fragen, während einer der Hotelpagen ihren Handkoffer (Silberbeschlag, Krokodilleder) trug. Der Oberkellner war ebenfalls herbeigeeilt und begrüßte den neuen Gast mit seiner besten Verbeugung. Die Dame sprach Deutsch mit einem fremdländischen Akzent; dieser konnte russisch, ungarisch oder rumänisch sein; jedenfalls etwas Östliches.

Sie bekam im ersten Stock ein Zimmer mit Bad und entschwand gleich darauf mit dem Pagen und dem „Ober“ in den Lift.

Auch meines Gepäcks hatte sich ein Page bemächtigt. — Der Portier nahte sich nun mit der höflichen Frage, ob ich auch ein Zimmer im ersten Stock wünsche, er hätte zufällig noch das eine frei. Seine Verblüffung war daher nicht gering, als ich ihm sagen mußte, ich wäre der neu engagierte Zimmerkellner. Der Page setzte darob gleich meinen Koffer nieder und blickte entrüstet drein. Sein schon entwickelter Geschäftssinn sagte ihm sofort, er hätte eine Verrichtung umsonst gemacht.

„Sie sollten doch wissen,“ belehrte mich der Portier, „daß für das Hauspersonal, wie auch für das Gepäck, der Nebeneingang bestimmt ist.“

Freilich wußte ich das; da ich es aber bequemer fand, noch dazu am frühen Morgen, den Haupteingang zu wählen, so stand ich hier. Da ich mir nie imponieren lasse und kein Grünling mehr war, sagte ich dem Portier: „Mein Lieber, ich komme vom Auslande, und ihr seid hier, wie mir scheint, von dem Gleichheitsstaate noch weit entfernt.“

Er riß die Augen auf, vermutete in mir wohl einen radikalen Sozi, wenn ich auch mit meinem inneren Empfinden durchaus fern dieser sozialen Richtung stand und heute als Proprietär erst recht stehe.

„Dann werden Sie hier schlecht am Platze sein,“ bemerkte der Portier, „denn in unserem Hause verkehrt nur ein durchaus konservatives Publikum.“

Allerdings wies ja schon der Name „Hotel de l'Europe“ oder „Europäischer Hof“ darauf hin. In diesem konnte sich die Sozialdemokratie unmöglich heimisch fühlen. Auch bei einfacheren Namen wie „Goldener Schwan“ oder „Hirsch“ denkt man mehr an die philiströse knickrige Bour-

geoiste, während der „Grüne Baum“ schon mehr auf Freiheit und Hemdsärmel der Sozi hindeutet.

Der Portier war kein junger Mann mehr. Er war der Tagesportier, der wohl erst vor kurzem seinen Kollegen, den Nachtportier, abgelöst hatte. Diese Leute stehen sich meist in den großen und mittleren Hotels pekuniär sehr gut. Es gibt solche, welche eine enorme Pachtsumme den Hotels für diese Stellung zahlen und doch dabei noch wohlhabende Leute werden. Auch dieser hier schien offenbar schon zur besitzenden Klasse zu zählen, wie sein an der Hand blitzender Solitär sagte. Mein Eintritt mit dem scheinbar roten Einschlag mußte daher einen inneren Aufruhr bei ihm hervorrufen.

In dem Augenblick war auch der „Ober“ die Treppe zum ersten Stock mit wehenden Frackschößen wieder herabgeschwebt, den Meldezettel der Dame in der Hand

„Gräfin Rapotzka,“ sagte er mit einem gewissen Respekt zum Portier, welcher den Namen aufschrieb.

„Unser neuer Etagenkellner,“ sagte der Portier, der sich seinen goldenen Klemmer auf die Nase bei Eintragung des Namens der Gräfin gesetzt hatte, und wies mit lässiger Bewegung, mit dem Bleistift in der Hand, auf mich.

Der „Ober“ war ein gewandter Mensch. Er verzog über die Überraschung, die ihm mein Äußeres bot, keine Miene. Er erwiderte nur: „Oh, der neue Zimmerkellner, von dem der Chef mir gestern sagte. Sie bekommen die erste Etage,“ wandte er sich dann an mich. „Wie ist Ihr Name?“

„Philipp,“ antwortete ich aus alter Gewohnheit. „Gut, Philipp, lassen Sie sich nach oben zu den Zimmern des Hauspersonals fahren. Ihr Zimmer ist bereit, und treten Sie dann gleich Ihren Dienst in der ersten Etage an.“

So hielt ich denn meinen Einzug im Hotel de l'Europe. Vertauschte schnell meinen echt englischen Reiseanzug mit

meinem Frack und fuhr zur ersten Etage hinab, um auf das Klingelzeichen meiner Gäste, die zum Teil noch schliefen, zu warten. Daß die Gräfin Rapotzka — wie ich richtig vermutet — aus dem Osten stammte, in diesem Falle Polin, meinem Revier angehörte, gab mir eine gewisse Befriedigung. Sie hatte das Zimmer Nr. 8 mit Schlafzimmer und Bad bekommen.

Unten angelangt, fiel mir das Zimmermädchen der Etage sofort ins Auge. Donnerwetter, welche Formen! Wenn sie ging, schwenkten ihre Röcke nach rechts und nach links. Da saß eine gesunde, wohlgerundete Natur drin. Ich liebe es sonst nicht, mich mit den Zimmermädchen abzugeben, wenigstens nicht mehr, als es eine gewisse Kameradschaftlichkeit und gemeinsame Interessen erfordern. Ich war seit Paris und London Besseres gewöhnt, wobei ich dem Pariser Schreibpapier entschieden den Vorzug gebe vor den ziemlich temperamentlosen Engländerinnen. Ich wollte mich nun vergewissern, ob die vordere Partie auch der ausdrucksvollen Hinterpartie entspräche. Das Mädchen mußte auf dem dämpfenden Korridorläufer aber wohl meine Schritte gehört haben. Es wandte sich um. Eine sehr hübsche Blondine, der das Häubchen ausgezeichnet stand und deren praller Busen von einer weißen Schürze wirkungsvoll umspannt wurde, blickte mich neugierig an.

„Mein Name ist Philipp, der neue Zimmerkellner," stellte ich mich ihr vor.

„Ah Sie —" sagte sie heiter und warf mir einen koketten Blick aus ihren braunen Augen zu. „Ich heiße Marie."

„Also auf gute Kameradschaft, Fräulein Marie," und ich reichte ihr meine Hand, wobei ich lachend versuchte, sie an mich zu ziehen, denn Marie gefiel mir ausgezeichnet.

„Sie," sagte Marie drohend, wenn auch dabei lächelnd, „dös gibt's nit." Und sie entwand sich mir. Nach der Sprache anscheinend eine Österreicherin.

„Aber Marie, wenn ich nicht irre, stammen Sie aus Österreich, da ist man doch nicht so ungastlich."

„Sie scheinen mir, Herr Philipp, ein Schlankerl zu sein, dergleichen Sachen schlagen's sich bei mir fein aus dem Sinn."

„Was für Sachen, Fräulein Marie?" fragte ich mit der Unschuldsmiene eines Reineke Fuchs.

In dem Augenblick leuchtete auf dem Korridor eine farbige Lampe auf als Zeichen, daß einer der Gäste der Etage geschellt hatte.

Das Zeichen galt Marie, die nach einem flüchtigen Blick auf die gefallene Zimmernummer gemächlichen, doch schwebenden Ganges, wobei sie mir wieder die so reizvolle Hinterpartie bot, sich nach dem Zimmer Nr. 8 begab.

Als ich noch so allein untätig auf dem Korridor der Etage stand und meine Don-Juan-Gelüste bezähmen mußte, sah ich den Hausdiener kommen, wie er vor den einzelnen Türen einige Stiefel aufnahm oder an anderen Türen die gereinigten Stiefel hinstellte. Die er mitnahm, versah er auf den Sohlen durch eine mit Kreide aufgemalte Nummer des Zimmers.

Als er mich bemerkte, riß er die Augen auf, hob den rechten Zeigefinger an seine mit einem „Hotel de l'Europe" geschmückte Mütze und sagte: „Morjen."

„Guten Morgen, Friedrich." (In allen Hotels heißen die Hausdiener Friedrich.) „Viel Arbeit, was?" fragte ich weiter, um mit ihm ins Gespräch zu kommen und gleichzeitig zu hören, ob der Stellenvermittler mich auch richtig über die zu erwartenden Einkünfte informiert hatte.

„Hm," brummte Friedrich und malte bedächtig eine neue Nummer auf ein Paar Stiefel, trat dann zu mir und sagte: „Sie sind wohl der Neue?"

„Ja, ich bin der Neue."

„Na, dann werden Sie es bald selbst kennenlernen, aber ich bin zufrieden."

Diese Auskunft beruhigte mich. „Also alles gute Klasse?" fragte ich.

„Ja, nur hin und wieder verirrt sich mal ein nicht passender Stiebel zu uns. Aber mir kann er nischt vormachen," erwiderte Friedrich und klopfte energisch auf die Sohle des in seinen Händen befindlichen Stiefels.

„Wieso nicht passender Stiefel?" fragte ich, im unklaren über seine Ausdrucksweise.

„Weil für mich der Stiebel der Gäste maßgebend ist. Sehen Sie sich hier z. B. dieses Exemplar an. Die Sohlenspitzen sind etwas abgelaufen, während die Absätze noch tadellos sind. Das ist ein Mann, der sehr vorsichtig ist und auch so auftritt. Die Machart, derb und bequem, weist auf einen soliden Bürger, einen Burschoa (er sprach es so) hin, der nur zufällig bei uns abgestiegen. Ebenso vorsichtig wird er auch mit der Abmessung der Trinkgelder sein. Schäbiges Luder —," schloß Friedrich und stopfte das bourgeoismäßige Stiefelpaar verächtlich in seine grüne Friesschürze zu den übrigen Stiefeln.

Ich mußte über diesen Stiefelphilosophen lachen. „Sie können sich ebenso irren, Friedrich. Ich möchte mir erst ein Urteil bilden, wenn ich den Mann gesehen."

„Sehen? Das brauche ich nicht. Ich habe den Leuten noch nie ins Gesicht geschaut. Ob ich diese dämliche Visage sehe oder nicht. Für mich könnten sie ruhig ohne Oberleib bei uns absteigen, denn ich sehe doch nur auf das

untere Gestell bei ihnen, auf die Stiebel, und habe dabei mich selten geirrt."

Diese philosophischen Auseinandersetzungen Friedrichs, die mich nachdenklich stimmten, wurden durch die Zurückkunft Maries unterbrochen. Sie trug in ihrer Hand ein sehr elegantes Paar Damenstiefel.

„Nun, Friedrich," sagte ich lachend und nahm Marie die Damenstiefel aus der Hand, „was halten Sie von der Trägerin dieser Stiefel?"

Friedrich betrachtete schmunzelnd das schicke Paar Stiefel.

„Fein, was, Friedrich?" mischte sich Marie ein. Die Stiefel waren allerdings sehr schön. Ganz weiches goldkäferfarbenes Leder, auf Rand gearbeitet, mit sehr hohen Schäften, die bis an die Wade reichen mußten, die Schnüre zum Zuschnüren von Seide.

Friedrich drehte die Stiefel hin und her, dann sagte er nach einigem Nachdenken, wie ich das bei einer alten Kartenlegerin in Paris einmal beobachtete, wohin mich Diane geschleppt (sie war wie so viele Damen und Dämchen eine Kundin derartiger Weiber, die neben den Karten auch aus schwarzem Kaffeegrund weissagen). „Hm, das ist ein rassiges Weib. Die Absätze sind nicht schief gelaufen, aber durch energisches Auftreten mit dem Fuß mitgenommen. Dann spricht auch die leise Ausbuchtung des Ballens für heißes Blut. Sie ist, nach der Machart des Stiefels zu schließen, dabei sinnlich und kokett. Ich denke, sie sieht nicht auf das Geld, sondern mehr auf Liebe."

„Sie gehören der Dame von Nummer acht," bemerkte Marie. „Es duftet bei ihr wie in einem Parfümerieladen. Und Wäsche hat sie! Ich sah sie eben im Hemd, durchsichtig wie Spinnweb, mit Spitzen garniert."

„Ach, Marie, wenn ich Sie auch mal so sehen könnte!" rief ich und markierte einen schmachtenden Seufzer.

„Da können S' lange warten, Philipp," gab Marie lachend zur Antwort, während mir ihre Augen ganz was anderes zu sagen schienen.

„Hat sie Ihnen das Frühstück bestellt?" fragte ich Marie.

„Nein, augenblicklich badet sie. Sie wird schellen, wenn sie das Frühstück wünscht."

„Na, dann werde ich ja das Vergnügen haben, die Dame mit dem Spitzenhemd und den himmlischen Stiefeln kennenzulernen," erwiderte ich lachend.

„Aber wohl nicht im Hemde, Sie alter Sünder, Philipp," rief Friedrich entrüstet und zog mit seinen Stiefeln unter Mitnahme der von Nummer acht weiter den Korridor entlang.

„Vielleicht werden Sie über Nummer acht enttäuscht sein, Philipp," sagte Marie, und wie es mir schien, klang in diesem Ton etwas wie Eifersucht mit. „Wir Frauen sehen Falten und Krähenfüße, wo ihr Männer nur Schönheit und nicht die Schminke seht. Die auf acht liebt das Halbdunkel, wird wohl ihre Gründe haben."

Ich war allerdings auf die Gräfin sehr neugierig, schon aus dem Grunde, weil sie mir bei unserer beiderseitigen Ankunft ins Auge gefallen war, vielmehr anscheinend ich ihr. Nun kam noch die komische Stiefelphilosophie Friedrichs hinzu. Ich mußte indes vorläufig meine Neugierde bekämpfen. Die Gräfin ließ sich mit dem Frühstück Zeit. Die anderen Gäste der Etage standen allmählich auf, alle Augenblicke flammten die geräuschlosen elektrischen Lampen auf, die entweder Marie oder mich riefen. Ich mußte wegen des Frühstücks, das viele auf den Zimmern nahmen, trepp auf, trepp ab. Ich habe später in einer müßigen Stunde mal nachgerechnet, wieviel Kilometer ich mit meinen kunstgerecht getragenen Tabletts voll Geschirr zurückgelegt. Ich

kenne nicht den Umfang des Erdballes, daß ich ihn aber im Laufe meiner Tätigkeit wohl annähernd erreicht, wenn nicht gar überschritten habe, glaube ich doch.

Und da rede noch einer, unser Geld würde leicht verdient. —

Endlich, so gegen elf Uhr, geruhte Frau Gräfin mich, den Zimmerkellner, durch das übliche Zeichen zu rufen. Ich warf noch schnell einen Blick in den hohen Spiegel, der sich bei dem Treppenabsatz jeder Etage befand. Ich war damals sehr eitel und hatte, schon allein für mich, das, wie soll ich sagen, ästhetische Bedürfnis, elegant und körperlich wohl gepflegt zu erscheinen. Mein Blick befriedigte mich. Der Frack saß gut, das blonde Haar war angenehm leicht gewellt und der Scheitel tadellos. Schnell ließ ich meine Serviette noch einmal über meine Lackschuhe fahren, und dann klopfte ich an die Tür von Nummer acht.

Ein etwas tiefes Organ rief: „Entrée!" Und schon stand ich im Zimmer. Eine Wolke angenehmen Wohlgeruchs, gemischt mit dem Duft französischen Puders (ich kenne diese Marke) schlug mir entgegen.

Scheinbar bescheiden blieb ich an der Tür stehen. „Frau Gräfin haben geschellt?"

Aus dieser Wolke von Wohlgeruch drang mir von der Chaiselongue die Altstimme entgegen: „Ja, das Frühstück."

Meine Augen hatten sich indessen an das Halblicht gewöhnt, denn die Gräfin hatte die Stores dicht zugezogen.

Sie lag, nur leicht bekleidet mit einem entzückenden seidenen Morgenrock, den ihre Beine etwas zurückgeworfen hatten, so daß ich ein sehr schön geformtes Bein mit seidenen Strümpfen erblickte, auf der Chaiselongue. Sie beachtete mich gar nicht. Sie schien vom Bade ermüdet, oder es lohnte sich nicht, einen Kellner als Mann überhaupt als anwesend zu beachten? Ich schien Luft für sie

zu sein; ebensogut hätte die Gräfin ihre Bestellung in das Zimmertelephon rufen können.

Etwas Zeit zu gewinnen, um die Gräfin näher betrachten zu können und dabei ihre Aufmerksamkeit zu erwirken, fragte ich: „Haben Frau Gräfin bei dem Frühstück besondere Wünsche?

Kaffee, Tee, Kakao, Eier, Schinken? Ham and Eggs?"

Ich sprach absichtlich englisch, um mich auch auf diesem Gebiete zu zeigen. Gleichzeitig schlug ich etwas geräuschvoll meine Serviette unter den linken Arm.

Der Gräfin leicht zur Seite gewendeter Kopf mit dem kupferfarbenen, ondulierten Haar (offenbar gefärbt) wandte sich mir mit gleichgültigem Blick zu. Die schweren Lider hoben sich. Ich erblickte zwei dunkle Augen. Sie betrachtete mich genauer, und ein etwas erstauntes Lächeln kam auf dem sehr weiß gepuderten Gesicht mit den unnatürlich roten Lippen zum Vorschein.

Aha, sagte ich mir, sie erkennt dich wieder. Die Gräfin erhob sich langsam. Sie setzte dabei das rechte Bein auf den ganz mit Teppich bespannten Boden.

War es Absicht oder Zufall dieser Bewegung, denn hierbei entblößte sie ihr Bein fast bis zur Hüfte. Meine Augen verschlangen die schlanken Fesseln des Beines, den leicht geschwungenen Ansatz der Wade und einen sich zeigenden üppigen Oberschenkel, dessen weitere Fortsetzung mir ein elegantes Spitzenhöschen entzog.

Die Gräfin beachtete aber diese Bloßstellung ihrer Reize nicht weiter. Nach einer kleinen Pause, als ob sie mir genügend Zeit lassen wollte, dies alles in mich aufzunehmen, folgte das linke Bein, und die Gräfin erhob sich völlig von der Chaiselongue. Sie war von mittlerer Größe. Die oberen Formen vermochte ich nicht deutlich zu erkennen, denn die lose Hülle des kimonoartigen Morgenrockes machte

das nicht möglich. Wie es mir schien, schnürte ein weit herabgehendes Korsett ihre Formen etwas ein. Ich sah wenigstens bei der Bewegung des halb geöffneten Morgenrockes ein rosafarbenes, mit Spitzen besetztes Korsett hin und wieder durchblitzen.

Sie trat näher auf mich zu. Ihre Augen, in denen eine Glut brannte, prüften mich ziemlich ungeniert, wobei mir ihre vollen, sinnlichen, sehr rot geschminkten Lippen auffielen. Unter den Augen hatte sie dichte schwarze Striche, wie ich das von Paris kenne, die ihnen mehr Feuer geben sollten. Sie hatte sie durch einen kunstvollen Strich so geformt, daß sie mehr mandelförmig erschienen.

Sie gab mir auf meine Frage keine Antwort, sondern stellte die Gegenfrage mit ihrer etwas harten Aussprache: „Sind Sie schon lange hier in dem Hotel?“

„Nein, Frau Gräfin, seit heute früh.“

„Dann waren Sie wohl der — Herr, der mit mir in der Halle stand?“

„Allerdings, Frau Gräfin.“

Eine leichte Überraschung, wie eine Enttäuschung, huschte über ihr weißes Gesicht. „Ich hatte in Ihnen was anderes vermutet,“ sagte sie dann, und ihre Augen blickten mich noch ungenierter an.

„Ich bedauere, Frau Gräfin, diese Enttäuschung bereiten zu müssen.“

„Enttäuschung! Ich habe von Ihnen nichts erwartet, kann daher nicht enttäuscht sein,“ antwortete sie etwas hochmütigen Tones.

Diese Antwort kränkte mich, und ich fragte daher sehr kühl: „Wollen Frau Gräfin nun bestimmen, was ich servieren soll?“

„Haben Sie es denn so eilig, mon cher?“ und ein kokettes Lächeln schien mir die Worte zu begleiten.

„Die anderen Gäste —"

„Mögen warten," unterbrach sie mich befehlenden Tones. „Ich zahle Ihnen die Zeit. Sie besitzen jedenfalls einen guten Schneider und haben Geschmack."

„Londoner Arbeit, Frau Gräfin."

„Ah, London! Waren Sie dort?"

„Ja, auch in Paris längere Zeit."

„Très bien. Sie gewinnen bedeutend bei mir."

„Sehr schmeichelhaft, Frau Gräfin."

„Schmeichelhaft! Haha, ich ihm schmeicheln. Serrr gut! Nun, an — hm — an Selbstgefälligkeit fehlt es Ihnen nicht!"

Da sie merkte, daß ich mich abermals verletzt fühlte und vor innerem Zorn meine Serviette heftig drehte wie ein grimmiger Löwe seinen Schweif, sagte sie: „Aber das gefällt mir. Sie sehen jedenfalls in dem englischen Anzug très chic aus. Comme un — un," und sie suchte nach dem Ausdruck. „Comme un Attaché," fiel ich lächelnd ein.

„Haha," lachte sie laut: „Serr gut — Ja, wie ein Diplomat. Ich werde sehen, ab Sie auch werden diskret sein wie ein Diplomat!"

Ich legte zur Beteuerung meine rechte Hand auf meine weiße Hemdenbrust und verbeugte mich.

„Auch im Frack machen Sie gutte Figur. Nun hören Sie meine Befehle: Ich wünsche jedden Morgen um elf Uhr die Frühstück. Kakao in Milch, Butter und zwei weiche Eier. Comprenez?"

Ich verneigte mich abermals zum Zeichen des Verstehens, wobei ich sagte: „Tout comme, Madame il vous plaira . . ."

„Während des Frühstücks wünsche ich von Ihnen bedient zu werden. Ich bin es so gewohnt von meine Domestik, daß sie mich bedienen und man mir die Speisen reicht."

Die Sache fing an, mir Spaß zu machen, wenn ich auch mit einiger Besorgnis an meine anderen Zimmergäste dachte, deren Ungnade ich mir durch meine längere Abwesenheit in der Form entgehender Trinkgelder zuziehen würde.

Da ich schwieg, trat sie mir einige Schritte näher, so daß sie dicht vor mir stand und mir der Parfümduft betäubend entgegenschlug. Beim Schreiten war der obere Teil ihres Morgenrocks aufgegangen, oder hatte sie vielleicht ihm nachgeholfen, jedenfalls lagen zwei heftig atmende weiße Elfenbeinkugeln vor meinen Augen. Ihre lodernden Blicke bohrten sich fest in die meinen: „Warum antworten Sie nicht?" fragte sie, wobei ihr Busen wogte und die Nasenflügel vibrierten. Ich glaube, es fehlte nicht viel, sie hätte mich an sich gerissen.

„Ich werde den Wünschen der Frau Gräfin nach besten Kräften nachkommen," entgegnete ich mit vielsagendem Lächeln.

„Sie sind jung, und ich hoffe, Ihre Kräfte werden für meinen Dienst ausreichen." Sie sagte das etwas ironisch.

Auch ich lächelte, und ich glaube, wir verstanden uns.

„Ich bin gewohnt, treue Diener gutt zu belohnen."

„Ich habe aber, Frau Gräfin, meine — Kräfte auch noch anderen Gästen zu widmen —"

„Später aber, mon cher. So, nun küssen Sie mir, wie ich es von meinen Domestiken in Pollen auf meine Gutt gewohnt bin, den Rocksaum!"

Ich starrte sie empört an und sagte: „Frau Gräfin, wir sind aber hier nicht in Polen."

„Allons!" sagte sie nur befehlend, breitete den Morgenrock auseinander, so daß ich ihre intimsten Kleidungsstücke sah und hielt mir den Rocksaum hin.

Wie ich es früher einmal in einem Theater gesehen hatte, fiel ich wie ein Ritter auf das rechte Knie, riß den Rocksaum an mich und führte ihn an meine Lippen.

„So ist gutt!" hauchte sie und kam mit ihrem Bein dicht vor mein Gesicht.

Ich wurde kühner und ergriff die Spitzen, welche ihre Höschen garnierten und drückte auch da meinen polnischen Domestikenkuß hin.

In dem Moment bekam ich eine Ohrfeige, die mich aufspringen ließ. Meine Augen mußten die Gräfin zornfunkelnd anblicken: „Sie schlagen mich — —!"

„Er sein frech," sagte sie ruhig. „Ist das der Rocksaum? Womit entschuldigt Er seine Unverschämtheit?"

Ich merkte ihr an, daß es aber wohl nur eine gemachte Entrüstung war. Auch gewann ich meine Beherrschung wieder und ließ meinen Zorn verrauchen mit den Worten: „Frau Gräfin müssen schon entschuldigen, ich war noch nie in Polen und mußte mich daher verirren."

Sie verbiß sich das Lachen, drohte mir mit dem Finger, wobei sie sagte: „Nun gehen Sie, und bringen Sie mir endlich das Frühstück."

Und ich ging.

II.

Seit drei Tagen servierte ich nun jeden Morgen um elf Uhr der Gräfin das Frühstück. Wenn ich aber geglaubt, meine Stellung gewissermaßen als Leiblakai würde zu weiteren Intimitäten bei der temperamentvollen Gräfin führen, so hatte ich mich geirrt. Die Sache hatte für mich noch den besonderen Reiz, weil ich bisher noch nie mit einer wirklichen Dame von so außerordentlich erstklassiger Stellung in Verkehr gekommen war.

Die Gräfin empfing mich wie immer in dem sehr offenherzigen Schlafrock, nahm an dem Frühstückstisch Platz, und ich mußte ihr den Kakao eingießen, die Brötchen reichen und sonstige Dienstleistungen verrichten. Im übrigen, auf ihren Wink wartend, hinter ihr stehen.

Ich mußte der Gräfin beim Servieren einmal auf ihren Wunsch aus dem Schlafzimmer etwas holen. Ich ging hinein und erblickte auf dem Waschtisch (wir hatten laufendes kaltes und warmes Wasser first class) einen ganzen Laden von Toilettengegenständen. Diese Frau mußte wohl täglich Dutzende von Waschungen ihres wohlgepflegten Körpers vornehmen. Schade, daß ich nicht ihr Puderlieferant war. Ich kam hierbei auf den Einfall, mir für meine Kundschaft Puder zu halten und ihn mit hundert Prozent Aufschlag an diese zu verkaufen. Natürlich echten Pariser, das zieht mehr. Der starke Duft einer wohlgepflegten Frau, ein Duft von Liebe, umfing mich auch hier. Daß die Gräfin mir den Anblick ihrer verschiedenen Apparate bis

zu den intimsten so ungeniert bot, war wieder ein Zeichen, daß ich für sie kein Mann bin. Na, mir soll's recht sein.

Sie tat, als ob zwischen uns jene Szene vor drei Tagen überhaupt nicht vorgefallen wäre. Nicht zu der geringsten Vertraulichkeit kam es. Und als ich, um ihr etwas entgegenzukommen, meinen Arm mit der Platte leicht auf den ihren legte, wie ich es bei Diane oft getan, rüffelte sie mich mit den Worten: „Man sollte es nicht glauben, daß Sie in ersten Häusern serviert haben. Man legt sich doch nicht derartig auf den Arm einer Dame."

„Entschuldigen, Frau Gräfin, eine kleine Schwäche befiel mich."

Sie hob ihren wohlfrisierten Kopf und blickte mich überrascht an: „Ist Ihnen nicht wohl?" fragte sie kühl.

Obgleich ich mich nie wohler in meinem Leben gefühlt, spielte ich doch den Kranken.

„Wir haben im Hause sehr viel zu tun. Ich komme kaum zur Ruhe, kenne kaum noch ein Bett." Hierbei warf ich meine Blicke durch die Türöffnung des Schlafzimmers, wo das Bett der Gräfin stand, das sie noch nicht allzu lange verlassen hatte.

Sie verstand wohl meinen Wink; ein feines Lächeln umspielte ihre sinnlichen Lippen.

„Das tut mir leid," erwiderte sie, „daß Sie so schwach — auf den Füßen sind. Drum können Sie jetzt gehen, schonen Sie sich. Au revoir à demain." Damit war ich entlassen. Ich nahm das überflüssige Geschirr auf mein Tablett und verließ stumm das Zimmer. Innerlich schäumte ich vor Wut. Na warte, sagte ich mir, das werde ich dir anstreichen. Bin ich denn ein Hund, den man mal zu sich ruft und Zucker reicht, und dem man das nächste Mal die Peitsche gibt! Ich schien für sie kein Mensch, nur ein Gebrauchsgegenstand. Wie sie ihre Puderquaste oder

einen ähnlichen Toilettengegenstand benutzte und damit ihren Körper pflegte, so dachte sie mich zu behandeln. Es war wohl auch die gekränkte Eitelkeit, die bei mir mitsprach, der ich geglaubt, im ersten Anlauf die feurige Gräfin zur Strecke zu bringen.

Draußen auf dem Korridor trat mir Marie entgegen. Mit ironischem Lächeln betrachtete sie mich. „Na, Philipp, schon der Kammerdienst vorüber? Sehen ja ganz blaß aus."

„Marie, schweigen Sie — wenn ich jetzt allein mit Ihnen wäre, wollte ich Ihnen zeigen, wie wenig mich dieser Kammerdienst anstrengt —" Dabei wollte ich mir im Fluge, da der Korridor leer war, eine Vertraulichkeit herausnehmen.

Marie schlug mir aber energisch auf die Finger und sagte brüsk: „Lassen S' das. Gehen S' lieber auf Nummer 17. Der Fadian da drin hat sich schon halb tot nach Ihna klingelt."

„Lassen Sie ihn klingeln." Dann trug ich erst mein Tablett in ein kleines, dem Bedienungspersonal auf dem Korridor zur Verfügung stehendes Zimmer. Hiernach begab ich mich auf Nummer 17, von wo bereits wieder andauernd das Zeichen nach dem Zimmerkellner kam.

Ich hatte erst seit gestern diesen Gast, ihn nur flüchtig in meiner Erinnerung, da ich ihn kaum gesehen. Als ich auf sein „Herein" die Tür öffnete, empfing mich ein Mann in jungen Jahren mit den Worten: „Na, das ist hier eine Bedienung in dem Hause, das muß ich sagen! Kein Mensch läßt sich sehen."

„Haben der Herr schon öfter geschellt?" fragte ich mit Unschuldsmiene.

„Mindestens seit einer halben Stunde ein dutzendmal!" polterte er heraus.

„Oh, das tut mir leid. Da ist sicher mit dem Apparat wieder mal was nicht in Ordnung."

Die Zeitangaben bei den Gästen kannte ich schon. Wenn sie fünf Minuten warten müssen, dann ist es gleich eine halbe Stunde. Ich nahm meinen unzufriedenen Gast schärfer ins Auge. Was war das wohl wieder für eine Nummer? Er sah so durchaus neutral aus, daß ich ihn schwer auf den ersten Blick in eine bestimmte Klasse unterbringen konnte. Groß, schlank, sehr gut angezogen. Ein scharf markiertes, schmales Gesicht mit einem kleinen englischen Schnurrbart unter der etwas gebogenen schiefen Nase. Die Augen von grauer Farbe mit einem etwas stechenden Blick. Er konnte ein Offizier in Zivil sein, ein adliger Landwirt oder auch ein Mann der juristischen Laufbahn, oder er hatte auch gar keinen bestimmten Beruf.

An den Fingern trug er einige mit Edelsteinen verzierte Ringe, an dem linken Arm ein goldenes Uhrenarmband. Das war der äußere Eindruck; über die inneren Eigenschaften konnte sich bisher nur Friedrich äußern, der die Stiefel gereinigt.

„Keine Briefe für mich gekommen?" schnarrte mich seine Stimme an.

„Auf welchen Namen darf ich beim Portier fragen?" Es hätte ja genügt, wenn ich beim Portier nur nach Post für Nummer 17 gefragt hätte, ich wollte aber wissen, wie der Kunde hieß und welchen Beruf er wohl haben könnte.

„Mein Name ist Warrenheim, von Warrenheim."

„Sehr wohl," gab ich zur Antwort. „Und das Frühstück?"

„Nehme ich im Frühstücksraum. Wo ist der?"

„Hier gleich in der ersten Etage, am Ende des Korridors."

„Schön. Also — besorgen Sie mir erst meine Post."

Ich verbeugte mich und wandte mich zum Gehen, innerlich den Kerl verwünschend, daß er mich wegen seiner dummen Post besonders geklingelt. Die hätte ihm auch beim Frühstück der Page oder ein Pikkolo besorgen können.

„Halt, noch eine Frage!" rief er mir nach. Ich blieb an der Tür stehen.

„Sagen Sie mal," schnarrte die Stimme wieder, wobei mich seine stechenden Augen kalt durchdringend, fast grausam anblickten, „wohnt hier im Hotel eine Dame, eine Frau Mentzdorf?"

Ich schüttelte den Kopf und erwiderte: „Mir nicht bekannt. Seit wann soll die Dame hier sein?"

„Seit kurzem."

„Ich kenne sie nicht, wenigstens nicht auf meiner Etage. Wenn Sie vielleicht mal den Portier fragen —"

„Nein, nein, hat nicht solche Eile. Ist eine schlanke, hochgewachsene Dame."

„Ich bedaure, ich entsinne mich nicht. Da ich aber nicht alle unsere Gäste kenne, so ist es nicht ausgeschlossen —"

„Was wohnt denn sonst noch hier so im Hotel?" unterbrach er mich.

„Nur feine Herrschaften." Ich verspürte keine Lust, dem mir unsympathischen Frager alle unsere Exzellenzen, Geheimräte und Herren von Adel aufzuführen.

„Auch einzelne Damen?" fragte er weiter.

Da mir diese Frage gerade nach den einzelnen Damen etwas sonderbar vorkam, so antwortete ich darauf unbestimmt: „Wie's vorkommt."

„Na, ich frage nur zu meiner Beruhigung," entgegnete er, da er mir wohl anmerkte, daß mir seine Fragen sonderbar vorkamen. „Denn ich liebe im Speisesaal lieber junge hübsche Menschen als ältere Register."

Er wandte sich ab, trat zum Fenster, zum Zeichen, daß er meiner nicht weiter benötigte. Und da auch ich weiter kein Verlangen nach einer Unterhaltung trug, so ging ich. —

Die Gräfin habe ich den ganzen Tag über nicht weiter zu sehen bekommen. Sie war ausgegangen, und ich hatte zudem den Tag über viel zu tun. Denn meine Tätigkeit erstreckte sich nicht ausschließlich auf die Bedienung der Gäste auf den Zimmern. Am Nachmittag und am Abend bediente ich auch noch im Speisesaal und Restaurant.

Trotz dieser ermüdenden Tätigkeit schweiften meine Gedanken doch des öfteren zur Gräfin zurück. Was mochte sie den ganzen Tag über treiben? War sie Witwe, oder war sie verheiratet? Ich hatte keinen Trauring bemerkt. Aber das wollte nichts sagen. Ich habe gefunden, daß gerade diejenigen Paare, welche so demonstrativ einen Trauring im Hotel am Finger tragen, am wenigsten verheiratet sind. Ihre oft schlecht unterdrückte Zärtlichkeit machte sie verdächtig. Ich meine nicht etwa wirkliche Hochzeitsreisende; denen war ja alles, was man ihnen bot, egal, wenn man sie nur unbehelligt ließ. Wieviel unberührtes Essen habe ich da oft fortgetragen, und es war dabei tadellos. Ich setzte darum Hochzeitsreisenden immer eine mindere Weinmarke vor, die besseren Jahrgänge wissen sie ja doch nicht zu würdigen. Um aber mein Gewissen zu beruhigen, setzte ich auf die Nota wenigstens den Preis der guten Marke. Die Hochzeitsreisenden addieren bei der Abreise auch nie die Hotelrechnung. Wogegen bei den anderen Paaren, die ich im Auge habe, der Mann bei der Abreise meist sehr genau nachrechnete, als wenn bei ihm eine Art Katerstimmung Platz gegriffen hätte.

Als ich einmal über diese Erscheinung mit einem unserer Stammgäste sprach, einem Gelehrten, der weiter nichts zu tun hatte, als alte Töpfe und Scherben im Museum zu

beschnüffeln, erwiderte er mir: „Darüber könnte Ihnen Herr Horaz eine treffende Auskunft geben."

„Herr Horaz! Ist der Herr bei uns abgestiegen?"

„Nein, lieber Philipp, der ist bereits lange abgereist." Und sich ausschüttend vor Lachen, ließ mich dieser alte Topfbeschnüffler stehen. Dieser törichte Mensch, glaube ich, wollte sich gar über mich lustig machen. Wer weiß, was das für ein Heiliger war, von dem er sprach, der sich vielleicht auch nur für alte Scherben und Töpfe und nicht für Liebesgeschichten interessierte.

Man sollte Liebesleuten eigentlich die Nota immer „vorher" überreichen. Bei den Hochzeitsreisenden dagegen hat das keine Gefahr, da sie doch nicht nachrechnen, so kann man auf die Gefahr das im Rausch der Flitterwochen leicht in Vergessenheit kommende Trinkgeld ruhig dasselbe in die Nota mit einrechnen lassen.*) Nur Zimmermädchen und Hausdiener sind dann übel dran, deshalb sind bei ihnen die Hochzeitsreisenden nicht gerade beliebte Erscheinungen.

Nach einem so anstrengenden Tage kam ich dann immer erst abends spät oben in den Logisräumen des Hauspersonals zu mir selber. War ich allein, so machte ich mir in meinem Tagebuch, das ich mir angelegt, meine kurzen charakteristischen Eintragungen. War ich nicht allein, und das übrige Personal fand sich nach beendetem Dienst auch ein, so wurde noch ein kurzes Plauderstündchen abgehalten, an welchem sich, ehe man sich trennte — die Damen für sich und die Herren ebenso — alle beteiligten. Man tauschte die Tageseindrücke aus. Und da unsere

*) Der Autor macht sich anscheinend bei der Trinkgeldfrage über sich selbst lustig. Im allgemeinen kann man sich bei unsern Hotels auch unnachgerechnet auf die Richtigkeit der Nota verlassen. G. L.

Welt räumlich nur auf vier Etagen beschränkt war, so bildeten die Gäste mehr oder weniger den Gesprächsstoff. Es sind überall dieselben niedrigen Klatschereien und Bosheiten, über die Menschen und Gäste im besonderen. Ob ich mich nun in Paris oder London oder sonst wo befunden habe. Diese Woge von Neid, Gehässigkeit und sonst üblem Tratsch scheint unbegrenzt zu sein, während die Menschen doch sonst auf ihr Nationalgefühl so stolz sind und Grenzpfähle über Grenzpfähle errichten. Die Nationen scheinen also nicht so unterschiedlich zu sein, wie eifrige Politiker immer behaupten. Sobald es sich um Gemeinheiten und Gewinnsucht handelt, verstehen sich die Völker ausgezeichnet. Was trennt uns also eigentlich noch? Da wir auch in der Liebe uns gleichen? Wahrscheinlich sind es unsere edleren Triebe, worin eine Nation die andere überbietet und dadurch die unüberbrückbare Kluft gibt, über welche nur ab und zu ein frisch-fröhlicher Krieg eine Brücke schlägt.

Heute war ich mit Friedrich oben zufällig allein. „Sagen Sie mal, Friedrich," fragte ich ihn, „entsinnen Sie sich vielleicht auf die Stiefel von Nummer 17?"

Mit Friedrich war nun am Abend nicht mehr viel zu reden. Er war immer der Erste von uns morgens auf. Er weckte die Gäste und mußte sich auch rechtzeitig seiner Stiefelparade zuwenden.

„Ha — Hua!" gähnte mir Friedrich schläfrig ins Gesicht. „Auf 17?"

„Ja, scheint ein merkwürdiger Kunde zu sein."

„Ach der! Der trägt ja Damenstiefel."

„Was!" lachte ich auf. — „Na, den Eindruck hatte ich nun nicht von ihm. Sie irren sich wohl, Friedrich, in ihrer Müdigkeit mit der Zimmernummer."

„Das gibt et nich bei mir," brummte Friedrich.

„Und was halten Sie sonst von ihm?"

„Darüber bin ich mir noch nich im reinen, denn sie sind noch ganz neu, kaum das erstemal getragen."

„Dieser raffinierte Bursche," lachte ich, „als ob er geahnt, daß Sie ihm auf seine Sprünge kommen könnten."

„Na, wir werden ja sehen," brummte Friedrich. „Diese verdammten Burschoas!"

„Warum schimpfen Sie denn immer so auf die Bourgeoisie, Friedrich? Diese Klasse ist doch für Sie eine sehr nützliche Einrichtung wie eine milchgebende Kuh."

„Weil sie schäbig sind. Aber Sie sind ja auch so ein Sozi wie ich einer."

„Wer hat Ihnen das gesagt, Friedrich?"

„Der Portier."

„Ach der Portier! Der hat mich seit dem Tage meines Antritts in dem Verdacht."

„Ja, der ist nämlich gar nicht rot. Er ist Kapitalist und Ausbeuter."

„Dafür habe ich ihn gehalten, aber Ausbeuter — —"

„Natürlich! Ist er doch Hausbesitzer."

„Was, unser Portier!"

„Gewiß, mehrfacher. Jetzt plant er, soviel ich aufgeschnappt habe, mit unserem ‚Ober' eine Kneipe in einem seiner Häuser."

„So, der ‚Ober' will sich verändern?" fragte ich voll Interesse.

„Ja, da fragen Sie nur die Marie, die weiß besser Bescheid."

In mir regte sich bei diesen Worten etwas. Nicht, daß ich in Marie verliebt gewesen wäre, denn ich habe mich in meinem Leben nie mit zwecklosen Dingen abgegeben. Mich mit einem Stubenmädel gar verplempern, dies wäre doch mehr wie töricht gewesen. Ich wollte vorwärts, hinauf, als Proprietär. Und dazu brauchte ich Geld. Aber das

Mädel interessierte mich doch. Vielleicht nur deshalb, weil sie scheinbar meine Werbungen um ihre Gunst alle abwies. Ich glaubte bisher nur einen Trick darin zu sehen, um mich erst recht scharf zu machen und mich so einzufangen, am Ende gar mit dem Ring an der Hand. Nein, mein Kind, Philipp läßt sich weder einen Ring durch die Nase, noch auf den Finger ziehen. Jetzt nach der Mitteilung Friedrichs ging mir aber ein Licht auf. Sie hatte anscheinend mit dem „Ober" was, obwohl, wie mir bekannt, dieser verheiratet war und deshalb auch nicht bei uns oben im Logis wohnte. Ich mußte der Sache auf den Grund kommen, welche Absichten der „Ober" und scheinbar auch der Portier mit dem hübschen Mädel hatten.

Ich fragte daher Friedrich weiter: „Am Ende, Friedrich, treten auch Sie noch in das neue Unternehmen ein. Vielleicht ist es ein Lokal mit zarter Hand?"

Friedrich war schon beim Entkleiden und nicht sonderlich geneigt, sich von seiner wohlverdienten Nachtruhe durch Fragen meinerseits abhalten zu lassen. „Was weiß ich," brummte er.

„Nun, Sie würden sich gar nicht übel machen in einem goldbordierten langen Mantel mit Doppelkragen, ebenso goldbordiertem Dreimaster auf dem Kopf, einen dicken Stab mit großem Goldknauf in der Hand, draußen unter einer roten Laterne zu stehen."

„Nee, Philipp," erwiderte Friedrich empört und wurde nochmal munter, „ich bin lange genug auf den Beinen schon gewesen und möchte endlich mal seßhaft werden. Ich bin eigentlich Schuster von Beruf. Eine schöne Portierstelle in einem herrschaftlichen Hause, wo ich so ein bißchen Schusterei nebenbei betreiben könnte, wäre mir lieber."

„Oho von wegen der Beenekens," lachte ich.

„Na ja," stimmte Friedrich schmunzelnd zu. „So aus der Portierloge kriege ich doch immer die Pedale und was aufwärts damit zusammenhängt, am ersten zu sehen."

„Da haben Sie recht, Friedrich. Aber Sie als ‚Sozi' gerade in einem herrschaftlichen Hause, womöglich mit der Aufschrift beim Eingang: Vorderaufgang nur für Herrschaften —"

„Da erst recht, Philipp, denn der Portier ist der Herrscher in einem Hause." Und Friedrich legte sich mit dem Bewußtsein eines zukünftigen ungekrönten Herrschers einer Mietskaserne in die Klappe.

Ich trat auf den Korridor, um mein Zimmer aufzusuchen, das ich mit einem Kollegen teilte. Drüben aus den Mädchenkammern ertönte helles Lachen, worunter ich glaubte, Maries Stimme zu erkennen. Wie vergnügt die Bande noch ist trotz aller Arbeit, sagte ich mir. Nicht jeder der Gäste unten in den Etagen wird sich so sorgenfrei in sein Daunenbett legen. Ich wollte noch mit den Mädchen meinen Jux machen und überlegte, womit ich sie erschrecken könnte. Da öffnete sich die Tür zu der einen Mädchenkammer, und Marie trat halbbekleidet heraus. Sie sah mich nicht und wollte eilig zu der nebenan liegenden Kammer, die sie mit einem anderen Mädchen bewohnte, schreiten. Mit ein paar schnellen, fast geräuschlosen Schritten hatte ich sie eingeholt. Ich legte meinen rechten Arm um ihre Taille. Sie fuhr mit einem halblauten Aufschrei zusammen: „Ha! — Aber Philipp, was falls Ihna ein!" rief sie und versuchte, meine Hand abzuschütteln, die inzwischen mehr nach oben gerutscht war und dort ihre feste, volle Brust umspannte.

„Marie," sagte ich mit vor Erregung fast zitternder Stimme, „der ‚Ober' ist ja nicht hier. Es sieht uns niemand."

„Was wollen S' denn? Was geht döß den ‚Ober' auch an?"

„Tun Sie doch nicht so unschuldig, Sie haben mit ihm, wie man in Ihrer Heimat so sagt, ein Gespusi."

„Was reden S' da!" und ihre Augen blickten mich zornig an. Abschütteln konnte sie mich nicht, denn ihre Hände hielten mit Mühe ihren Unterrock und die Höschen zusammen, die sie für die wenigen Schritte zu ihrer Kammer erst nur übergeworfen hatte. Ich preßte Marie fest an mich, wobei ich ihr einen Kuß auf die bloßen Schultern drückte.

„Lassen sollen S' das!" rief sie und gab mir einen Stoß mit dem linken Ellenbogen.

„Sie sind ja dumm, Mädel, sich so mit dem ‚Ober' verplempern zu wollen."

„Ah, Sie sind eifersüchtig." Und ihr Blick prüfte mich mit einem triumphierenden Lächeln.

„Auf den ‚Ober'! Nein, mein Kind, das wirst du von Philipp wohl nicht erleben."

„Ach ja, der gnä' Herr," spottete Marie. „Der sich nur mal zum Stubenmädel herablassen tut. Philipp der Einzige, wie man ihn hier schon nennt."

Ich ignorierte diese kleine Bosheit und sagte:

„Du bist dabei, einen dummen Streich zu machen."

In meiner Erregung duzte ich sie. Ihr warmer runder Körper, den ich unter dem Hemd mit der Hand fühlte, strömte einen Geruch aus, der meine sinnliche Erregung zum Sieden bringen wollte. Das Mädel sah bildhübsch aus und, elegant angezogen, hätte es mit allen Damen unserer Gäste es nicht nur aufnehmen können, sondern diese wären daneben verblaßt. Und was für knöcherne Scheusale mußte man manchmal bedienen, denen das dumme launische Glück allen Reichtum, sich von oben bis

unten zu behängen, in den Schoß geworfen hat. Gerade so wie unser einer oft für den Frack geboren ist, während ein ahnenreicher Dämelack sich zum Gotterbarmen darin ausnimmt.

Ich faßte Marie noch fester und küßte ihren Busen durch das Hemd. Sie schauerte zusammen, ohne daß diesmal der Ellenbogen in Aktion trat. Aus dem Hemd umfing mich dabei der Duft eines Parfüms, das ich schon an der Gräfin bemerkt. Marie hatte offenbar sich eine kleine Anleihe geleistet. Und in dieser Situation mußte ich an die Gräfin denken, die mich von der vermeintlichen Höhe meines Erfolges so launenhaft wieder in das dunkle Tal eines Servierkellners geworfen hatte. Mein Zorn stieg wieder empor. Rache! O Marie! An dir wollte ich alle meine Sinne fühlen und mir einbilden, die Gräfin sei es; die so aristokratische Gräfin.

„Marie," fuhr ich fort, „warum willst du hier fort? Ich bin nicht verheiratet wie der ‚Ober', und ich glaube, ich kann mich neben ihm sehen lassen. Ich erfülle alle deine Wünsche — wenn du mir meinen Wunsch erfüllst. Du bist ja ein bildsauberes Mädel, das alle Männer verrückt machen kann."

Mit diesem Versprechen und der Schmeichelei glaubte ich sie fügsam machen zu können. Ich ließ sie auch nicht los, und fest angeschmiegt brachte ich sie bis zu ihrer Tür, in der fest entschlossenen Absicht, mich vor morgen früh nicht von ihr zu trennen. Ab und zu drückte ich einen Kuß ihr auf das Hemd oder den Nacken, um sie ganz in meiner Gewalt zu behalten. Ich fühlte, wie sie diesmal erbebte.

„Nit so laut," sagte Marie und legte einen Finger auf den Mund. „Wir sind nit allein, die Berta schläft bei mir."

„Aber heute nicht, Kind," erwiderte ich triumphierend. „Du weißt ebensogut wie ich, daß Berta heute ihren Ausgang hat und erst morgen früh von ihrem Schatz heimkommt."

„Nein," erwiderte Marie, „sie wollte heute nicht gehen. Laß mich zur Sicherheit erst nachschau'n, obs auch nit im Zimmer ist. Sie sagte das so hingebungsvollen Tones, wobei sie ihren Kopf zur Seite bog und mir so ihre Lippen bot, daß ich glücklich war und schon schwelgte in Erwartung der seligen Stunden, die mir in dieser Nacht bevorstanden.

Ich ließ Marie aus meinem Arm, um sie nachsehen zu lassen. Ich war ja meiner Sache so sicher, daß Berta nicht in der Kammer war.

Marie schlüpfte schnell in die Kammer, und ehe es mir auch nur gelang, meinen Fuß zwischen Tür und Schwelle zu stellen, hatte Marie auch schon die Tür zugeworfen. Mit einem deutlichen Ruck hörte ich sie den Riegel vorschieben. Drinnen ertönte ihr spöttisches Lachen. O Weiber, Weiber!

„Marie," rief ich wütend mit halblauter Stimme, „mach auf, laß den Unsinn."

„Nein, mein lieber Philipp. Gehen S' ins Bett, damit S' morgen bei der Gräfin frisch bei Kräften sind." Und wieder ertönte ihr infames Lachen.

„Marie! Herrgottsakrament, ich schlage die Tür ein!"

Aber ich bekam keine Antwort mehr, soviel ich auch gegen die Tür mich stemmte. Ich war in einer Wut, daß ich das Mädel hätte umbringen können. Ich konnte aber meinen Zorn nicht austoben lassen, wollte ich nicht das übrige Personal wecken und auf den Korridor locken, wo ich eine ziemlich lächerliche Figur abgegeben hätte. Ich lauschte angestrengt, ob sie nicht dennoch den Riegel, wenn

auch leise, zurückziehen würde. Mit einem Satz hätte ich mich auf das Mädel geworfen und mich jetzt in doppelter Weise gerächt! Erst einmal an der Gräfin und dann an Marie.

Aber so angestrengt ich auch lauschte, ich hörte nichts. Nur ein Geräusch drang sehr vernehmlich an mein Ohr; es kam von jenseits des Korridors, aus Friedrichs Kammer. Es war ein Schnarchen, daß die Wände dröhnten. Er schnarchte, wie nur ein rechter Sozi schnarchen kann. Angeödet und verstimmt wandte ich mich endlich meiner Kammer zu, wo ich vergeblich Schlaf suchte, und als ich ihn endlich fand, von wüsten Träumen verfolgt wurde.

III.

Als ich am nächsten Morgen, sehr übel gelaunt, mich nach unten zum Dienst begab, fand ich Marie mit rotgeweinten Augen vor. Was war los? Sie gab mir keine Antwort. Wütend stürzte sie davon auf Nummer 12, wo seit einigen Tagen ein Ehepaar wohnte. Die Dame, eine stattliche Erscheinung, von mehr als üppigem Umfang. Ich hörte aus dem Zimmer einen heftigen Wortwechsel. „Nein, das lass' ich mir nit sagen," schrie Marie. „I hätt' ja was in den Betten sehen müssen."

„Ja, was ist denn hier bloß los am frühen Morgen?" fragte ich mich sehr ärgerlich.

Marie kehrte gleich darauf mit rotem Kopf und Tränenspuren im Gesicht zurück.

„Aber, Marie," tröstete ich sie, „wie können Sie sich nur so aufregen über die Gäste. Das habe ich mir schon lange abgewöhnt. Wo käme man da hin!"

„Bagasch!" schimpfte Marie.

„Wessen beschuldigt man Sie denn? Ist was abhanden gekommen?"

„Aber wo! Die Madame da drin sagt, es wäre Ungeziefer im Bett. Sie hätte in dieser Nacht einen heftigen Stich bekommen."

„Na, daß bei der noch etwas anbeißen sollte, wundert mich."

„Döö lass' i mir nit sagen," fuhr Marie zornig fort, „i bin so sauber und achte auf alles."

Unsere Unterhaltung wurde durch ein Klingelzeichen gestört, das aus dem Zimmer Nr. 12 kam. Es galt diesmal mir.

Unter nicht allzu großer Eile begab ich mich auf Nummer 12.

Beim Betreten des Zimmers fand ich den Herrn und seine Frau mitten in diesem stehen. Große Erregung lag auf beider Gesichtern. Madame noch im tiefsten Morgenneglígé — er in Unterbeinkleidern, unfrisiert, mit herabhängendem Schnurrbart wie ein Seehund. Daß sich solche Leute vor ihrer Bedienung doch nie genieren! Ich würde jedenfalls niemand so empfangen, besonders wenn ich eine Frau wäre. Es ist gerade, als ob ein Kellner kein männliches Wesen für diese Leute sei. Madame sah allerdings in ihrer stattlichen Größe, dem mächtigen Busen, ohne Korsett, mit einer infolgedessen breit nach hinten ausladenden Rundung wirklich nicht danach aus, daß sie einen Mann in Erregung hätte versetzen können. Drittes Geschlecht! Wie ist doch ein Mann zu bedauern, der gezwungen ist, so etwas täglich mit den Augen auf Grund eines Trauscheins genießen zu müssen. Allerdings sah der Mann in Unterhosen und seinem ziemlich kahlen Schädel, wo die paar Haare vor Entsetzen nach allen Richtungen zu entfliehen drohten, wenn sie nicht angewachsen gewesen wären, auch nicht wie ein Adonis aus. Die beiden waren so sicher verheiratet, und auch wenn sie nicht ihre breiten Trauringe aufgehabt hätten, wäre ich überzeugt gewesen.

Da wundern sich diese Eheweiber, wenn ihr Mann eines Tages Gefallen an Weibern findet, die auch unter den Oberkleidern einen Geschmack zeigen, der politische Gedanken à la Adam in ihm weckt. Wie ging doch Diane daneben angezogen! Und ehe sie vollständig Göttin wurde,

vollzog sich diese Umwandlung unter der Fortlassung so reizvoller Batist- und Seidenhüllen, daß man in Zweifel kam, war sie als Göttin schöner oder als Modedame.

„Ich habe mich über das Zimmermädchen zu beschweren," herrschte mich der Unterhosenheld beim Betreten des Zimmers an. „Ich möchte den Wirt sprechen."

„Wenn der Herr die Freundlichkeit haben wollen, mir zu sagen, um was es sich handelt," entgegnete ich.

Ich wollte Marie etwaige Unannehmlichkeiten beim Chef ersparen, falls die Gäste wirklichen Grund zu einer Beschwerde haben sollten. Der Chef war sehr streng und hätte Marie sicher entlassen. Das wollte ich nicht.

„Sie ist uns frech gekommen," öffnete nun Madame den Mund, wenn man die Öffnung in einem Kürbis so nennen will. Ich merkte ihr gleich an, daß sie in dieser Ehe eigentlich die Unterhosen ihres Herrn Gemahls hätte tragen müssen. Er war nur das Sprachrohr. „Ich habe das Mädchen nur darauf aufmerksam gemacht, daß im Bett Ungeziefer sein muß. Es wurde aber gleich ausfallend."

„Aber gnädige Frau," fiel ich ungläubig ein, „in unserem Hause! Kaum anzunehmen."

„Es ist aber so," antwortete sie mit Bestimmtheit. „Ich bin gestochen worden."

„Wollen gnädige Frau die Güte haben, mir den Stich zu zeigen."

„Was, Sie erlauben sich, meine Angaben zu bezweifeln!" sprach sie voller Empörung, und ihr Doppelkinn wackelte, wobei der Unterhosenmann seine Zustimmung nickte.

„Durchaus nicht, gnädige Frau, aber ich würde aus dem Stich meine Folgerung ziehen, welches Insekt die Kühnheit gehabt haben kann, gnädige Frau zu stechen."

„Genügt es Ihnen nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich gestochen worden bin? Ist da das Insekt nicht ganz gleichgültig?"

„Vielleicht war es nur eine Mücke, die durch das Fenster in das Zimmer gedrungen — gnädige Frau während der Nacht überfiel."

„An der Stelle kann es keine Mücke gewesen sein."

„Eine große blutige Wunde," wagte der Unterhosenmann die Aussage seiner Frau zu ergänzen.

Jetzt wurde mir die Sache bedenklich. Andererseits trieb mich eine gewisse Bosheit dahin, herauszubekommen, welche Stelle es denn bei Madame sein konnte, wohin sich nicht eine Mücke bei ihr wagen würde.

„Wollen gnädige Frau mir nicht sagen, wo der Stich sich befindet? Der Chef wird den Herrschaften natürlich dann sofort ein anderes Zimmer anweisen lassen und Marie zur Verantwortung ziehen."

„Die Stelle —" sagte sie zögernd und wandte mir etwas verlegen den Rücken zu.

„Unmöglich!" rief der Unterhosenmann.

„Die Herrschaften werden begreifen," fuhr ich hartnäckig fort, „daß es auch dem Chef unseres durchaus renommierten Hauses ersten Ranges nicht gleichgültig sein kann, daß auch nur das leiseste Gerücht aufkomme, in den Betten gäbe es wegen mangelnder Sauberkeit und Aufsicht Ungeziefer."

„Nun, wenn man darauf besteht," sagte sie und drehte sich wieder zu mir um — „Emil, sage du es," wandte sie sich an den Mann, „mein Schamgefühl läßt das nicht zu." Und ich bekam wieder die breite Achterseite zu Gesicht.

„Meine Frau," sagte der Mann nun mit einiger Verlegenheit zu mir, „ist an einer Stelle gestochen oder ge-

bissen worden, auf welche man für gewöhnlich sich setzt oder auf welcher man liegt."

Ich wäre bei diesem Bekenntnis beinahe mit einem lauten Lachen herausgeplatzt. Es kostete mich die größte Selbstbeherrschung, einen Lachkrampf zu unterdrücken. Ich verzog mein Gesicht zu der ernstesten Grimasse des Bedauerns, was mir beim Anblick von Madames mir wieder zugewandten breiten Hinterseite, die das infame Insekt als verlockendes Nadelkissen genommen, sehr schwer wurde. Aber ich wollte die Sache nicht auf die Spitze treiben. Ich glaube, Madame wäre imstande gewesen, mir diese Stelle vor meinen doch etwas verwöhnten Augen zu enthüllen, sei es auch nur, um recht zu behalten. Mochte sich davon der Chef oder seine Frau überzeugen, soweit ging denn doch nicht mein geschäftliches Interesse. Entsetzlicher Gedanke! —

„Ich bedauere das Vorkommnis ungemein, meine Herrschaften, und ich werde nicht versäumen, den Chef zu benachrichtigen. Die Herrschaften werden ein anderes Zimmer bekommen, auf einer anderen Etage." Auf diese Weise hoffte ich die beiden, wie es mir schien, knickrigen Geister, aus meinem Revier loszuwerden. Ich verneigte mich würdevoll, soweit diese komische Situation mir meine Würde noch ließ.

Kaum auf dem Korridor wieder angelangt, wo ich mich vor Lachen krümmte, kam mir schon Marie entgegengestürzt. Sie kam von Nummer 8, dem Zimmer der Gräfin, und befand sich in heller Aufregung. Ihr Gesicht glühte, und ihre sonst so sanftmütigen Rehaugen blitzten.

„Philipp, dös is a schöne Geschicht. Denken S', bei der Gräfin hat's a gebissen!"

„Donnerwetter, was Sie sagen!" rief ich überrascht aus.

„Sie hat's mir eben gezeigt, wo's gestochen."

„Etwa auch da?" fragte ich schnell.

„Wo da? Da hinten hat S' den Stich, ganz blau unterlaufen."

„Und sie hat Ihnen die Stelle gezeigt?"

„Ja, fein schön's Hemd hat's hochgehoben, da sie nit selbst, nit mal im Spiegel, die Stell' schaun konnt, und hat mi nachschaun lassen."

„Donnerwetter, Marie, das wäre doch wirklich meine Sache gewesen! Die Gräfin in der Stellung wie die Göttin, na, na, wie das Weib sich nennt, mit Anna*) ist's was."

„Reden S' net so blöd, wo i so im Unglück bin. Noch nie hat's Ungeziefer bei mir gegeben, nit mal a Fleckerl im Bett, und nun scheint in allen Zimmern was zu sein!"

Ich kratzte mir den Kopf. „Ja, Marie, die Sache ist ernst. Die da drinnen von 12 wollen den Chef sprechen und sich beschweren."

„Das ist mi schon egal, i bin hier a so fertig. I geh." Und Marie heulte los.

„Na, man nicht gleich den Kopf verloren, Marie, wir werden die Sache schon schieben."

In diesem Augenblick kam Friedrich den Korridor entlang, um den Koffer eines Herrn nach unten zur Halle zu befördern, der abreisen wollte.

„Wat haben Sie denn, Marie?" fragte er stehenbleibend.

Ich setzte ihm mit einigen Worten die Situation auseinander, ihm gleichzeitig größte Diskretion im Interesse unseres Hauses anempfehlend.

„Und darum heulen Sie, Marie? Wie dumm. Det wird

---

*) Hier meint der Autor anscheinend die Venus Anadyomene. G. L.

ein harmloser Floh sein, der auf Wanderschaft von Zimmer zu Zimmer gesprungen ist."

„Nein, Friedrich, das ist kein Flohstich," entgegnete Marie kopfschüttelnd. „Das sieht wie ein feiner Nadelstich aus und ist blau unterlaufen."

„Bei der Gräfin ist das nicht weiter wunderbar," grinste er. „Bei der Gesellschaft auf Nummer 12 wird der Floh nur rotes Blut gefunden haben. Da können diese blutsaugerischen ‚Burschoas', diese Kapitalisten, mal am eigenen Leibe spüren, wie einem zumute ist, wenn man von ihnen ausgesogen wird." Damit ging Friedrich weiter. Schrecklicher Plebejer, dieser Kerl.

„Marie, ich werde mit dem Chef selber sprechen, ehe die auf Nummer 12 ihm eine übertriebene Darstellung geben. Erfahren muß er die Sache," sagte ich.

Marie nickte nur tränenden Auges.

Die Sache mit der Gräfin ließ mir aber keine Ruhe. Ich hätte sie gern gesehen, wie sie mich jetzt nach ihrer „Verwundung" empfangen und behandeln würde. Sie hatte zwar nicht geschellt, aber das machte nichts, um einen Vorwand ist unsereins nie verlegen. Ich trat schnell, ehe ich zum Chef hinunter ins Bureau ging, zur Tür der Gräfin und klopfte.

Auf ihr etwas tiefes „Entrez!" öffnete ich die Tür und trat ein. Die Gräfin hatte, wohl in der Annahme, Marie käme noch mal zurück, „Entrez" gerufen, denn sie befand sich nur in dem Kostüm, wenn ich das Hemd so nennen darf, in dem sie sich Marie gezeigt. Bei meinem Eintritt stieß sie einen leichten Aufschrei aus. „Was wollen Sie!" rief Sie mir entrüstet entgegen und versuchte die Tür zum Schlafzimmer zu erreichen, die sie meinen Blicken entzogen hätte. „Pardon, Frau Gräfin, aber Frau Gräfin haben doch geschellt!"

„Mir nicht eingefallen," entgegnete sie, schon etwas weniger unmutig. Dieser kurze Augenblick genügte mir, um das mir gebotene Bild völlig in mich aufzunehmen. Das Hemd war von so feinem Batist, daß ich die Körperformen der Gräfin, die zudem gegen das Licht stand, ganz deutlich erkennen konnte. Sie war in der Tat noch ein blendend schönes Weib, an dessen Körper noch nicht das geringste Verblühen zu bemerken war. Edle schöne und schlanke, doch dabei volle Linien. Das Hemd wurde auf der Achsel nur von zwei zart lilafarbenen seidenen Bandschleifen gehalten. Es war nach der Mode oben so kurz wie unten, reichte gerade bis oberhalb der Knie und ließ zwei schöne Beine frei, die in zwei lilafarbenen Seidenstrümpfen saßen und Unterschlupf in zwei kleinen allerliebsten Pantoffeln mit weißer Pelzumfassung gefunden hatten.

Es war ja allerdings nur ein flüchtiger Augenblick, wo meine Augen dieses Bild gierig aufsogen. Er genügte, mich hinzureißen. Mich hätte jetzt keine Macht der Welt aus dem Zimmer jagen können. Fast stotternd vor Erregung brachte ich die Worte hervor: „Ich bin betrübt, daß Frau Gräfin eine so schlechte Nacht gehabt und gestochen wurden."

Sie mußte mir meine Erregung anmerken. Sie lächelte kaum merklich, aber doch so, daß es mir nicht entging. „Ah, das Mädchen hat Ihnen erzählt?"

„Ja, Frau Gräfin, daß uns das gerade mit Ihnen passieren muß. Ich hoffe, Frau Gräfin werden uns darum nicht verlassen."

„Es scheint Ihnen ja sehr nahe zu gehen. Ich glaube gar, der große Kerl zittert. Sie ergriff ihren auf der Chaiselongue liegenden Schlafrock, warf ihn um und wagte sich wieder etwas weiter vor, um sich an meinem Zustand zu weiden. Wenn ich auch für sie nur ein „Domestik" war, so blieb sie doch immer Weib, dem selbst die stumme

Huldigung dieses Domestiken eine Befriedigung gab, wie ihre Schönheit und Reize mich so völlig hinrissen. Und da ich mir einbildete, schon vom ersten Tage an einen gewissen Eindruck auf ihre leicht erregbare Sinnlichkeit gemacht zu haben, so wollte ich das Weitere nun abwarten. —

„Ja, Frau Gräfin sind zu schön. So etwas haben meine Augen noch nie gesehen."

„Will er schweigen. Silence!"

„Darf ich der Frau Gräfin nicht etwas Kühlendes verschaffen — für die Wunde?"

„Und das wäre?" fragte sie mit eigentümlichem Lächeln.

„Essigsaure Tonerde oder Bleiwasser," antwortete ich.

„Damit allein wäre mir noch nicht geholfen. Ich kann mir die Kühlungen nicht selbst machen, denn — —"

„Frau Gräfin brauchen mir nur zu befehlen — —" sagte ich mit Unverschämtheit und blickte sie herausfordernd an.

„Ja, ich befehle Ihnen —" mein Herz schlug plötzlich erregt, „daß Sie mir die Medikamente besorgen und dem Mädchen sagen, ich erwarte es zur Hilfeleistung." Und sie lächelte boshaft.

„Die Marie ist infolge des Vorkommnisses fast unbrauchbar," wandte ich ein.

„Tun Sie, wie ich Ihnen sage." Und die Gräfin schnitt mir jede Entgegnung ab und verschwand schnell hinter der Tür des Schlafzimmers, mir bei der plötzlichen Schwenkung noch einen Anblick gönnend, der wohl nicht in ihrer Absicht lag, um mir den verletzten Teil ihres Körpers so vorzuführen.

Ich befand mich in einer unsagbaren Verfassung. Der Schweiß war mir auf die Stirn getreten. Fast taumelnd ergriff ich die Türklinke und begab mich auf den Korridor.

Hier fand ich bereits eine erneute große Gruppe vor; diesmal verstärkt durch Berta, das Zimmermädchen der zweiten Etage.

„Denken Sie, Philipp," rief mir Marie beinahe triumphierend entgegen, „oben bei der Berta, auf Zimmer 32, hat sich — die Dame auch beschwert, sie sei diese Nacht gestochen worden."

„Was, unmöglich!" rief ich. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Und noch dazu nur bei Damen zeigen sich die Stiche."

„Und immer an einer gewissen Stelle," ergänzte Marie.

„Das hat was anderes zu bedeuten, Kinder," sagte ich nachdenklich. „Seht euch mal sofort die Kleiderröcke der Damen an."

„Warum denn das?" fragte Marie kopfschüttelnd.

„Ob die nicht zerschnitten oder irgendwie verletzt sind," erwiderte ich.

„Was, sollte etwa —!" sagte Berta, die mich sofort verstand und auf diesem Gebiet erfahrener als Marie war, „so'n Kerl im Hause sein?"

Marie blickte nur unverständlich bald Berta, bald mich an.

„Ich muß jetzt umgehend den Chef über die Vorfälle benachrichtigen." Und schnell sprang ich die Treppe hinab zum Bureau, noch im Laufen überlegend, ob diese Attentate bei uns im Hause erfolgt sein könnten von einem pervers veranlagten Gaste oder vor dem Hoteleingang von einem Passanten, wo so ein Bursche dort auf der Lauer gelegen. —

Mein Chef geriet in keine geringe Erregung, als ich ihm Bericht abgestattet. — Sofort wurde der „Ober" auch hinzugezogen, und wir beratschlagten, was geschehen müsse. Der „Ober" war für einen Detektiv, der als Gast Aufnahme finden sollte. Dem widersprach ich aus Rücksicht für den

Ruf unseres Hotels. Je mehr Menschen in die peinliche Angelegenheit eingeweiht wurden, desto schwerer wurde es, die Angelegenheit vor den übrigen Gästen zu vertuschen. Zum mindesten hätte es schon eine Detektivin sein müssen.

„Mir reist ja sofort alles ab," jammerte händeringend der Chef, „wenn es laut wird, was bei mir vorgefallen." Und er hatte nicht unrecht. Mitten in unsere Beratung kam von oben, der ersten Etage, ein telephonischer Anruf, die Herrschaften auf Nummer 12 wundern sich, daß der Wirt sich noch nicht bei ihnen sehen lasse. Sie möchten ihn umgehend sprechen.

Ich benutzte den Moment, um Maries Unschuld und ihre berechtigte Empörung dem Chef auseinanderzusetzen. „Marie hat nur im Interesse unseres Hauses gehandelt, wenn sie den Verdacht, es gäbe bei uns Ungeziefer, sehr energisch zurückgewiesen hat. Die Herrschaften waren etwas sehr vorschnell mit ihren Beschuldigungen!"

Der Chef nickte nur, und wir begaben uns zu dritt, der „Ober" und ich, nach oben. —

IV.

Beim Emporsteigen der Treppe ließ ich die mir bekannten Gäste, soweit sie meinem Revier angehörten, Revue passieren. Konnte unter diesen der Attentäter sein? Ich hatte auf keinen einen direkten Verdacht. Nur bei Nummer 17, dem von Warrenheim, verweilten meine Gedanken einen Moment länger. Was war das für ein Kunde? Aber selbst, wenn er der Täter wäre, wie sollte man ihn überführen? Dieses kleine, nadelspitzfeine Instrument, vielleicht eine Morphiumspritze, trug der Attentäter sicher so verborgen, daß eine Entdeckung ausgeschlossen war. Hier blieb nur eine Überführung bei der Tat möglich. Und zu alledem mußte im Hause jeder Skandal vermieden werden, sollte uns allen nicht ein großer materieller Schaden erwachsen. Wir hätten sofort das Haus leer bekommen, und es wäre auf lange Zeit, wie nach einer Seuche, von dem reisenden Publikum gemieden worden. Aber ebensogut konnten sich die Attentate jeden Tag wiederholen.

Ein sehr schwieriger Fall.

Es war bei unserer Beratung beschlossen worden, den von dem Stich betroffenen Gästen ganz offen zu erklären, daß es sich in diesem Falle nicht um ein Insekt handle, sondern um einen anscheinend perversen Menschen, da sie alle an der gleichen Stelle getroffen waren. Jedoch in Abrede zu stellen, daß der Attentäter im Hause wohnen könne. Denn dies war immer noch dem Eingeständnis vorzuziehen, daß wir Ungeziefer im Hause hätten. Außer-

dem rechneten wir mit einem gewissen Schamgefühl bei den Damen, die wohl den Umstand verschweigen würden, welche Stelle ihres Körpers den Attentäter gerade so gelockt. Allerdings mußten wir auch damit rechnen, daß die Betroffenen aus Furcht vor einer Wiederholung derartiger Attentate sofort das Hotel verlassen würden. Aber lieber drei Gäste verlieren als ein ganzes Haus voll, zumal immer überwiegend Herren in einem Hotel wohnen. Als wir drei, mit dem Wirt an der Spitze, in würdevollem Aufmarsch das Zimmer Nr. 12 betraten, fanden wir die Herrschaften nun völlig angezogen vor. Zweifellos hatten sie die inzwischen verstrichene Zeit gleichzeitig zu einem Kriegsplan benutzt, denn Madame warf bei unserem Erscheinen ihrem Mann einen bedeutungsvollen Blick aus ihrem fleischigen Kürbiskopf mit dem Doppelkinn zu. Mit Genugtuung bemerkte ich, daß indessen ihre Koffer — mindere Garnitur, veraltetes System, als der Großvater die Großmutter nahm — gepackt waren. Ich wurde sie also auf alle Fälle los, wie es schien.

Madame reckte sich in ihrer ganzen stattlichen Größe empor, so daß die diese Fleischmasse umspannenden Korsettstangen krachten. Mir fiel hierbei das Märchen aus meiner Kinderzeit bei, wo dem vom Glück seines Herrn berauschten Diener, während er hinten auf der Kutsche steht, ein Reifen nach dem andern von seinem bisher bedrückten Herzen springt und der Herr aus dem Innern der Kutsche ängstlich ruft: „Heinrich, der Wagen bricht!"

„Herr Wirt," fing sie an, „mein Mann und ich glauben eine begründete Beschwerde —"

„Eine doppelte Beschwerde —" erlaubte sich der traurige Unterhosenmann einzufallen.

„Laß mich reden, Emil," wies ihn die Riesendame zurecht.

„Meine Herrschaften," erwiderte mein Chef, „Philipp hat mich bereits von dem Sie betroffenen kleinen Unglück verständigt. Ich glaube indes annehmen zu dürfen, Sie, gnädige Frau, sind das Opfer eines kranken, vielmehr pervers veranlagten Menschen geworden!"

„Was sagen Sie da, Herr Wirt?" fuhr Madame auf. „Auf meinem — unserm Zimmer?"

„Nein, nicht auf dem Zimmer, gnädige Frau, sondern auf der Straße ist Ihnen dieser Stich mittels eines Instruments beigebracht worden."

Der „Ober" und ich gaben durch eine Verneigung unsere Zustimmung zu der Auffassung unseres Chefs.

„Welch eine ungeheuerliche Behauptung!" fiel der Unterhosenmann ein.

„Nein, meine Herrschaften, meine Behauptung beruht auf der Tatsache, daß außer der gnädigen Frau noch zwei andere Damen das Opfer jenes Burschen an derselben Stelle geworden sind."

„Emil, hast du Worte!" rief Madame verzweifelt.

„Es ist so, gnädige Frau, wie ich Ihnen sage und wie das hier der Oberkellner und Philipp auch bestätigen werden."

„Allerdings hat sich der Attentäter nur an jüngere wohlgeformte Damen herangemacht," erlaubte ich mir zu bemerken, in der richtigen Annahme, dadurch Madames Zorn und Entsetzen zu mildern.

„Das ist ja schrecklich, Herr Wirt," sagte sie. „Und das hier in Ihrem Hotel! Mein Gott, da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher, Emil, hier können wir nicht länger bleiben."

„Nein, ganz gewiß nicht," bestätigte er.

„Daß dieser Vorfall sich in meinem Hotel ereignet, dies ist noch keineswegs erwiesen," sagte der Chef. „Der Bursche

kann ebensogut unbemerkt vor dem Eingang des Hotels gestanden und die Damen gestochen haben."

„Dann hätte ich sicher etwas bemerken müssen," entgegnete Madame. „Nein, das glaube ich nicht."

„Gnädige Frau, der Stich ist mit einem so feinen Instrument gemacht, daß Sie dabei nichts gespürt haben können; erst heute haben Sie von der Verwundung etwas gemerkt. Es ist nicht ausgeschlossen," sagte der Chef, „daß er nun vor anderen Hotels Aufstellung nimmt, um da seinem verruchten Laster zu frönen. Solche Leute tauchen periodisch auf, um danach wieder eine Zeitlang zu verschwinden."

„Es ist sehr bedauerlich, Herr Wirt, daß Sie Ihren Gästen so wenig Schutz gewähren," bemerkte Madame, „und die Schuld auf den unbekannten Dritten abwälzen. Ich werde jedenfalls ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen, um konstatieren zu lassen, ob dieser Stich von einem Instrument oder einem Insekt herrühren kann. Schließlich kann man mir ja noch ein Gift eingespritzt haben."

„Das glaube ich kaum, gnädige Frau. Jedenfalls gewähre ich Ihnen vollen Schutz gegen Ungeziefer —"

„Das Zimmer hat aber für uns infolge dieses Vorkommnisses nicht den Wert, den Sie uns dafür in Rechnung stellen. Ich wie auch mein Mann hatten eine total unruhige Nacht."

Aha, ich merkte den Braten, worauf die Reklamation hinauslief. Wenn der Alte sie beide doch nur ziehen lassen wollte, sie bringen uns sonst noch alle Gäste in Aufruhr, dachte ich.

„An der ich aber schuldlos bin, gnädige Frau," gab ihr der Chef zur Antwort. „Damit sich die Herrschaften aber nicht über mein Entgegenkommen beklagen, so soll

Ihnen die unruhige Nacht nicht in Rechnung gestellt werden."

„Leider haben wir im Augenblick kein anderes Zimmer mehr frei —" bemerkte der „Ober".

„Nein, ich danke auch," erwiderte Madame entrüstet, hier hielte ich es vor Angst auch nicht eine Nacht mehr aus."

„Ich bitte um die Nota," bemerkte nun seinerseits der Unterhosenmann, nachdem sie beide ihren Kriegsplan durchgesetzt und eine Ermäßigung der Rechnung erreicht hatten. Um ein Mißverständnis zu vermeiden, fragte er nochmals den Chef: „Also um das letzte Nachtlogis wird die Nota gekürzt?"

„Ja," bestätigte der Chef ärgerlich über diese Knauserei und ging.

Ich hätte den beiden noch eine ganz andere Antwort gegeben, etwa wie: „Ist es nicht genug, daß Ihnen die schlaflose Nacht nicht noch besonders in Rechnung gestellt wird?" Aber man muß ja oft aus Geschäftsrücksichten den Gästen gegenüber soviel Geduld zeigen und darf nicht mal ironisch werden.

Da der „Ober" die Rechnung mit ihnen zu erledigen hatte und die Trinkgeldfrage für mich hier wohl gar nicht in Frage kam, so drückte ich mich ebenfalls. Ich erreichte den Chef noch auf dem Korridor, wo er mit Marie sprach und ihr einige Verhaltungsmaßregeln gab.

„Wie wird es nun mit Nummer 8?" fragte er mich etwas besorgt.

„Wenn Sie mir es überlassen wollen, mit der Frau Gräfin zu sprechen, so glaube ich die Dame beruhigen zu können. Sie ist weniger furchtsam als die abreisenden Herrschaften von Nummer 12."

„Gut," erwiderte der Chef, „je weniger Aufsehen die un-

angenehme Geschichte macht, desto besser. Damit bliebe aber noch immer die Sorge: Haben wir den Attentäter wirklich unter den Gästen unseres Hauses zu suchen oder nicht?" Und sehr verstimmt begab er sich in sein Bureau.

Ich wandte mich an Marie: „Marie, besorgen Sie für die Gräfin etwas essigsaure Tonerde oder Bleiwasser und gehen Sie damit zu ihr. Sie sollen ihr Umschläge machen."

„Können Sie dies nit besser machen als i?" fragte mich Marie sehr ironisch.

„Nein, mein Kind. Ich bin nur für die Fassade, die hintere Front bleibt Ihnen," damit ging ich. Ich kam von dem Gedanken nicht los, der Attentäter muß bei uns im Hause sein. Aber wo? Da Marie, die doch gewiß ein hübsches Mädchen ist und eine geradezu herausfordernde rückwärtige Bastion zeigte, bisher nicht getroffen worden war, so glaubte ich annehmen zu dürfen, daß auf der ersten Etage der Attentäter nicht zu suchen sei. Aber einen gewissen Verdacht gegen den Kerl von Nummer 17 wurde ich nicht los.

V.

Den ganzen Vormittag ereignete sich nichts. Ich hatte keine Zeit, nach der Gräfin zu sehen. Die beiden von Nummer 12 waren abgereist, und ihr Zimmer war gleich wieder besetzt worden; den neuen Bewohner hatte ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen. So kam ich erst am Abend dazu, wo es ruhiger im Hause geworden war, mit Marie einige Worte zu sprechen und sie nach der Gräfin zu fragen.

„Ach, der geht's gut," meinte sie. „Ich hab' ihr a Pflaster aufgepappt, und damit is sie unterwegs. Über den närrschen Kerl, der die Weibsleut mit Nadeln bearbeitet, hat's gelacht und gemeint, es gäb doch so viel Gelegenheit, sich anders zu betätigen."

„Das sieht ihr ähnlich," rief ich lachend. „Aber wissen Sie was, Marie, Sie könnten sich beim Chef ein schönes Stück Geld verdienen."

„Wieso das?" fragte sie.

„Nun, wenn Sie den Kerl im Hause herausbekommen."

„Wie käm' i grad dazu?"

„Weil Sie dafür wie geschaffen sind."

„I!?"

„Na ja, Marie, Sie mit Ihrer Figur, Donnerwetter!"

„Ach, lassen S' mi aus."

„Nein, Marie, Sie allein. Sagen Sie, Marie, waren Sie schon mal bei dem auf Nummer 17 mit ihm allein auf dem Zimmer?"

„Nein."

„Das müssen Sie arrangieren."

„I mag aber nit. I hab morgen meinen Ausgehtag und werd mi am Ende, wenn das wirklich so ein Schweinskerl sein sollte, umbringen lassen. Am Ende schlitzt er einen noch auf."

„Ach so, morgen haben Sie Ausgehtag!" sagte ich interessiert und wandte mein Interesse nun ganz der Marie zu, wobei mir die Bemerkung Friedrichs wieder einfiel über die Pläne des „Ober" mit Marie.

„Hat denn der ‚Ober' morgen auch seinen dienstfreien Tag?" fragte ich, wobei sich so etwas wie Eifersucht in mir regte.

„Was weiß i," antwortete Marie.

„Na, ich denke, Sie haben mit ihm so mancherlei Pläne?"

„I net mit ihm, er schon mit mir."

„Er will sich selbständig machen?" forschte ich weiter.

„Ja, a Kneipe und ein damit verbundenes Hôtel garni hat er mit dem Portier vor."

„Ich glaube, das Hôtel garni wird einen starken Bedarf von Bettwäsche haben. Marie, seien Sie da vorsichtig," warnte ich.

„Haha!" lachte Marie auf. Glauben S' denn, i bin noch so dumm wie vor ein paar Jahren?"

„Waren Sie da wirklich noch so dumm?" fragte ich etwas ungläubigen Tones weiter.

„Saudumm!" Eine große Erbitterung lag in dem Ausruf.

„Na, wir müssen ja alle mal Lehrgeld zahlen," sagte ich tröstend.

„Ach, lassen wir doch das," entgegnete Marie und schnippte mit dem Finger, als wolle sie damit unangenehme trübe Erinnerungen abschütteln. „San ma lustig."

„Sind Sie denn schon lange im Hotelbetrieb?“ fragte ich nur noch.

„Noch nit zu lang.“

„Das sagte ich mir auch, denn Sie sind doch noch so jung — höchstens 22 Jahre.“

„Bitte, erst 21,“ berichtigte Marie.

„Na also.“

„Aber seit meinem fünfzehnten Jahr muß i mir schon mein Brot unter fremde Leut' verdienen und hab' nie gewußt, wo i heim bin.“

„Leben denn Ihre Eltern nicht mehr?“

Marie schüttelte als Antwort nur den Kopf.

„Täten Sie nicht besser, eine Stellung als Zofe in einer Familie anzunehmen?“

„Haha,“ lachte Marie wieder bitter auf. „Wissen S', Philipp, die Stellungen in der Familie, die kenn' ich! So ein Sauferl von Ehemann, als er mir blutjunges Ding vergeblich nachgestellt, jagte mi aus dem Hause, als i eines Tages — na — —“

Hier brach sie erregt ab und fuhr dann nach einer Pause fort — „Dabei rief der Unmensch mir so was von der Heiligkeit der Familie zu.“

„Ja, ja, es gibt große Heuchler unter den Menschen,“ bestätigte ich.

„Kanaillen sein's allzusammen,“ rief Marie. „Und die sogenannten gebüldeten Stände und Reichen san die schlimmsten.“

„Oh, Marie, Sie müssen allerdings böse Erfahrungen gemacht haben.“

„Hab' i auch! Wenn man so als junges Ding in die Stadt kommt —“

„Sind Sie denn nicht aus Wien?“

„Nein, aus Mähren, vom Lande. Mit 16 Jahren kam i nach Wien zu einer Herrschaft. Na, — was die mi sekkiert und ausgenutzt hat für die paar lumpigen Kronen und das bissel Essen, das oft nur die Überbleibsel vom vorigen Tag waren! Da hatt' i bald genug und ging. Dann lernt' i die Stellenbureaus kennen. Na, was einen da die gnädigen Frauen alles fragen, dös werden S' ja allein wissen. A Gendarm kann einen Stromer auf der Landstraße nit so ausfragen."

„Ja, Marie, da haben Sie recht. Am liebsten möchten sie die Mädels gleich bis aufs Hemd fragen."

„Ach, aufs Hemd!" rief Marie. „Die genieren sich nit, noch ganz andere Dinge zu fragen. Na, heut' sollt' mi mal so eine kommen mit ihrer Fragerei, die wollt' i schön bedienen! Gnä' Frau dürfen keine Kinder haben oder welche kriegen wollen. — Gnä' Frau dürfen nit alles zusperren, i bin ka Diebin. — Na, überhaupt! Mit die Mannsleut' wird man alleweil fertig, aber mit die Weiber is ka Auskommen. A jede wittert, wenn man nur a bissel hübsche Visage hat, eine Konkurrentin, die ihr den alten stinkenden Bock von Ehekrüppel abspenstig machen könnte. Als ob diese Kerle nicht von ganz allein kämen wie die Hunderl."

„Nun, Marie, es gibt in den Familien doch nicht nur alte Ehemänner, auch hübsche junge Männer," wandte ich ein.

„Ach ja," bestätigte Marie mit einem leisen Seufzer, „das war ja mein Unglück."

„Ja so," sagte ich langsam und nachdenklich, Marie nun verstehend. „Sie hatten sich also in so einen jungen Ehemann verliebt oder wurden in Ihrer Unerfahrenheit sein Opfer?"

„Es war ja ka Ehemann. Es war der Sohn von dem Alten, der mi zum Hause hinausjagte."

„Und der Sohn ließ das zu — hat er Ihnen nicht eitergeholfen?"

„Ach der! Als i ihm eines Tages sagen mußte, daß i i Mutter von ihm fühlte, hat er sich nit a so viel um i gekümmert. Die ganze Geschichte mit dem empörten ater war geschoben. Wär' i nit in andere Umständ' ge‑ ımmen, und hätt' i mich mit dem Sohn wie mit dem ater abgegeben, dann wär' alles in schönster Ordnung ewesen. Man hätt' das Geld fürs Bordell oder eine von er Straße gespart, und die Heiligkeit der Familie wäre it verletzt worden."

Marie waren die Tränen in die Augen gekommen, und e schluchzte auf.

„Und das Kind?" fragte ich nach einer Weile.

„Ach, Philipp, das ist doch immer die alte Geschichte. nserein' hat nit die Mittel. I hab's erst bei einer rau gehabt und ihr wöchentlich zahlt von dem, was i ıfbringen konnte. Denn die Bagasch wegen Alimente : verklagen und mi einem schmutzigen Prozeß aussetzen, ızu hätt' mi damals nichts gebracht. Da i keine rechte eugnisse hatte, bekam i schwer eine Stellung. Um für ıs Wurm bei der Ziehfrau das Geld zu schaffen, hab' i i selbst ein paarmal — — äh," voll Ekel sich schüttelnd, ach Marie ab. Ich verstand auch so, ohne daß sie weiter‑ rach.

„Als i eines Tages nit mehr zahlen konnt', schon im ückstand war und zur Ziehfrau kam, fand i die Kleine so end, daß sich mi das Herz krampfte. Und ein paar Tage auf, als i wiederkam, als i mi noch mal verkauft und eld brachte, fand i sie tot. Es wäre das Beste, so sagte r die Frau. Es wäre nun ein Engel. Und arme Mäd‑ n dürften überhaupt keine Kinder haben, zumal wenn's

so dumm, so saudumm wären mit ihrem hübschen Gesichterl, sich nit einen oder mehrere reiche Kavaliere anzuschaffen."

Ich ließ die leise schluchzende Marie sich beruhigen, ohne weiter zu fragen. Sie hatte mir mit einer großen Offenherzigkeit ihre Vergangenheit offenbart. Nach einer Weile, als sie sich beruhigt, hob Marie den Kopf, und ihre braunen Augen blickten mich angstvoll forschend an: „Sagen S', Philipp, glauben S' auch, daß die toten Kinder, auch die nit ehelichen, als Engel in den Himmel kommen?"

Innerlich mußte ich über diese kindliche Frage lachen, da ich mit dem Himmel und der Kirche auf sehr schlechtem Fuße stand. Aber merkwürdig, diesen großen Drang nach Gläubigkeit, um nicht Leichtgläubigkeit zu sagen, fand ich auch bei anderen Mädchen wie z. B. bei Diane in Paris. Der Glaube ist doch eine merkwürdige Sache. Da ich nicht mit Unrecht annahm, daß Marie eine strenggläubige Katholikin war und ihr auch wohl der Pfarrer im Beichtstuhl über ihren „Fall" einige sie beunruhigende und strafende Worte mit der Hölle im Hintergrund gesagt haben mochte, tröstete ich sie, indem ich ihr meine völlige Überzeugung über das Fortleben als Engel aussprach. Sie schien beruhigt.

„Nun werden's begreifen, Philipp, daß i kuriert bin und nit mehr so saudumm bin, mi in den Schutz der Familie zu flüchten — wie zu mi mal ein frommer Herr so schön sagte. — Hier oder in einer Fabrik bin i ein freier Mensch, wenn i meine Arbeit getan. Brauch' mi nit von einer Madame oder gnä' Frau sekkieren lassen. Hab' meinen Ausgeh bis in der Früh und pfeif' im übrigen auf die ganze bürgerliche ehrpußliche Bagasch. Man soll überhaupt über das Leben nit so viel nachdenken. Wissen S', was i jetzt am liebsten möcht'?"

„Na, was denn, mein Herz?" fragte ich belustigt über

den plötzlichen Stimmungswechsel, und ich umfing das hübsche Mädchen mit meinem Arm.

„Besaufen möcht' i mi! — Sternvoll!" Und Marie lachte ausgelassen.

„Das können wir beide morgen besorgen, Marie, denn ich habe auch meinen Ausgehtag. Geh'n wir zusammen, abgemacht?"

„Abgemacht!" rief Marie und schlug in meine ihr dargereichte Hand. „Aber Schampus muß es sein!"

„Sollst du haben, mein Schatz," sagte ich und drückte ihr einen brennenden Kuß auf die willigen Lippen. —

Am nächsten Morgen, als ich der Gräfin das Frühstück wie üblich servierte, machte sie mir, wie es mir schien, ziemlich verliebte Augen. Dadurch ermutigt, fragte ich: „Haben Frau Gräfin diese Nacht gut geschlafen, und haben die Schmerzen da — nachgelassen?"

„Ich danke, Philipp, es geht mir gut. Und hat man von dem wahnsinnigen Menschen, der uns Frauen sticht, nichts wieder gehört?"

„Nichts, Frau Gräfin. Sie können völlig beruhigt sein."

„Sehr beruhigt bin ich gerade nicht. Aber ich werde ja nun nicht mehr länger schutzlos bleiben."

„Frau Gräfin wollen abreisen?" fragte ich überrascht.

„Bald, mon cher, das hängt noch von einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit ab. Ich erwarte meinen Mann."

„Ihren Mann!" fast hätte ich das in meinen Händen befindliche Tablett vor Überraschung fallen lassen. „Frau Gräfin haben einen Mann!"

„Hallo, was macht Er denn!" rief die Gräfin belustigt. „Ist Er so erschrocken über die Ankunft meines Mannes, oder traut Er mir einen solchen überhaupt nicht zu?"

„Ich glaubte immer, Frau Gräfin wären Witwe," erwiderte ich.

„Nun, beinahe bin ich es auch. Mein Mann und ich sehen uns nur selten. Er ist, wie ich, immer auf Reisen. Jetzt haben wir uns schon einundeinhalbes Jahr nicht gesehen."

„Oh," sagte ich bedauernd.

„Warum bedauern Sie mich, Philipp?" Und die Gräfin blickte mich, wie es mir schien, etwas zärtlich an.

„Weil eine Frau doch einen Mann haben muß. Ein Mann, der sich so wenig — verzeihen Sie, Frau Gräfin — um seine Frau kümmert, ist kein Mann und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm seine Frau fremd wird und — —" Hier brach ich ab.

„Und untreu, wollen Sie sagen, Philipp," lachte die Gräfin.

„Ja, das wollte ich sagen. Ich ließe jedenfalls, hätte ich die Ehre, der Gemahl der Frau Gräfin zu sein, sie nicht allein. Nie! —"

„Ach, Philipp," lachte die Gräfin wieder, und ihre Nasenflügel fingen an zu vibrieren, ein Zeichen, daß sie in Erregung geriet. „Sie ereifern sich ja ordentlich. Am Ende sind Sie eifersüchtig auf meinen Mann." Die Gräfin blickte mir dabei tief in die Augen.

„Was nützte es mir, wenn ich wirklich eifersüchtig wäre." Ich tat so, als ob mir das Erscheinen des Gatten wirklich naheging, vielleicht war ich auch wirklich etwas eifersüchtig oder verstimmt, weil mir damit alle meine Eroberungspläne auf die Gräfin hinfällig zu werden schienen.

„Also, Philipp, Sie werden dem Herrn Grafen, der morgen eintrifft, ein gemeinsames Zimmer für uns besorgen."

„Der Herr Graf schläft bei —" fuhr ich auf.

„Ist er doch mein Mann," sagte die Gräfin mit eigentümlichem Lächeln und trat mir ganz nahe. „Eine sehr — aber sehr wichtige Angelegenheit macht unser — hm — Beisammensein notwendig!"

„Oh, da bin ich mal begierig auf den Herrn Grafen," sagte ich wohl etwas ingrimmig. „Denn die Frau Gräfin können nur einen sehr eleganten und kräftigen Gemahl haben."

Die Gräfin lachte hellauf. „Nun, Philipp, ich will Ihrer Erwartung nicht vorgreifen. Sie werden ja sehen —"

„Und dann werden Frau Gräfin wohl auch bald abreisen?"

„Allerdings. Merken Sie sich jedoch genau Tag und Stunde der Ankunft des Herrn Grafen."

Ich war hierüber etwas verwundert, und als die Gräfin mein erstauntes Gesicht sah, sagte sie etwas spöttisch: „Ich denke, Sie sind auch etwas Diplomat, un Attaché, Philipp. Also schweige ich mich vorläufig darüber aus, bis die Stunde kommt, wo Sie reden sollen."

„Ich stehe der Frau Gräfin natürlich gern zur Verfügung und weiß zu schweigen."

„So, Sie wissen zu schweigen?" und die Augen der Gräfin bohrten sich förmlich in die meinigen. Sie stand dicht vor mir, und der Duft ihres Parfüms und ihrer ganzen Person berauschte mich und ließ eine wahnsinnige Begehrlichkeit in mir aufkommen.

„Guter Junge, nicht so betrübt sein," fuhr die Gräfin fort und strich mir mit ihrer Hand über das Gesicht. In diesem Augenblick ergriff ich die Hand der Gräfin und bedeckte sie mit wahnsinnigen zahllosen Küssen. Erst schien es mir, als ob die Gräfin über diesen plötzlichen Überfall, den Ausbruch meiner Sinnlichkeit, erschrocken wäre. Aber sie entwand sich meinen Armen nicht, als ich sie an mich

riß und den geöffneten Morgenrock beiseite schlug und Hals und Busen mit ebenso heißen Küssen bedeckte. Sie hing fast besinnungslos in meinen Armen und atmete heftig, wobei ihre dunklen Augen geschlossen waren. Nur wie ein Hauch drang es an mein Ohr: „Schließen Sie die Tür ab.“ Mit einem Sprung war ich an der Tür und riegelte diese ab. — — —

Ich glaube, ich habe bereits früher schon einmal zum Ausdruck gebracht, daß die Verschwiegenheit zu den Haupttugenden eines Kellners gehört. Ich möchte mir selbst gegenüber nicht untreu und charakterlos werden, und ich schweige mich daher hier über die weiteren Vorgänge in dem Zimmer der Gräfin aus. —

Nach einiger Zeit verließ ich dankbaren Herzens die Gräfin, ohne in meinem Glücksrausch zu ahnen, daß mir zu einer späteren Zeit diese Stunde noch sehr in Erinnerung gerufen werden sollte, worauf ich noch zurückkommen werde.

VI.

Am nächsten Tage, gegen Mittag, traf der Herr Graf ein, nachdem durch Öffnen einer Tür zu dem freien Zimmer Nr. 7 die Räume der Herrschaften miteinander in Verbindung gesetzt worden waren. Ich befand mich gerade auf der Etage, da ich unmittelbar nach der erwarteten Ankunft des Grafen meinen Ausgehtag antreten wollte. Als die Tür zum Fahrstuhl sich öffnete und die Gräfin mit dem erwarteten Gemahl heraustrat, glaubte ich, ich sehe nicht recht. Statt einer stattlichen männlichen Erscheinung, die im Alter zur Gräfin gepaßt hätte, kam da ein altes Männchen, fast eingetrocknet wie eine Mumie, mit etwas gebeugter Haltung. Ein kleiner weißer Schnurrbart saß unter der aristokratischen Hakennase des fast pergamentfarbenen Gesichts.

In der Garderobe war der Herr Graf Rapotzki jedoch tadellos, Londoner Schneider offenbar. Aber er konnte der Großvater der feurigen Gräfin sein. Ich öffnete die Tür zu Nummer 7 mit einer tiefen Verbeugung, während die Gräfin die Ruine ihres Ehemannes am Arm, ihn in das Zimmer geleitete. Ich suchte ihren Blick, um ihr zu verstehen zu geben, wie mich der Anblick dieses Ehemannes mit dem bestellten gemeinsamen Schlafzimmer amüsierte und daß ich nunmehr ganz ruhig über den Verlauf dieser Angelegenheit wäre. Aber die stolze Gräfin würdigte mich keines Blicks. Es war wieder, als ob ich völlig Luft für sie sei. Das Zuckerbrot war erledigt, der Hund bekam wieder die Peitsche.

„Lassen Sie uns allein," sagte sie nur kalt. „Wir werden klingeln, wenn wir Ihrer bedürfen." Das war der 8. September mittags 12 Uhr, wie ich mir merkte.

Da meine Neugier befriedigt war, so überließ ich die Bedienung des Grafen meinem Vertreter, und ich begab mich nach oben in mein Logis, um mich zum Ausgang umzuziehen. Ich zog mich mit großer Sorgfalt an, sehr elegant, falls die Gräfin mich doch noch mal durch einen Zufall auf dem Korridor sehen sollte. Mit Marie hatte ich verabredet, daß wir beide uns am Nachmittag in einem Café der Stadt treffen wollten. Als vollkommener Gent verließ ich das Hotel und begab mich erst zu meinem Buchmacher, mit dem ich verschiedene Wetten, die ich in Paris und London auf Pferde gelegt, zu ordnen hatte. Im allgemeinen sind die Leute unseres Standes alle Spieler, leidenschaftliche Wetter auf den Rennplätzen, daher machte auch ich keine Ausnahme. Es gab Tage, wo ich wie ein Toller wettete und meist — verlor. Obwohl mir immer „todsichere Tipps" gegeben wurden und ich auch mit den Stalleuten und einzelnen Jockeys auf ziemlich vertrautem Fuße stand. Doch darüber ein andermal. Dann frühstückte ich sehr gut in einer Bar, wo ich wieder einige Rennmenschen und sonstige Schieber von der Rennbahn traf. Hier herrschte durchaus der Wetterjargon. Da waren einzelne Pferde „sehr heiß", und manche „standen lang". Über die Rennresultate der einzelnen Pferde wurden ganze Bücher geführt und mit einer Wichtigkeit erörtert, als ob von dem Schicksal eines Gaules die Welt abhinge. Die Zeit verging schnell, und ich begab mich nach dieser anregenden Unterhaltung zu Marie nach dem Café, wo sie mich schon erwartete. Wie ich angenommen, saß sie bereits am Tisch und löffelte irgendeine Eiscreme. Aber wie sah das Mädel aus! Tipp — topp!

Ich sah Marie zum erstenmal in einem Kostüm. Mit vollendetem Geschmack hatte sie sich angezogen, so daß mein verwöhntes Auge durch nichts verletzt wurde.

Marie war etwas ungnädig, daß ich sie hatte warten lassen, aber für so wichtige Geschäfte, wie solche mit der Rennbahn verbunden, werden Frauen nie Verständnis haben. Für sie bleibt ein Pferd ein Pferd. Aber man sollte nur als Mann einmal einen neuen Hut oder eine neue Bluse bei ihnen übersehen, dann ist man gleich lieblos, und es setzt Tränen. Doch ich hatte Marie schnell wieder versöhnt, und als Sühne bat sie sich einen Besuch in einem Kino aus. Ich schlug ihr vor, ein Theater zu besuchen, wo Boxkämpfe, wenn auch nur im Bilde, gezeigt wurden. Davon wollte sie aber durchaus nichts hören. Sie ist eben in mancherlei der Kultur noch zurück. Ich denke aber, unter meiner Leitung wird sie sich schon noch entwickeln. Marie wollte durchaus in ein Kino, wo ein Film gespielt wurde, in dem recht viel Trauriges vorkommt und wobei sie sich mal so recht ausweinen könne. Schweren Herzens gab ich ihr nach. Ich fürchtete, der spätere Abend, den wir in einem Weinrestaurant beschließen wollten, könnte unter dem Schauerdrama, das uns bevorstand, leiden. Ich gedachte in dem dunklen Kino mich ein wenig auszuschlafen, wenn Licht gewesen wäre, hätte ich während der Vorführung die Sportzeitungen studiert. Aber auch dieser Kelch ging an mir vorüber. Marie hatte sich nun für eine Woche gründlich ausgeheult und erklärte, die Vorstellung sei himmlisch schön gewesen. Da reden die Gelehrten in den Zeitungen immer von Volksaufklärung, und so oft sich auch einmal mein Auge in der Zeitung in jene Rubrik verirrte, fand ich immer langes und breites über die Aufklärung und Erziehung des Volkes. Diese Narren! Dabei geht das Bestreben des Volkes nicht in die Aufhellung,

sondern in die Dunkelheit, ins Kino. Endlich befanden wir beide uns in einem erstklassigen Weinrestaurant, wo ich mit Kennerblick die Karte musterte und für uns beide ein Souper zusammenstellte. Und da Marie sogleich den ihr versprochenen Champagner verlangte, bestellte ich solchen mit dem Entree. Marie geriet bald nach ihrem Tränenerguß in die übermütigste Stimmung; ich glaube, sie gelangte allmählich zu einem kleinen Schwips. In unserer Nähe saß ein älterer vornehmer Herr einsam an seinem Tisch und amüsierte sich offenbar sehr über die Munterkeit von Marie. Marie wurde mir schon etwas zu munter und planschte in ihrem heimatlichen Dialekt ungeniert. Mir war das gerade nicht sehr angenehm, da ich es liebe, immer Haltung zu bewahren, wenn auch ich nicht zu gering dem Sekt zugesprochen hatte.

Ich blieb jedoch so Herr meiner Sinne, daß ich in der Lage war, die Korken der Weinflaschen zu mir zu nehmen, zur Kontrolle bei der später mir überreichten Nota. Meine mich bedienenden Kollegen, die in mir wohl einen eleganten Lebemann vermuteten, dem es in Gesellschaft seiner Freundin auf ein paar Hunderter für nicht genossenen Wein nicht ankommt, haben bei der Abrechnung keine schlechten Augen über meine Gerissenheit gemacht. Ich nahm ihnen dadurch die Möglichkeit, mir unter die von uns geleerten Flaschen andere leere Flaschen mit unterzumogeln. Dafür gab ich aber ein sehr anständiges Trinkgeld, denn hierin bin ich immer nobel. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß für den uns bedienenden Kellner auch von anderer Seite der Abend lohnend wurde. Der ältere Herr vom Nebentisch zeigte für Maries Schönheit doch ein gar zu lebhaftes Interesse, und ich hielt es nicht für ausgeschlossen, daß er den kurzen Moment meiner Entfernung vom Tisch benutzt hat, um Marie durch den Kellner seine Karte oder

sonst eine Mitteilung über ein eventuelles Rendezvous zukommen zu lassen. Maries Blicke wanderten mir auch mit einem eigentümlichen Lächeln zu oft nach dem Nebentisch.

Ich kenne solche Tischverbindungen aus eigener Erfahrung. Wie oft habe ich nicht so ein Billetdoux unterhalb der von mir servierten Platte in die Hand der Dame zu spielen gewußt oder auch umgekehrt unter der Platte zur Weiterbeförderung empfangen. Als wir aufbrachen, schien es mir fast, als ob zwischen Marie und jenem sehr distinguiert aussehenden Herrn ein unmerklicher Gruß fiel. Aber vielleicht täuschte ich mich auch, denn der Sekt ließ solch schwankende Eindrücke zu. Wie ich auch ferner feststellen mußte, daß Bacchus der Feind der Liebe ist. In dem dunklen Auto — das übrigens in einem viel zu schnellen Tempo fuhr — kam es außer kleinen Vertraulichkeiten zwischen Marie und mir zu keinerlei Beziehungen. Müde und jeder etwas angeheitert, kamen wir in unser Hotel und gingen getrennt in unsere Schlafkammern.

VII.

Der nächste Morgen fand mich etwas verkatert vor. Zu alledem war es ein anstrengender Tag. Ein Ankommen und Abreisen von Gästen. Zu meiner Überraschung vernahm ich vom „Ober", daß auch das gräfliche Paar seine Nota bestellt hätte. Es wollte am Nachmittag abreisen. Um elf Uhr wurde, wie immer, von dem Ehepaar das Frühstück bestellt. Mit einer gewissen gespannten Erwartung betrat ich diesmal mit meinem Servierbrett das Zimmer. Das gräfliche Paar saß sich am Tisch gegenüber. Die Gräfin diesmal aber nicht im lose geknöpften Morgenrock, sondern bereits völlig angezogen. Der Graf fast zusammengesunken in seinem Fauteuil. Er sah heute noch müder aus als gestern nach der Reise. Dabei mußte er, der alte Papa, doch eine völlig ungestörte Nacht verbracht haben, dessen war ich sicher. Beim Servieren stellte ich mich absichtlich hinter den Stuhl des Grafen, um so die Gräfin im Auge zu haben und ihr einige zärtliche Blicke zuwerfen zu können. Das Äußere der Gräfin sprach auch für eine völlig ungestörte Nachtruhe. Jedoch hoben sich die Lider ihrer dunklen Augen nicht einen Moment zu mir. Sie war von einer Eisigkeit, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Ich wagte auch nicht meinen Arm mit der Platte kalten Aufschnitts ihr auf die Hand zu legen. Ich fürchtete, sie könnte mich wieder gehörig rüffeln. Das wäre mir in Gegenwart des Grafen doppelt peinlich gewesen.

O welche Verstellungskunst besitzen doch die Weiber! Hätte ich diese Frau, die ganz Sinnlichkeit und Temperament war, nicht vor einigen Stunden in meinen Armen gehalten, so hätte ich schwören mögen, das ist eine ganz andere Frau hier an dem Tisch. Ob ihr der im Rausche gemachte Schritt heute leid tat? Das wäre töricht. Neben diesem Jammermann, den sie vergessen hatten zu begraben, war ihr doch jedes Recht eingeräumt, sich in der Liebe zu entschädigen. Und schließlich war ich doch auch kein so übler Kerl, denn in diesem Punkt kommt es doch weniger auf Hochgeboren und Bildung an, sondern andere Qualitäten werden geschätzt. Und ich glaube, sie hatte das Zeug zu einer Katharina von Polen.*) Plötzlich wendete der alte Graf mir seine Aufmerksamkeit zu. Der Herr Graf klemmten sich sein mit einem schwarzen Hornrand versehenes Monokel in das Auge und geruhten mich sehr eingehend zu mustern, wobei er sehr befriedigt mit seinem wackligen pergamentfarbenen Haupt nickte.

„Ich mache dir, meine Liebe, mein Kompliment," sagte er nach einer Weile zur Gräfin. „Du warst in der Wahl deiner Bedienung sehr glücklich."

Und der Herr Graf beäugte mich wieder, wie er wohl einen Hengst auf dem Wochenmarkt in einem seiner Dörfer in der Polakei besichtigt hätte.

Die Gräfin lächelte erst eigentümlich, dann erwiderte sie, ohne mich anzusehen: „Findest du, Stanislaus?"

„Ja, ich finde."

Da mir diese Begafferei zu dumm wurde, so wandte ich mich direkt an die Gräfin mit der Frage: „Haben Frau Gräfin heute weiter keine Wünsche?"

Ein kurzes „Nein" war die Antwort. Damit erhob sich

*) Der Autor meint wohl Katharina von Rußland. G. L.

die Gräfin vom Tisch und schritt in das Schlafzimmer. Der Graf winkte mir, und ich mußte ihm aus dem Fauteuil emporhelfen. Als er endlich stand, klopfte er mir wohlwollend mit seiner weißen schmalen Hand den Rücken, wobei er sagte: „Wir reisen nun, mon cher.

Als Anerkennung für Ihre, meiner Frau erwiesenen Dienste nehmen Sie das." Der Graf fuhr mit zitternder Hand in seinen Rock und entnahm seiner Brieftasche eine größere Banknote und überreichte sie mir. Ich hätte ihm fast ins Gesicht gelacht, indem ich zu mir sagte: Wenn du, alter Knabe, ahntest! Aber andererseits flößte mir der Graf durch sein vornehmes Wesen und sein Alter wieder so viel Respekt ein, daß ich den mir dargereichten Betrag mit einer tiefen Verneigung in Empfang nahm und „vielen Dank" sagte.

Damit schien ich vorläufig entlassen zu sein. Die Gräfin hatte die Schlafstubentür hinter sich geschlossen, sie blieb mir unsichtbar.

„Nun schicken Sie mir noch das Zimmermädchen," befahl der Graf, und ich beeilte mich, seinem Wunsche Folge zu leisten. Der Dienst nahm mich heute, wie gesagt, sehr in Anspruch. Als ich nach Tisch Marie fragte, ob die Herrschaften von 7 und 8 noch da wären, hörte ich zu meiner Überraschung: „Die sind wohl schon vor einer Stunde abgereist. I hab' bereits alle Fenster in dem Zimmer der Gräfin aufgerissen, um den Geruch von Puder und Parfüm herauszubringen. Döš hält ja sonst ka Mensch da drinnen aus. Aber nobel warn's bei der Abreise."

So hatte ich also die Gräfin nicht noch mal allein sprechen können. Sie bereute anscheinend tief. Da ich nicht sentimental veranlagt bin, so setzte ich mich über unser Scheiden bald hinweg und wollte mich zunächst an Marie

schadlos halten, bei der ich noch immer nicht weiter gekommen war.

Ich begab mich zunächst mal hinunter nach der Halle und fragte den Portier, ob die Herrschaften von Nummer 8 nicht eine Adresse hinterlassen hätten, wohin ihnen Briefe nachzusenden seien.

Der Portier war wie immer ziemlich unfreundlich zu mir. Brummte ein kurzes „Nein“ und wandte sich einem blutjungen Pärchen zu, das soeben eingetroffen war. Ich hielt beide für Bruder und Schwester, die auf einer Ferienreise waren oder vielleicht aus dem Erziehungsinstitut dem Elternhause zureisten. Der junge Mensch, vielleicht 19 Jahre alt, ein lang aufgeschossener Jüngling mit dunklem, lockigem Haar, sie ein junges blondes Mädchen von etwa 17 Jahren. Es hielt sich schüchtern im Hintergrund und ließ seine kleine braune lederne Reisetasche nicht los, die ihr der Page wiederholt abnehmen wollte, als klammere sie sich an einen Rettungsanker. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich hörte, wie dieser Jüngling den Portier fragte, ob er mit seiner Frau ein Zimmer haben könne.

Wir im Hotelleben sind doch wirklich an so mancherlei aus dem menschlichen Leben gewöhnt, nicht zuletzt auch die Portiers. Aber diesmal war auch der Portier überrascht. Ich merkte ihm an, wie er einen Augenblick zögerte, als wolle er fragen: Können die Herrschaften mir Ihren Trauschein vorlegen? Dann traf sein Blick mich, und er fragte: „Philipp, der ‚Ober‘ ist heute aus. Haben wir denn noch wirklich etwas frei?“

Das war eine Verlegenheitsfrage, denn er konnte an seinem Verzeichnis, ohne mich zu fragen, sofort feststellen, was frei und was besetzt ist.

Ich hatte Mitleid mit dem jungen Pärchen, das mich

auch sonst interessierte, und ich erwiderte: „Nummer 8 ist doch frei und auch Nummer 7!"

„Wenn es den Herrschaften nicht zu teuer ist," wandte sich der Portier mit fast väterlicher Ermahnung an den jungen Mann.

Doch dieser unterbrach ihn sofort: „O nein, das nehmen wir."

„Darf ich um Ausfüllung der Anmeldung bitten," sagte der Portier und überreichte dem Jüngling oder jungen Ehemann das Formular. Dieser füllte mit schnellen Schriftzügen die Anmeldung aus.

„Philipp," wandte sich der Portier an mich, führen Sie Herrn Dr. jur. Römer mit Gemahlin nach Nummer 8."

„Darf ich die Herrschaften bitten," sagte ich, „es ist in der ersten Etage. Wir haben Fahrstuhl."

Beim Durchschreiten der Halle bemerkte ich noch Herrn von Warrenheim von Nummer 17, wie er sich angelegentlich mit einer jungen Dame und einem älteren Herrn, anscheinend deren Vater, unterhielt. Ich sagte mir hierbei, dein Verdacht ist unbegründet. Ein solches Doppelleben kann dieser Mann nicht führen, hier macht er die Kur, auf der andern Seite betätigt er sich wieder in perverser sadistischer Weise. Aber die menschliche Natur ist ja aus so vielen Widersprüchen zusammengesetzt, wie wir es manchmal nicht ahnen. Doch zu weiteren Beobachtungen blieb mir keine Zeit, wir bestiegen den Fahrstuhl, und ich brachte das junge Pärchen nach Nummer 8. Auf dem Korridor trafen wir Marie, die mich erstaunt und fragend ansah. Nachdem ich das Zimmer verlassen und den Korridor wieder betrat, fragte mich Marie: „Philipp, sein das etwa a Ehepaar, die beiden Säuglinge?"

„Ja, Marie, die ich vertrauensvoll an Ihren schönen Busen lege."

„Na, wissen S', Philipp, die fangen früh an."

„Und doch lernt man in der Liebe nie aus, Marie."

„Ja, bei Ihna könnt' man beinahe glauben, daß Sie aber noch in den Lehrjahren sind," erwiderte Marie, wie es mir schien, etwas vorwurfsvoll.

„Allerdings, Marie, nach meinem gestrigen Verhalten haben Sie Ursache, mir diesen Vorwurf zu machen."

„Haha," lachte Marie, „ich werfe Ihnen nix vor und war mit dem gestrigen Abend sehr zufrieden."

Marie wurde abgerufen, und ich begab mich auf Zimmer Nr. 7, das, wie bekannt, mit Nummer 8 durch eine Tür in Verbindung stand. Ich wußte, Nummer 7 war einstweilen noch unbesetzt, die Verbindungstür war seit der Abreise des gräflichen Paares wieder geschlossen und durch einen Garderobenschrank verstellt. Ich hatte bei dem ersten Anblick des jungen Pärchens das unbestimmte Gefühl: Dieses wird uns, dem Hotel, Unannehmlichkeiten bereiten. Wenn auch manchmal in den besseren Familien, wo die pekuniäre Lage es absolut gestattet, sehr früh geheiratet wird, so war dies doch in diesem Fall vollkommen ausgeschlossen. Ich hatte wohl den neuen Trauring bemerkt, den der junge Dr. Römer am Finger trug, als er das Formular ausfüllte, aber der war wohl nur für die verfrühte Hochzeitsreise eigens angeschafft worden und nicht mal echt. So wenig schön das Bekenntnis hier klingt, was ich niederschreibe, so war der Zweck meiner unbemerkten Anwesenheit auf Nummer 7, zu lauschen. Es geschah das nicht aus Neugierde, sondern lediglich im Interesse unseres Hauses und vielleicht auch der beiden jungen Leute. Es wäre doch zu peinlich, wenn uns ein Skandal erwüchse. Woran muß ein Hotelbesitzer nicht alles denken und worauf Rücksicht nehmen. Als ich leise das Zimmer 7 betreten hatte, näherte ich mich der Tür zum Nebenzimmer und horchte. Zunächst

vernahm ich nichts, so daß ich schon glaubte, das Pärchen hätte von mir unbemerkt das Zimmer verlassen und wäre ausgegangen. Doch nach einer Weile vernahm ich ein Geräusch, und wenn mich mein Ohr nicht täuschte, so waren es Küsse. Dann hörte ich die Stimme des jungen Mannes: „Meine angebetete Julia, nun gehören wir uns ganz selbst. Warum willst du nicht ablegen, fürchtest du dich?"

„Nein, mein Romeo," kam die schmachtende Antwort des jungen Mädchens (von einer Frau konnte hier keine Rede sein).

Welch komische Namen die beiden führten. Julia und Romeo! Und wie poetisch sie zu einander sprachen.

„Warum sollte ich mich fürchten? Du bist ja bei mir," fuhr die weibliche Stimme fort.

„Und doch scheint mir meine Julia traurig," sagte er.

„Ach, Romeo, ich muß an zu Hause denken, wenn Mama mich nicht mehr findet."

„Hast du mir nicht geschworen, mir überall zu folgen, wohin es auch sei — ja, bis in den Tod?"

„Ja, mein Romeo, das tat ich." —

Und dieser Schwur wurde anscheinend durch einen langen innigen Kuß aufs neue besiegelt, denn ich hörte weiter keine Worte von Romeo und Julia. Wenn ich nur wüßte, wo ich diese beiden Namen, besonders Romeo, schon mal gehört oder gelesen. Es wird doch kein Steckbrief hinter Romeo losgelassen sein, daß mir der Name durch die öffentliche Bekanntmachung so vertraut erscheint?

Jedenfalls stimmt hier etwas nicht, wie ich von Anfang an vermutete.

Sie konnten ja auf einer Hochzeitsreise sein, weil der Gedanke an die Mama, die nun Julia nicht mehr vorfindet, diesen Schluß zuließe, aber für gewöhnlich sind

Hochzeitsreisende meist sehr heiter und denken weniger an das Vergangene als an das Kommende. Nein, dieser junge Mensch, der wie ein Gymnasiast wirkt und ein etwas überspannter Mensch zu sein scheint, hat offenbar seine Julia beschwatzt, und sie sind beide heimlich durchgebrannt. Die Liebe der Siebzehnjährigen, in dem Zeitpunkte der geschlechtlichen Entwicklung, die sie vollkommen benebelt und die unberechenbarsten Sprünge machen läßt. Ich war da wirklich gespannt, wie sich die Liebe zwischen Romeo (welch ein verrückter Name!) und seiner Julia entwickeln würde. Ich war an eine solche, wie soll ich sagen, poetische Liebe gar nicht gewöhnt. Das war eine mir völlig neue Sprache. Fast eine Scheu überkam mich, diese ersten knospenden Regungen der gewaltigen Mutter Natur zu belauschen oder gar zu stören. Bei aller glimmenden Sinnlichkeit lag doch eine große Keuschheit darüber

„Romeo," hörte ich wieder die mädchenhafte Stimme, „du mußt mich mal einen Augenblick allein lassen." Es lag in dem bittenden Ton eine Verlegenheit; wenn ich Julia auch nicht sah, so wird mit den Worten auf ihrem Gesicht wohl eine feine Röte sich gezeigt haben.

„Warum soll ich meine Julia verlassen?" fragte er in seiner eigentümlichen Ausdrucksweise. „Nie werde ich meine Julia mehr verlassen, nie, selbst der Tod soll uns vereint finden."

Wie doch dieser Jüngling schwärmte. Ich hätte ja darüber auflachen können, doch ein gewisses Gefühl hielt mich davon ab. Wie konnten diese beiden noch so jungen Menschenkinder, die offenbar aus gutem Hause stammten, nur an den Tod denken und von ihm sprechen? — Doch ich konnte nicht weiter darüber nachsinnen, denn Julia sprach nach einer kleinen Pause, die wohl von einer Zärtlichkeit seinerseits, durch einen Kuß, einen Blick in die

Augen ausgefüllt war: „So, nun mußt du aber gehen. Ich will mich umziehen.“

„Aber nein, Julia, ich drehe mich so lange um,“ gab er zur Antwort.

„Nein, nein,“ fiel sie lebhaft lachend ein, „du schaust am Ende doch.“

„Nein, ich schwöre dir, ich werde mich nicht umdrehen.“ Die beiden wirkten mit ihrem Getue auf mich wie Kinder, die Versteck spielen, wobei der andere sich nicht umdrehen darf, ehe der Mitspieler sein Versteck gefunden.

„Ich bin mit dir böse, Romeo, wenn du dich umdrehst.“

„Nein, meine Julia, sei ganz ruhig, ich stelle mich hier in die Ecke, und du ziehst dich um. Sieh, so —“

„Ach, ich schäme mich ja so, wenn du hier bleibst —“

„Gehören wir beide denn nun nicht zusammen? Haben unsere beiden Herzen nicht einen Schlag und unsere Seelen einen Gedanken? Und da unsere Seelen bloß vor uns liegen, warum sollten wir uns denn vor unserem nackten Körper schämen?“

„Ach, mein Romeo, mir ist so bange,“ gab sie bedrückt zur Antwort.

„Und warum fürchtet sich meine Julia?“

„Ich weiß nicht. Wenn ich an Mama denke —“ Hier brach die Stimme weinerlichen Tones ab.

„Daran mußt du nicht denken. Warum sind unsere Eltern so grausam, uns trennen zu wollen?“

„Mama sagt, wir wären noch Kinder, es wäre eine Torheit von dir, mir solche Gedanken in den Kopf zu setzen. Was hat denn dein Papa gesagt?“

„Du weißt doch, meine Julia, wie mein Papa ist. Er nannte mich nur einen dummen Jungen und will nicht weiter gestört sein, wenn er den für sein Alter noch mehr als jugendlichen Liebesabenteuern nacheilt. Er denkt, ich

weiß das alles nicht. Ich weiß alles. Er läßt ja seine Liebesbriefe ziemlich ungeniert umherliegen, da doch meine Mutter schon lange nicht mehr lebt. Dabei sind Briefe von Mädchen, die anscheinend noch bedeutend jünger sind als du."

„Ach, Romeo, auch Mama ist nicht immer so — na — so moralisch, wie sie mir gegenüber immer tut. Sie möchte mich noch gern als kleines Mädel den Leuten gegenüber wissen, recht kurze Röcke soll ich tragen, damit..."

„Du hast ja auch so hübsche Waden, Julia," rief er dazwischen.

„Pfui, Romeo, so darfst du nicht reden! — Haben wir uns nicht eine ideale Liebe geschworen?"

„Ja, das haben wir, meine Julia, als ein unglückliches Liebespaar wie Romeo und Julia, denen die Capulettis und Montechelettis hier im kalten Norden im Wege stehen."

„Ach, Romeo, warum können wir nicht gleich bis nach Italien, nach Verona, entfliehen? Es wäre doch zu himmlisch, wenn du mit Hilfe einer Strickleiter über eine Balkonbrüstung im Mondenschein zu mir kämst. Das wäre einfach süß."

„Dann müßten wir auch eine Nachtigall oder eine Lerche haben, Julia."

Mir wurde beim Belauschen dieser kindlichen Unterhaltung ganz sonderbar. Welch ein verworrenes Zeug! Wozu benötigen sie, um sich ihre Liebe zu zeigen, durchaus eine Strickleiter und eine Nachtigall?

Das eine wurde mir aber ganz klar, was ich auch von Anfang an glaubte: sie waren beide von Hause durchgebrannt und führten sich hier als Ehepaar auf. Solange diese Sache so „ideal" blieb, wie anscheinend Fräulein Julia es wünschte, sollte es mir, oder vielmehr dem Renom-

mee unseres Hauses gleich bleiben. Ich nahm dabei auch an, daß Romeo die Reisekasse auf dem Wege nach Italien nicht zu Hause gelassen hatte. Aber die Angelegenheit konnte auch eine ernste Wendung nehmen, wo der Ruf unseres Hauses (first class) mit in Mitleidenschaft gezogen werden konnte. Das ging nicht. Vielleicht hatten auch schon der Schwerenöter, Romeos Papa, und die noch liebebedürftige, jugendlich bleibenwollende Mama Julias einen Steckbrief hinter den beiden Durchbrennern losgelassen. Ich wollte doch daraufhin mal die Zeitungen und Säulen aufmerksam lesen, vielleicht konnte ich mir eine gute Belohnung bei den besorgten Eltern verdienen. „Romeo, kehre zurück, bezahle alle Schulden, Dein verliebter Vater", oder „Julia, alles ist vergeben, Du bekommst auch Strickleitern und einen Vogel, Deine besorgte Mutter" las ich schon im Geiste an den öffentlichen Säulen.

Aber Julia sprach schon wieder, und mein Ohr lauschte:

„Jetzt werden sie es zu Hause schon gemerkt haben, daß ich fort bin."

„Bei mir kaum. Papa bekümmert sich um meine Heimkehr nicht so eingehend, seit ich Student im ersten Semester bin. Darin läßt er mir große Freiheit."

„Und wenn die Eltern nun nicht so tun, wie du glaubst, Romeo?"

„Sie werden es, Julia. Sie müssen sogar jetzt unserer Vereinigung zustimmen. Du bist doch kompromittiert. Mit mir in einem Hotel als Mann und Frau abgestiegen. Denke, was man daraus folgert."

„Oh, es ist schrecklich, mein Romeo! Wenn sie unserer Heirat nicht zustimmen, überlebe ich das nicht. Ich nehme Gift."

„Dann sterbe ich mit dir, meine Julia. Ich bin auf

alle Fälle vorbereitet. Ich habe mir von einem Studenten der Medizin Morphium besorgt."

„Oh, mein Romeo, wie himmlisch muß der Tod in deinen Armen sein!" rief das Mädchen. — —

Das war ja recht heiter, was ich da noch vernahm. Also ein Doppelselbstmord stand uns eventuell noch bevor. Nein, dazu war der „Europäische Hof" denn doch nicht da! Da mußte eingegriffen werden. Und entrüstet verließ ich meinen Lauscherposten auf Zimmer Nr. 7.

Als ich den Korridor betrat, wurde ich schon von Marie gesucht. Auf Zimmer 18 sei ein neuer Gast angekommen, wo ich denn so lange gesteckt hätte. Ich wollte ihr die Geschichte von den beiden Kindern nicht anvertrauen und verschwieg ihr daher die von mir gemachten Beobachtungen. Ich wollte nicht, daß man über die beiden unglücklichen, verirrten Kinder im Hotel lachte und spottete. Marie sagte mir, es sei ein alter Gast des Hauses, ein Abgeordneter, der während der Sitzungen des Parlaments immer im Hotel wohne. Ich habe mich von jeher sehr für Politik interessiert und besitze für die Vertreter des Volkes daher eine besondere Vorliebe und Hochachtung. Ich war ja bereits in Paris durch Diane zuerst in Berührung mit der Politik gekommen. Wenn nun auch damals jener Deputierte keine besondere Leuchte vor dem Herrn zu sein schien, so war und blieb er doch immer ein in der Öffentlichkeit stehender Mann, dessen Gedankenblitze, selbst wenn sie Unsinn enthielten, stenographisch festgehalten und gedruckt wurden. Vielleicht war ich auch nicht genügend in die Feinheiten der französischen Sprache eingedrungen, um die geistreichen Bemerkungen und bedeutsamen Äußerungen des Deputierten auf der Rednertribüne zu erfassen. Und dann kam hinzu, die Politik des Auslands berührte mich weniger als die meines Heimatlandes. Auch in Eng-

land fand ich die Politik mehr der heimatlichen Boxer-eigenschaft, dem Knock out, angepaßt, „Master of the world," wie so ein Champion genannt wird. Ich war daher sehr begierig, den deutschen Politiker kennenzulernen, dessen Wohlergehen nun in meinen servierenden Händen lag. Ich begab mich eilfertig nach Nummer 18, um nach den besonderen Wünschen des Herrn Abgeordneten zu fragen. Eine kräftige Kommandostimme rief: „Herein!" als ich anklopfte. Ich stand beim Eintreten einem hochgewachsenen, kräftigen, breitschultrigen Manne mit dichtem, dunklem Vollbart, modisch geschnitten, gegenüber, im Alter von etwa 40 Jahren. Eine gesunde Röte lag auf seinem Gesicht, aus dem mich zwei braune Augen forschend, aber gutmütig anblickten, wie ein treuer Jagdhund. Von dem ganzen Mann ging auch etwas Weidmannmäßiges, Ländliches aus. Offenbar ein Landjunker. Seinen Namen erfuhr ich erst später, möchte ihn aber aus den schon öfter genannten diskreten Gründen hier verschweigen wie auch die Partei, um keinen der Herren Abgeordneten, die damals dem Parlament angehörten, zurückzusetzen. Es mögen viele derartig hervorragende Politiker der damaligen Session angehört haben und das Recht auf Veröffentlichung ihrer Verdienste um das Wohl des Vaterlandes besitzen. Wohin würde das führen!

„Ist Max nicht mehr hier?" fragte mich der Herr Abgeordnete mit etwas provinziellem Dialekt überrascht.

Max war mein Vorgänger, und ich antwortete daher: „Nein, Herr Abgeordneter, Max hat eine andere Stelle angenommen."

Ich vermutete, der Herr Abgeordnete hatte Max als Vertrauensperson für gewisse politische Dinge besessen und freute mich schon darauf, daß der Herr Abgeordnete vielleicht auf mich das Vertrauen übertragen würde. Da ich

fließend die englischen und französischen Blätter las, hätte ich ihm deren Durchsicht ersparen können, denn man muß doch auch wissen, was bei unseren Nachbarn vorgeht.

„Schade," sagte der Herr Abgeordnete nur, dann sah er mich wieder prüfend an und bemerkte: „Der Max wußte immer so schön Bescheid, wo das Neueste los war. Wie heißen Sie?"

„Philipp, zu dienen. Ich darf mir schmeicheln, auf dem Gebiet der Politik kein Neuling zu sein. Ich habe im Laufe meines Lebens Ministern und Abgeordneten der verschiedensten Richtungen schon serviert. Dem Ministerpräsidenten einer Großmacht habe ich selbst eigenhändig den richtigen Weg in seinem dunklen Drange gezeigt. Mit einem Deputierten Frankreichs verband mich ein durchaus gemeinsames Ziel . . ."

„Ach, lassen Sie mich doch mit Politik zufrieden, lieber Philipp," rief der Abgeordnete lachend ablehnend. „Dazu komme ich doch nicht hierher. Ich will wissen, wo man sich augenblicklich am besten abends amüsiert."

„Werden der Herr Abgeordnete dazu nach den Sitzungen nicht zu übermüdet sein?" fragte ich mit einigem Erstaunen.

„I den Deibel auch! Wenn ich ein paarmal ‚hört, hört!' rufe, davon bin ich doch noch nicht müde."

„Ich werde mich auch auf diesem Gebiet dem Herrn Abgeordneten von Nutzen zeigen, da der Herr doch sicher nächtliche volkswirtschaftliche Studien machen will."

„Ganz recht, Philipp," bestätigte er mit verständnisvollem Lächeln, „die ich in meinem Nest nicht in so umfassender Weise machen kann. Sie machen mir übrigens einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, als ob Sie darin ganz gut beschlagen wären."

„Der Herr Abgeordnete werden mit mir zufrieden sein."

So knüpften sich unsere politischen Beziehungen an, und

ich kann wohl sagen, daß diese auch im Laufe der Wochen, die der Herr Abgeordnete im Hotel verlebte, zur gegenseitigen besonderen Zufriedenheit sich entwickelten, wozu mir noch Gelegenheit gegeben sein wird, darauf zurückzukommen. Zunächst sollte ich dem Abgeordneten jeden Morgen die Blätter sämtlicher Parteirichtungen, mit Ausnahme seiner eigenen Partei, besorgen. „Denn was mein Organ schreibt," sagte er, „das kenne ich im voraus, und die Wiedergabe der Parlamentsberichte wird in den Blättern nur ausführlich dem Redner zuteil, welcher der Partei seines Blattes angehört. Ja, mein lieber Philipp, die Welt ist eine große Weide, auf der sehr viele Herden Platz haben." Das war die politische und Weltanschauung des Abgeordneten. Bei ihm war alles „eine große Weide" Das Angenehme bei dem Mann war aber, er spielte sich nicht erst auf den großen Politiker und Staatsmann auf, wie so mancher, der mit wichtigem Gesicht und einer dickgeschwollenen Aktenmappe dem Parlament zustrebt und dessen Mappe schließlich, wie ich es in einem anderen Lande erlebte, ein Paar sehr niedliche Damenhöschen als staatserhaltendes Dokument enthielt.

Beim Durchsehen der Morgenblätter am nächsten Tage, die ich dem Abgeordneten beim Frühstück zu überbringen hatte, fiel mein Blick auf eine Anzeige, die sofort mein Auge fesselte. Sie sprang mir förmlich entgegen. Da stand in dicken, fetten Lettern: „Romeo und Julia von Shakespeare". Und zwar zeigte diese eigentümliche Sache ein Theater an. Was bedeutete das nun? Gab es ein solches Theaterstück, wie es den Anschein hatte, dann hatten sich die beiden jungen Menschen auf Nummer 8 daran erhitzt und sich in ihrem Liebesrausch danach benannt. Da konnte ich lange suchen, daß die Eltern an Romeo oder Julia ihren besorgten verzeihenden Aufruf erließen. Das war wieder

einmal ein Beweis, wie schädlich der Einfluß der Theaterspielerei auf das Volk ist. Es werden bei ihm nur verrückte Ideen erweckt und eine unwirkliche Welt vorgegaukelt, die es in der Wirklichkeit dann vergeblich sucht, und woran es schließlich zugrunde gehen muß. Nein, ich bleibe dabei, das einzig Wahre und Gesunde ist der Sport. Ein gut sitzender Faustschlag von der Hand eines Champions läßt alle törichten ungesunden Gedanken sofort verfliegen. Ich werde darüber mit dem Abgeordneten reden, wie man durch ein Gesetz diesem Unfug steuern kann. Denn schließlich ist doch ein Abgeordneter dazu da, Lücken in der Gesetzesgebung durch neue Gesetze auszufüllen.

Durch diese Vergnügungsanzeige wurden mir Romeo und Julia wieder in das Gedächtnis zurückgerufen. Ich hatte seit dem gestrigen Nachmittag nichts wieder von ihnen gehört. Hoffentlich hatten sie keine Dummheit oder übereilte Handlung mit dem Morphium begangen. Ich bekam es ordentlich mit der Angst zu tun, da aus ihrem Zimmer noch immer kein Klingelzeichen für die Servierung des Frühstücks gekommen war. Nummer 7 war noch unbesetzt geblieben, und ich wollte mich, von Marie unbemerkt, auf dieses begeben, um zu meiner Beruhigung zu vernehmen, ob sich in ihrem Zimmer noch immer nichts rührte.

Friedrich kam da gerade den Korridor entlang, um seine gewohnte Runde mit den Stiefeln zu machen, die er teils einsammelte, teils hinstellte.

Vor Nummer 8 fand er keine Stiefel, weder von dem Mädchen, noch dem Jüngling. „Nun, Friedrich," sagte ich, „es ist schade, daß das Paar von Nummer 8 es versäumt hat, Ihnen die Stiefel herauszustellen. Ich hätte gern Ihr Urteil gehört."

„Na, ich denke, Sie glauben doch nicht daran?"

„Wenn ich das auch zugebe, so hätte es mich doch inter-

essiert. Ich beurteile allerdings die Menschen nach ihrem Gesicht, und zwar am frühen Morgen. Da haben sie die Maske für den Tag noch nicht vorgebunden. Je nachdem, grau, trübe, schlaff, gemein oder auch rosig zeigen sie uns ihre Züge, aus denen man dann so mancherlei von ihren Tugenden und Lastern lesen kann."

Nachdem Friedrich seinen Weg fortgesetzt, betrat ich Zimmer Nr. 7. Aber gleich bei meinem Eintritt hörte ich im Nebenzimmer ein fröhliches Gelächter. Romeo und Julia hatten also noch nicht den gemeinsamen Tod gesucht. Ich fühlte mich erleichtert. Die beiden schienen nach Kinderart irgendeine Albernheit zu treiben. „Pfui, jetzt hast du mich wirklich ganz naß gemacht," schmollte Julia. Und Romeo lachte vergnügt auf. Wie es mir schien, bespritzte sich das junge Ehepaar gegenseitig aus den Wasserhähnen unseres im Zimmer laufenden Wassers. Dazu hatten wir ja auch die Einrichtung im Zimmer machen lassen.

„Und wie hat meine Julia die Nacht geschlafen?" fragte der anscheinend Wasser anstatt Wonne plätschernde Romeo.

„Danke, und du, Romeo?"

„Ausgezeichnet auf dem Diwan, wohin du mich verbannt hattest."

„Jetzt laß mich fertig anziehen und bleib' ferner artig," sagte Julia.

„Du, Julia — —"

„Ja, was denn?"

„Muß ich diese Nacht wieder auf dem Diwan schlafen?"

„Natürlich, was dachtest du denn? Lies mir lieber vor, was du in deinem Briefe an die Eltern geschrieben hast. Wir wollen ihn nach dem Frühstück sogleich den Eltern zusenden."

Ich fand, Julia nahm mit viel größerer Umsicht und Energie die Zukunft der jungen „Ehe" in die Hand, als

der junge Mann, der sich anscheinend mit dem Springenlassen unserer sämtlichen Wasser begnügte. Ja, ja, wenn es sich um die Liebe dreht, ist selbst das jüngste Weib dem Mann immer einige Schritte voraus.

„Zunächst habe ich an Papa das Folgende geschrieben," hörte ich nun Romeos Stimme: „Lieber Vater! Du warst so grausam, als ich Dir von meiner Liebe zu Julchen sprach und Dir erklärte, diese selbst gegen Deinen Willen heiraten zu wollen, mich auszulachen und einen Schwachkopf zu nennen. Julie liebt mich ebenso, wie ich sie, und wir haben beschlossen, wenn wir uns im Leben nicht angehören können, uns im Tode zu vereinen. Damit Du siehst, daß ich keine leeren Worte mache, habe ich Julie seit gestern dem elterlichen Hause entführt. Sie gilt nun vor Gott und mir als mein Weib. Denn Du wirst wohl als Kavalier einsehen, daß ich sie durch diese Tat für immer kompromittiert habe und schon als Ehrenmann, geböte es mir nicht auch meine Liebe, verpflichtet bin, dieser Vereinigung auch die gesetzliche folgen zu lassen. Ich kann nun nicht annehmen, daß Du als liebender Vater dem Glück und der Ehre Deines Sohnes im Wege stehen wirst. Ich bitte Dich darum herzlichst, zu den Eltern von Julchen sogleich zu gehen und diesen zu erklären, daß Du Deinen Widerstand aufgegeben und sie zu veranlassen, uns gleichfalls ihren Segen zu geben. Versucht nicht, unseren Aufenthalt zu erforschen, er ist unauffindbar. Wir erwarten Eure Zustimmung durch ein Säulenplakat mit dem Wort: ‚Einverstanden — kommt', wenn nicht, so sind dies die letzten Zeilen, die Du, lieber Vater, von Deinem Sohn empfängst, der dann wenigstens im Tode vereint mit seiner Julia den grausamen Mächten dieser Welt entrückt sein wird. Verzeihe mir, ich kann nicht anders, wie auch dafür, daß ich dreihundert Mark Deiner Kasse entnahm, um wenig-

stens die ersten Tage auf unserer Flucht vor den scheußlichen materiellen Ansprüchen dieser Welt gesichert zu sein —"

„Oh, Romeo, das hast du sehr schön gesagt," unterbrach Julia bewundernd. „Der Mama werde ich den gleichen Inhalt schreiben."

Ich hatte genug gehört und überlegte nur, wie ich den wahren Namen der Eltern und ihren Aufenthalt erfahren könnte, um ihnen die beiden Durchbrenner zuzuführen und mir eine entsprechende Belohnung sichern zu können. Diese Herzenstragödie von Romeo und Julia wollte ich denn doch nicht hier in unserem Hotel zum Schaden seines Rufes und unserer Einnahmen sich abspielen lassen. Ich glaubte in diesem Falle keinen schnöden Verrat zu begehen, sondern nur zum Wohl der jungen Menschen zu handeln.

Zunächst mußte ich aber meinen Abgeordneten bedienen und ihm mit dem Frühstück die Morgenzeitungen überbringen. Gleich darauf klingelte er auch.

„Verzeihen Sie, Herr Abgeordneter," sagte ich beim Betreten des Zimmers, und nachdem ich ihm guten Morgen gewünscht, noch unter dem Eindruck des soeben Gehörten stehend, „ich hätte eine Frage."

„Reden Sie, Philipp."

„Wie denken der Herr Abgeordnete über die öffentliche Kunst, z. B. das Theater?"

Der Abgeordnete lachte und erwiderte: „Philipp, Sie haben wohl ein Theaterbillett im Hinterhalt, das Sie mir versetzen wollen, gar Richard Wagner Johotoho!"

„Nein, Herr Abgeordneter, ich meine über den Einfluß der Theaterspielerei überhaupt auf das Volk."

„Das ist eine merkwürdige Frage, die Sie mir da stellen. Ich bin eigentlich in unserer Fraktion mehr Spezialist für Dünger und Hebung des Viehbestandes —"

„Nun, ich denke, der Herr Abgeordnete werden mir auf meine bescheidene Frage auch eine Antwort geben können und vielleicht meiner Auffassung zustimmen."

„Was haben Sie denn für eine Auffassung?"

„Daß das Theater nur dazu beiträgt, die Köpfe Jugendlicher zu verwirren und sie sittlich zu gefährden."

„Sehr richtig, Philipp. Sie sind ein intelligenter Mann."

„Da ist zum Beispiel ein Theaterstück ‚Romeo und Julia' — —"

„Ach, das ist die Geschichte von der Nachtigall und nicht die Lerche!" unterbrach mich der Abgeordnete lachend.

„Ja, so etwas Ähnliches kommt wohl darin vor," bestätigte ich, denn nun fiel mir die Nachtigall ein, die Romeo erwähnt hatte.

„Philipp," erwiderte der Abgeordnete, „ich gehe nicht mehr in ein Theater, seitdem ich gefunden habe, daß im Leben häufiger und besser Komödie gespielt wird. Ich wandte mich drum der Politik zu. Die Welt ist eben eine große Weide."

„Es gibt aber noch genug Jugendliche, die ins Theater gehen und durch das Gebotene vergiftet werden," wandte ich ein. „Man sollte ein Gesetz schaffen, welches das Theater verbietet." —

„Das wäre falsch," unterbrach mich der Abgeordnete, „damit würde man eine Nation politisch und wirtschaftlich schädigen. Abgesehen davon, daß die Mehrheit der Theaterunternehmer aus Idealisten besteht, frage ich Sie, was würde aus den Schauspielern, besonders den schönen Schauspielerinnen? Gibt eine Schauspielerin nicht der Industrie und dem Handel eine ausreichende Beschäftigung? Sorgt sie ferner nicht dafür, daß das von wirtschaftlichen Drohnen ererbte oder leicht erworbene Geld ins Rollen kommt? Sie ist geradezu ein wirtschaftlicher Faktor."

„Da haben der Herr Abgeordnete wohl recht," stimmte ich zu. „Schon der Deputierte in Paris sagte mal zu Diane, wenn ich auch eine Bühnenkünstlerin weitab von einer Kokotte gerückt wissen will: Wenn die Lebedame noch nicht vorhanden wäre, so müsse sie direkt zur Hebung von Handel und Industrie erfunden werden."

„Sehen Sie wohl, das war ein gescheiter Mann. Und politisch kann sich ein Volk auf den Brettern so schön austoben und all die Gedanken seines freiheitlichen Sinnes in die Tat umsetzen, die im realen Leben sich so ganz anders und kläglich ausnehmen würden. Nein, Philipp, das Theater ist wie die Druckerschwärze das Ventil am Dampfkessel einer Nation."

„Der Herr Abgeordnete mögen wohl recht haben, aber ich bin doch mehr — wenn es schon nicht der Sport sein kann — für das Kino als Volkserziehungsmittel. Dort bleibt oft der Vorgang so dunkel wie der Raum, und niemand wird geschädigt."

„Philipp, ich finde, Sie beschäftigen sich zu viel mit sozialen und kulturellen Fragen."

„Ich interessiere mich für Politik — —"

„Dann müssen Sie vor allem nicht zu viel denken, Philipp. Nun reichen Sie mir die Zeitungen, damit ich sehe, was diese wiedergekäut haben. Denn die Welt ist eine große Weide mit vielen Wiederkäuern."

Ich übergab dem Abgeordneten das Gewünschte mit dem Frühstück und überließ ihn seinen weiteren hervorragenden politischen Gedanken, noch bemerkend, wie er die Blätter aufschlug und den Vergnügungsteil kritisch musterte. —

Inzwischen war von Nummer 8 nach dem Frühstück geklingelt worden. Da war ich nun begierig, was kommen würde. Ich fand das junge „Ehepaar" mich mit würdevollen Mienen erwartend, völlig angezogen vor. Sie sahen beide

trotz ihrer gemachten Würde so unschuldig drein, daß ich fest davon überzeugt war, Julia hatte ihren Romeo die Nacht über sehr schlecht behandelt. Die verirrten guten Kinder! Herr Romeo, oder vielmehr Dr. Römer, überreichte mir, nachdem ich vom Tablett mein Geschirr ihnen auf den Tisch gestellt hatte, einen Brief mit den Worten: „Hier bitte, diesen Brief lassen Sie wohl sogleich in den Briefkasten werfen, er eilt!"

„Und meinen bitte auch," fügte Julia hinzu und überreichte mir gleichfalls ihr Schreiben. Ich empfahl mich sogleich und betrachtete auf dem Korridor die Adressen beider Briefe sehr interessiert. Der anscheinend an den Vater gerichtete Brief Romeos zeigte einen anderen Namen, wie Romeo sich beigelegt hatte, die Straße befand sich aber hier in der Stadt; auch der von Julia für die Mama bestimmte Brief war hier in der Stadt zu bestellen. Das waren offenbar die beiden Schreiben, deren Abfassung ich durch die Nebentür gehört hatte. Da hielt ich nun ihr Schicksal in meiner Hand. Wenn Papa oder Mama nun nicht so wollten, wie es sich das Pärchen in den Kopf gesetzt, und eine bedingungslose Zurückkehr verlangten, dann konnten wir hier im Hotel das Ende dieser Komödie als Tragödie erleben. Vorläufig war es anscheinend nur ein Dummerjungenstreich, der aber für alle Beteiligten ein sehr böses Ende nehmen konnte. Romeo wiegte sich in der Sicherheit, auf Grund der angeeigneten Reisekasse, Papa könnte den Ort seiner Zuflucht nicht erfahren. Da wollte ich denn das Schicksal spielen und es nicht dem törichten Zufall überlassen, daß wir von den beiden jugendlichen Durchbrennern mit ihren früh erwachten Liebesgefühlen ohne Skandal befreit wurden. Die Eltern würden mir sicher Dank wissen und die kleinen Auslagen ersetzen. Ich überlegte kurz, dann entschloß ich mich, die

beiden Briefe nicht dem Briefkasten zu übergeben, sondern einen unserer Hotelpagen mit den Briefen an die aufgeschriebenen Adressen zu senden.

Nicht genug, daß unsere Pagen an der Mütze den Namen unseres Hotels trugen, wollte ich dem Boten auch ausdrücklich einschärfen, die Briefe an die Adressaten persönlich abzugeben, mit dem Zusatze, er käme vom Hotel l'Europe. Während drinnen Romeo und Julia wohl in süßen Zukunftsplänen schwelgten und den standesamtlichen Bestimmungen vorgreifen wollten, fiel hier von meiner Hand bereits der Würfel ihres Schicksals.

Ich eilte die Treppe hinab und instruierte den Pagen genau, der sich dann auch gleich mit den beiden Briefen auf den Weg machte. Nach dieser Tat kam so etwas wie ein Gefühl der Beruhigung über mich, wenn man mir vielleicht auch den Vorwurf machen könnte, ich hätte die heiligen Gesetze des Gastrechts und der Diskretion verletzt. —

Ich traf Marie oben auf dem Korridor, die, wie es schien, seit unserem gemeinsamen Ausgang etwas zurückhaltend mir gegenüber vorkam. „Na, Marie" sprach ich sie an, „heute abend müssen wir mal ein paar Worte miteinander plauschen, wie Sie sagen würden. Die Berta geht heute aus."

„I bin jetzt abends alleweil zu müd, um noch mit Ihna zu plauschen, Philipp."

„Marie, was haben Sie denn gegen mich, Sie sind ja so anders?"

„I! I hab' nix."

„Na, mir scheint doch." Um Marie wieder zugänglicher zu machen, sagte ich ihr ein paar Schmeicheleien. „Wetter, Marie, was sahen Sie neulich Abend schick aus! Sie sind doch ein bildhübsches Mädel, mit dem man gern zusammen ausgeht und Ehre einlegt."

„Das finden andere auch, nit Sie allein, Philipp,“ und Marie lachte eigentümlich.

„So, das finden andere auch! Natürlich, das glaube ich gern, denn Sie fallen doch in die Augen —“

„Ja, ja, man hat so seine lauten und stillen Verehrer,“ antwortete Marie, wobei sie sich über mich lustig zu machen schien.

„Marie,“ sagte ich, „dahinter steckt was. Ich wette, es ist ein neuer Bewerber aufgetaucht!“

„Vielleicht haben S' nit unrecht, Philipp.“

„Eine ernsthafte Angelegenheit?“ fragte ich.

„I weiß noch nit,“ antwortete Marie etwas ausweichend. „Er tut ja so, als ob es sich um mein Lebensglück handle.“

„Jemand hier von den Gästen, der ein Auge auf Sie geworfen?“

Marie schüttelte als Antwort nur mit dem Kopf, wobei sie mich wieder etwas ironisch lächelnd ansah

„Nun, reden Sie schon, Marie,“ drängte ich etwas ungeduldig.

„Sein S' denn gar so interessiert? Ja, ja, andere Leut' meinen's eben ehrlicher mit mi und wollen mi heiraten.“

Aha, ich merkte nun die Absicht, Marie schwankte noch und wollte von mir zuvor eine klare Antwort haben, ob auch ich sie heiraten würde.

„Marie, wenn sich Ihnen die ernsthafte Möglichkeit bietet, zu heiraten, so weisen Sie diese Gelegenheit nicht zurück.“ Über Maries Gesicht huschte so etwas wie eine Enttäuschung, vielleicht hatte sie von mir eine andere Antwort erwartet, worin ich eine Geneigtheit meinerseits zur Ehe durchblicken ließ. Ich hatte aber ein anderes Ziel, das ich wegen einer kleinen Liebelei nicht aufgeben wollte. Zu einem kleinen Restaurateur, möglichst mit der Schürze angetan, hinter dem Schanktisch am Bierhahn, dazu eignete

ich mich doch wirklich nicht. Wenn auch meine Frau noch so vorzügliche „Wiener Küche“ mit Rostbraten und Nockerln und schönen Mehlspeisen geboten und die Gäste angelockt hätte, das war kein Betrieb für mich; zudem brauchte ich auch Geld zur Durchführung meiner Pläne.

„Wollen Sie mir nicht sagen, wer der Mann ist, Marie? Vielleicht kann ich Ihnen einen Rat geben und Sie vor einer neuen ‚Saudummheit‘ bewahren.“

„Nun, Philipp, i will ganz aufrichtig mit Ihna darüber reden. Mit meinen Kolleginnen kann i das nit, die werden gleich neidisch. Und mit den anderen Männern — wie dem ‚Ober‘ — kann i das auch nit, der will mi doch gar so gern in sein künftiges Geschäft haben.“

„Es wird also Ernst mit ihm?“

„Ja, zum Herbst geht er. Nun hören S', Philipp. Entsinnen S' sich noch auf den älteren Herrn, der mit uns am Nebentisch in dem Weinlokal saß?“

„Aha,“ sagte ich nur.

„Was aha?“

„Ich habe es mir beinahe gedacht, Marie, daß Sie den Abend mit ihm angebandelt.“

„O, i nit! Er mit mir. Er ist ein so feiner Kavalier. Sei Karten hat er mi 'schickt.“

„Noch am selben Abend, was? Während ich mal den Tisch verlassen hatte?“

Marie nickte befriedigt, wobei eine helle Freude aus ihren Augen strahlte, wie bei allen Frauen, wenn sie uns Männern einen Streich gespielt haben.

„Und was schrieb er Ihnen?“

„Gnä' Frau,“ schrieb er. „Hören S': Gnä' Frau!“

„Nun, es freut mich immerhin, daß ich ihm als Ehemann einen solchen verlockenden Eindruck gemacht, mir ein Horn aufsetzen zu wollen.“

„Hören S' weiter an und sein S' nit so eifersüchtig, sonst kann i mi nit Ihna anvertrauen."

„Reden Sie weiter, Marie."

„Er schrieb mir: Würden Sie es für eine unbescheidene Bitte halten, wenn ich, hingerissen von Ihrem Temperament und Ihrer Schönheit, Sie bitte, mir Gelegenheit zu geben, dies auch mündlich zum Ausdruck zu bringen, unter vier Augen? Ein zustimmendes Nicken Ihres schönen Hauptes wird mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen, dessen Adresse Sie auf der Karte vermerkt finden."

„Und Sie haben genickt, Marie, was?"

„Ja, das weiß i nit mehr so genau, denn an jenem Abend hatt' i mein schönes Haupt nit mehr so in der Gewalt. Aber möglich wär's."

„Wenn Sie noch nicht weiter sind mit dem Herrn, sehe ich aus seinen Worten noch nichts von einer ernsthaften Annäherung oder gar Heiratsabsicht."

„I hab' ihm ja an die Adressen geschrieben."

„Ah so, die Sache ist also im Fluß."

„I schrieb: Geehrter Herr Baron —"

„Was, ein Baron!"

„Ja, Philipp, denken S', ein wirklicher Baron. I schrieb: Es ist mir eine hohe Ehre, die Aufmerksamkeit Euer Gnaden gefunden zu haben, daß i aber bei der Eifersucht meines Mannes schlecht abkömmlich wäre. Ich käme gern mit Euer Gnaden zusammen, möcht' aber zuvor wissen, ob ich es auch mit einem ehrlichen Mann zu tun habe, der eine Frau, wenn's seinetwegen verstoßen wird, auch nit sitzen läßt. — I erwart' Ihre Antwort postlagernd. Ich küss' Euer Gnaden die Hand. Servus, Mizzi." —

Ich mußte über den naiven, schriftstellerischen, dabei doch klug abwägenden Stil Maries laut auflachen.

Marie war darüber sehr beleidigt und fragte: „Was lachen S' denn?"

„Ja, Marie, Sie haben recht. Eigentlich habe ich gar keine Ursache zum Lachen, nachdem Sie mich als Ehemann vor dem Baron so blamieren wollen. Fürchten Sie aber meine Eifersucht!"

„Ah, Ihna ist's ja so nit ernst mit mi. Hören S' lieber weiter. Der Baron schrieb zurück: I sollt mi um meine Zukunft keine Sorgen machen, er nähme alles auf sich, wenn i seinetwegen in Sorgen käme. Kommen Sie zu mir, und wenn Sie wollen, bleiben Sie für immer."

„Donnerwetter!" rief ich — „der geht aber schärfer als ein Jüngling vor."

„Ja, so schrieb er. Was sagen S' nu?"

„Marie, diese Angelegenheit will ernstlich bedacht sein. Vielleicht können Sie dauernd Ihr Glück machen. Es liegt vielleicht in Ihrer Hand, daß Sie der Baron doch eines Tages heiratet, so alte Knaben sind zu allem fähig."

„Na, so alt ist er denn doch noch nicht!" kam es mit einiger Entrüstung über Maries Lippen.

„Zunächst müssen Sie aber mit Überlegung vorgehen, ehe Sie genau feststellen, wie — alt er ist. Da ist vor allem eine finanzielle Sicherstellung notwendig, ehe Sie sich von mir — scheiden lassen. Ich schlage vor, wir verheiraten uns aber zuvor, sei es auch unter Fortlassung des Standesamtes, das erleichtert die Scheidung."

„Ach gehen S', die Sache ist mir zu ernst."

„Mir auch, Marie. Hören Sie weiter: Geben Sie ihm nicht ein Busserl früher. Die besseren, alleinstehenden älteren Herren haben so besondere Leidenschaften, wenn die aber eine Frau klug zu nutzen weiß, so kann sie alles von ihnen erlangen und sogar ihr Endziel, die Ehe."

„Ach, Philipp, i hab' a so gutes Schapperl, daß die Männer alles bei mi erreichen und i nit bei ihnen."

„Das kann ich nach meinen bei Ihnen gemachten Erfahrungen nicht bestätigen."

„Sie haben sich das eben anders gedacht, aber so leicht ist die Marie denn doch nit zu haben."

„Marie, wo es sich jetzt um Ihr Glück, um eine lebenslängliche Versorgung handelt, dränge ich alle meine heißen Wünsche zurück. Sie sind für mich von nun ab wie eine Heilige, die nur noch mit dem Heiligenschein ihr keusches Bett besteigt."

„Ach, hören S' doch auf, mi zu frozzeln. Sie sein ja nur eifersüchtig — weil i Ihna noch nix gegeben hab'."

„Marie, Sie verkennen mein gutes Herz. Wenn Sie mir durchaus einen Almosen als Wegzehrung geben wollen, so nehme ich ihn mit Dank."

„Na, Philipp," lachte Marie, „wenn i erst Baronin bin, sollen Sie a gutes Trinkgeld haben."

„Schön, Marie, ein besonderes, aber vor Ihrer Standeserhebung."

„Jetzt will i mi mal zunächst um einen Heiligen kümmern, den i auf Zimmer Nr. 10 hab'," sagte Marie.

„Wer ist das?"

„Ein älterer Herr, anscheinend ein frommer Mann. Er nimmt das Frühstück aber nit auf dem Zimmer."

„So," erwiderte ich, „darum kenne ich ihn auch nicht."

„Wissen S', daß der Herr von Nummer 17 abgereist ist, der mit der Nadelstecherei?" fragte sie. „Den haben S' schön im falschen Verdacht gehabt."

„Na, na," sagte ich nur. „Er fühlte sich nur zu scharf von uns im Hotel beobachtet. Der Boden wurde ihm zu heiß. Im übrigen hat er keinen besonderen Eindruck," hierbei hielt ich meine flache Hand auf, „bei mir hinterlassen."

In dem Augenblick wurde ich durch das Haustelephon nach unten in die Empfangshalle gerufen. Als ich dort anlangte, erblickte ich den von mir abgesandten Pagen in Begleitung einer auf den ersten Blick noch jugendlich aussehenden Dame, wenigstens der Toilette nach. Ich reimte mir sofort zusammen, daß dies Julias Mutter sein muß, die sich dem Pagen nach Empfang von Julias Brief sofort angeschlossen hatte.

„Philipp," wandte sich der Portier an mich, „die Dame fragt nach einem jungen Herrn, der mit einem jungen Mädchen durchaus bei uns wohnen soll — Der Name ist mir aber ganz unbekannt. Die Dame besteht aber darauf — —"

„Aber, Portier, das ist doch unser — Dr. Römer —" fiel ich ihm ins Wort.

Dem Portier ging mit einemmal ein Licht auf, und er warf mir einen verständnisvollen Blick zu.

„Es ist meine Tochter," mischte sich nun Julias Mutter in das Gespräch. „Ich möchte sie dringend sprechen." Auf ihren Zügen malte sich Zorn, Scham und Sorge.

Da ich andererseits das so schnöde verratene Pärchen Romeo und Julia nicht so plötzlich dem mütterlichen Überfall aussetzen wollte, mit der nicht unberechtigten Besorgnis, es könne zu einem Skandal in unserm sonst so ruhigen Hotel kommen, antwortete ich ausweichend: „Ich will nachsehen, ob die Herrschaften auf ihrem Zimmer sind." Ich wollte zuvor an Romeo und Julia eine Warnung erlassen, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Ferner wollte ich auch vorher die Frau Mama mit den jugendlichen Gefühlen darauf aufmerksam machen, daß ich mich väterlich des jungen Paares angenommen und ihr den Weg zu dem Aufenthalt ihrer entschwundenen Tochter gewiesen.

Ich wollte hierbei bitten, im Interesse meines Renommees als Kellner die größte Diskretion zu wahren. „Wenn gnädige Frau in der Halle oder im Lesezimmer einen Augenblick Platz nehmen wollen," mit diesen Worten geleitete ich die Frau Mama abseits von dem neugierigen und wohl so etwas wie Belohnung witternden Portier. Julias Mama folgte mir. Als wir außer Hörweite waren und sie in einem Klubsessel bequem saß — ich finde, so ein englischer Klubsessel stimmt die gereizte Menschennatur gleich milder — begann ich: „Gnädige Frau, sind zweifellos sehr besorgt —"

Sie sah mich einen Augenblick schwankend an, sollte sie mich in den Streich ihrer Julia einweihen, der doch immerhin ein recht peinlicher blieb, oder war ich bereits Mitwisser des Geheimnisses?

„Sie meinen — —?" antwortete sie zögernd.

„Ich meine, gnädige Frau, daß uns im Hotel die Jugendlichkeit des Paares aufgefallen, und da ich glaubte, annehmen zu dürfen, daß der mir von der Tochter der gnädigen Frau übergebene Brief eine die gnädige Frau interessierende, dringende Mitteilung enthielt, so habe ich aus eigener Verantwortung den Brief an die gnädige Frau durch einen besonderen Boten übersandt. Ich bitte aber, meine Handlungsweise nicht zu verraten, da sie mir sonst meine Stellung kosten könnte."

„Ich danke Ihnen," erwiderte sie sichtlich beruhigter und zutraulicher. „Sie haben sehr recht getan, meine Tochter bedarf allerdings dringend meines Rates." Über das Gesicht von Julias Mama flog eine feine Röte, und ich hatte genügend Zeit, sie zu betrachten. Sie war noch eine gar nicht üble Frau, gut angezogen, allerdings nicht mit jenem vornehmen Schick, wie die polnische Gräfin ihn zeigte und an die ich doch hin und wieder denken mußte,

besonders wenn ich das Zimmer Nr. 8 betrat, in welchem sich nun so eine ganz andere Liebe abspielte, als vorher. Ach, wenn die Wände eines Hotelzimmers plaudern könnten, über welch merkwürdige Dinge könnten sie berichten! Gut, daß sie noch diskreter sind als unsereins.

„Sagen Sie mir," fuhr die Mama fort, „die beiden — hm — jungen Leute haben nur ein Zimmer genommen?"

„Ja, gnädige Frau, aber —"

„Was aber?"

„Es ist so gut, als ob sie zwei genommen hätten." Ich hoffte, die Mama würde mich verstehen.

„Ach ja, es sind ja noch solche Kinder," antwortete sie mit etwas verlegener Miene, wobei ein feines Lächeln über ihre etwas stark zurecht gemachten Züge huschte.

„Ja, allerdings, gnädige Frau, drum dürfen Sie ihrem Schritt keine besondere Bedeutung beilegen."

„Ich will wünschen, daß dem so ist. So, bitte, nun überzeugen Sie sich, ob meine Tochter im Zimmer anwesend, und führen Sie mich sofort zu ihr."

Ich ging schnell nach oben und klopfte bei Nummer 8 an. Man rief Herein! und vier Augen blickten mich gleich darauf erwartungsvoll, fast erschrocken an, was der Grund meiner Störung sei.

„Meine Herrschaften," sagte ich, „da ist jemand, der die hm — die Frau Gemahlin des Herrn Dr. Römer sprechen möchte."

„Mich!" rief Julia überrascht aus. „Wer ist das?"

„Ich glaube, es dürfte die Frau Mama sein."

Julia bekam einen heftigen Schreck, sie erbleichte und blickte ihren Romeo fassungslos an: „Ja, mein Gott, woher weiß Mama? — —"

Romeo war nicht minder erschrocken, zuckte etwas ratlos die Achseln und murmelte:

„Jetzt heißt es standhaft bleiben, meine Julia."

„Darf ich die Dame hereinführen, oder wollen sich die Herrschaften nach unten bemühen?"

„Wir lassen bitten," murmelte Julia und sank auf einen Stuhl.

Als ich das Lesezimmer wieder betrat, um Julias Mama mit dem Fahrstuhl nach oben zu fahren, fand ich sie nicht mehr allein. Ein Herr hatte sich zu ihr gesellt und sprach sehr lebhaft auf sie ein. Er sah sehr lebemännisch aus, was ich einmal in Paris mit dem Wort „viveur" bezeichnen hörte. Ein Herr in den mittleren Jahren, oder war sein dunkles Haupt- und Barthaar gefärbt? Jedenfalls noch nicht angegraut. Sehr elegant in der Garderobe.

Als ich näher trat, hörte ich von ihm die Worte:

„Ich bedaure sehr, gnädige Frau, daß ich auf so traurige Veranlassung durch den Leichtsinn meines Sohnes Ihre Bekanntschaft mache, aber er verschafft mir doch das Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Im übrigen halte ich es nicht für glaublich, daß Sie im Besitz einer fast erwachsenen Tochter sein sollten."

Die Frau Mama verdrehte ob dieser Galanterie etwas verliebt die Augen und lachte: „Finden Sie?"

Ich glaube, zwischen Julias Mama und anscheinend Romeos Papa bahnte sich der Weg viel einfacher, ohne eine Strickleiter, die Romeo und Julia zu ihrem Glück so notwendig dünkte. War Julias Mama etwa Witwe, oder wollte sie ihrem Manne absichtlich die Flucht ihrer Tochter verheimlichen, daß sie allein hier erschien?

Romeos Papa schien jedenfalls die Liebe weniger tragisch zu nehmen, als sein noch im Anfangsstadium und Studium steckender Sohn. Dieser Vater würde sich jedenfalls wegen einer unglücklichen Liebe nicht den Tod geben wollen. Mir stand aber beim Einblick dieser beiden Eltern das

Seelenleben der beiden jungen Menschenkinder lebhaft vor Augen. Der Vater nur auf sein persönliches Vergnügen und die Jagd nach den Frauen bedacht, hatte keinerlei Interesse oder auch Verständnis für das Innenleben seines ohne die schützende Hand der Mutter herangewachsenen Sohnes, der in einem für die Jugend gefährlichen Alter sich befand. Auf der anderen Seite Julias Mutter. Wer weiß, wo der Wurm in ihrer Ehe saß. Jedenfalls eine Frau, die bei der sich täglich immer mehr entfaltenden Blüte ihrer Tochter mit stiller, steigender Sorge feststellte, wie ihr die Jahre entglitten. Sie klammerte sich an jede Stunde, die sie noch ganz auskosten wollte. Ach, das Liebesleben der Frauen ist ja so kurz. — Ihr ganzes Sinnen war, Liebe zu empfangen und dem Manne, vielleicht auch den Männern, zu geben. Die mütterliche Liebe war wohl bei ihr stark verkümmert, und sie gehörte zu jenen Frauen, die nie Mutter werden sollten. Wie ist doch da unsereins in seiner Jugend besser daran als die Kinder aus solchen Häusern. Bei uns heißt es zeitig körperlich arbeiten, so daß die erwachenden Frühlingsgedanken nicht so elementar zum Ausbruch kommen können, und tun sie es dennoch, so sind sie nur gesunde und natürliche. Ich will mich über die Abwege hier ausschweigen. Ach, Romeo, hättest du lieber tüchtig geborgt oder auch nur Holz gesägt oder gespalten, dann würdest du nicht auf so verschrobene Gedanken verfallen sein.

Weiß der Teufel, was in meiner Natur liegt, daß ich immer über die in mein Leben tretenden Erscheinungen allerlei nachdenkliche Betrachtungen anstellen muß. Sollte ich wirklich zuviel denken, wie der Abgeordnete meint? Als ich später mal über den Fall Romeo und Julia mit dem gelehrten Topfbeschnüffler sprach, den ich schon früher erwähnte, kam er mir wieder mit seinem lange abgereisten

Herrn Horaz, der eine merkwürdige Sprache zu reden scheint, die er mir mit den Worten übersetzte: Die Natur kann man mit einer Heugabel davonjagen wollen, sie kommt immer wieder. — Nun, ich habe jedenfalls in meiner Jugend immer gesunde nüchterne Gedanken gehabt und nie das Leben so verneint wie Romeo und Julia, sondern immer froh bejaht. Stand mit meinen 16 Jahren bereits allein und fest auf meinen Füßen.

Meine Betrachtungen unterbrach Julias Mama, noch mit einem Hauch von Sinnenfreude auf dem Gesicht von den Schmeicheleien des Vater Romeos, mit den Worten: „Da ist ja der Kellner."

„Ah, also Sie waren es, der mir und der gnädigen Frau die Briefe unserer Kinder durch einen Eilboten übersandte?" fragte Romeos Vater.

„Zu dienen, mein Herr."

„Das war brav von Ihnen. Wir werden uns erkenntlich zeigen."

„Nun, sind unsere Kinder zu Hause?" fragte dann die Mama.

„Ja, gnädige Frau. Sie erwarten Sie auf ihrem Zimmer."

„Sie hören," mit diesen Worten wandte sich die Mama zu dem Vater Romeos, „ein Zimmer."

Er zuckte nur die Achseln, lächelte etwas sonderbar und erwiderte dann, wobei seine Augen die ihren mit einem eigentümlichen Ausdruck suchten:

„Ja, Verschwendungssucht kann man meinem Sohn wirklich nicht zum Vorwurf machen. Hoffentlich hat er sonst keinen Schaden angerichtet."

Julias Mama überhörte die frivole Antwort und sagte zu mir: „Führen Sie mich auf das Zimmer."

„Und ich erwarte meinen Sohn hier," fügte der Vater hinzu.

Ich führte Julias Mama nach oben. Beim Öffnen der Zimmertür bemerkte ich noch gerade, wie Romeo die schreckensbleiche Julia in seinem Arm fest umschlossen hielt. Dann schloß sich die Tür. Ich hörte auch den lauten Aufschrei Julias: „Mama!" Und die erregte Antwort der Mutter: „Ungeratene!! — — —"

Ich eilte auf das Nebenzimmer und horchte gespannt auf die nun sicher folgende dramatische Auseinandersetzung.

„Sofort lassen Sie meine Tochter los, Ihr Vater erwartet Sie unten in der Halle," begann die Mutter.

„Nur dann, wenn Sie sich unserer Vereinigung nicht in den Weg stellen," rief Romeo.

„Niemals, werden Sie erst etwas," gab Julias Mama heftig zur Antwort.

„Mama, wir lieben uns doch so —" bat Julia.

„Du wirst den Mann heiraten, den ich dir bestimme. Packe deine Sachen, du verläßt mit mir sofort das Hotel —"

„Gnädige Frau, wir haben fest beschlossen, daß uns nur der Tod trennen soll."

„Ach, lassen Sie doch diese kindischen Phrasen," entgegnete die Mutter. „Ihr Vater ist ganz meiner Ansicht, daß zwei solche Kinder an eine Heirat nicht denken können. Sie haben schändlich an meiner Tochter gehandelt und ihr den Kopf verdreht. Von nun ab werde ich besser aufpassen, und Sie werden sie nicht mehr zu sehen bekommen."

„Mama, dann wirst du nur meinen Tod zu beweinen haben," fiel Julia mit tränenvoller Stimme ein.

„Bis jetzt habe ich deinen Fehltritt vor Papa verheimlicht, um ihm die große Erregung und den Kummer zu

ersparen, zwinge mich aber nicht, ernstere Maßnahmen zu treffen."

„Wir haben uns beide vor uns und Gott vermählt," fing Romeo wieder an, „weder Sie, noch mein Vater können den traurigen Mut haben wollen, uns zu trennen. Ich werde etwas werden, studieren Tag und Nacht — — —"

„Sie weigern sich also, das Zimmer zu verlassen und Ihren Sie erwartenden Vater aufzusuchen?" fragte Julias Mama mit aller mütterlichen Strenge.

„Ja, gnädige Frau, denn das hieße meine Julia Ihnen auf Gnade und Ungnade ausliefern. Und wenn mein Vater ebenso grausam sich zeigt wie Sie, so werden wir beide wissen, was wir zu tun haben."

„Dann wird Ihr Vater Ihnen seine Autorität zeigen müssen." Mit diesen Worten schoß Julias Mama zur Tür hinaus, in der offenbaren Absicht, den Vater sich zur Hilfe zu holen.

Ich wollte schon meinen Lauscherposten verlassen, als ich Romeo hörte, wie er sagte:

„Meine Julia, nun ist der Augenblick gekommen, wo es sich zeigen soll, ob du gewillt bist, dich auch im Tode mit mir zu vereinen."

„Ja, mein Romeo," schluchzte Julia, „reiche mir das Gift, aus deiner Hand ist es süß, zu sterben."

Ich glaube, in dem Augenblick sträubten sich alle meine Haare. Mit einem Satz war ich zum Zimmer hinaus. Ohne anzuklopfen öffnete ich die Tür zu Romeo und Julia. „Was tun Sie — lassen Sie die Kinderei!" rief ich den beiden zu. Ich konnte noch gerade bemerken, wie Romeo seiner Julia ein weißes Pulver in den Mund schob, die hingebungsvoll mit aufgelösten blonden Zöpfen in seinen Armen lag.

„Zu spät — mein Freund,“ antwortete Romeo mit großer Gelassenheit. „Sie haben uns wohl verraten — Judas. Sagen Sie unseren grausamen Eltern, sie mögen uns verzeihen, es gab kein unglücklicheres Paar, als Romeo und Julia war.“

Dann sank er bleich auf einen Sessel, die ebenso bleiche und ergebungsvolle Julia, die die Augen geschlossen hatte, an sich drückend.

Ich raste zur Tür hinaus, die Treppe hinab zu den Eltern. Schnell berichtete ich ihnen, was vorgefallen. Sie begaben sich beide sehr erregt nach oben, während ich zum Chef stürmte und ihn bat, unserem Hausarzt zu telephonieren, damit dieser umgehend komme und Gegenmaßregeln gegen das von Romeo und Julia verschluckte Gift ergreife. Wir waren alle in einer nicht gelinden Aufregung. Ich wußte die Eltern auf dem Zimmer der Sterbenden, der Vater hatte sogar von oben den Chef telephonisch angerufen und ebenfalls sofort um ärztliche Hilfe gebeten; ich fand aber nicht den Mut, das Zimmer der beiden unglücklichen Kinder zu betreten. Vor noch wenigen Stunden waren sie so glücklich, bespritzten sich mit Wasser wie richtige Kinder — nun lagen sie vielleicht schon in den letzten Zügen. Ich verwünschte meine Tat, daß ich mich in diese Liebesaffäre eingemischt, mit schuld an ihrem Tode war. Noch gellte Romeos Anklage: „Judas“ in meinen Ohren. Still und bedrückt schlich ich auf dem Korridor herum, der Marie keine Antwort gebend, die mich neugierig befragte, was denn auf Nummer 8 vorgefallen. Ich dachte, jeden Augenblick müßte sich die Tür zu Nummer 8 öffnen, und die erschütterten Eltern würden herauskommen mit den Worten: Sie sind nun tot. —

Die Zeit bis zum Eintreffen des Arztes dünkte mich eine Ewigkeit. Ich sann, welches Gegenmittel man wohl

inzwischen ergreifen könne. Ich war plan- und energielos, der Schweiß stand mir auf der Stirn.

Endlich, endlich erschien der Chef mit dem Arzt, und ich betrat, innerlich getrieben, mit ihnen das Zimmer. Dort lagen Romeo und Julia, jeder auf einem der Betten. Julias Mama kniete heftig schluchzend am Bett ihrer Tochter, sich anklagend, daß sie ihr Kind vernachlässigt und sich nicht um es gekümmert. Die beiden Kinder schienen aber noch zu atmen. Der Arzt fand einen Rest des weißen Pulvers auf dem Tisch, wo es Romeo wohl verschüttet hatte. Er nahm davon und roch an ihm, dann schmeckte er und lächelte fein. Er hatte wohl so ein Instrument wie eine Magenpumpe mitgebracht. Er forderte mich auf, den Kopf Romeos zu halten, wobei er sagte: „Wenn das hier das Gift ist, wovon ich soeben gekostet habe, dann ist die Magenpumpe wohl unnötig."

„Wieso?" fragte Romeos Vater.

„Das ist ein gewöhnliches Abführsalz," und er nannte auch den lateinischen Namen, den ich vergessen habe.

„Sag', mein Junge," fragte der Vater Romeos seinen Sprößling, „habt ihr beide von dem Pulver genommen?"

Julia schlug bei dieser Frage plötzlich die Augen auf. Es schien ein neuer Lebensdrang in sie gefahren. Sie blickte so hoffnungsvoll drein. Anstatt Romeos antwortete sie mit einem gehauchten „Ja".

„Ja, meine Herrschaften, dann ist meine Anwesenheit hier nicht mehr vonnöten," bemerkte der Arzt. „Das war falscher Feueralarm."

Auch wir, mit Ausnahme der Eltern, entfernten uns mit dem Arzt. Der Chef gab sofort Auftrag, daß den beiden romantischen jungen Leuten die Rechnung mit den Auslagen für den Arzt ausgefertigt und dem Vater überreicht werden sollte.

Der Vater beglich sie denn auch bei mir unter Hinzufügung eines sehr reichlichen Trinkgeldes, und Romeo und Julia verließen getrennt, in Begleitung ihrer Eltern, ebenso schnell das Hotel. Sie hatten wohl ihre guten Gründe. — —

Ich aber sagte mir: Der Judas warst nicht du, sondern der Student der Medizin, der den unglücklich Liebenden ein Purgiermittel anstatt Gift übergeben. Hoffentlich irrt dieser Student sich in seiner späteren Praxis nicht wieder mit einem anderen Rezept, das könnte doch sehr fatal werden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich hier noch einige Worte über Romeos und Julias weiteres Schicksal einflechten, das mich in späteren Jahren noch einmal mit Julia zusammenführte. Als ich mich schon selbständig gemacht und mein eigenes Hotel besaß, traf an einem schönen Sommertage eine Dame mit zwei reizenden Kindern bei mir zu längerem Aufenthalt ein. Ihr Gesicht kam mir bekannt vor, ja, es schien etwas von der Julia aus meiner Zeit im „Europäischen Hof" zu besitzen. Da Julia aber einen anderen Namen als den Romeos in das Fremdenbuch einschrieb, so glaubte ich mich zu irren. Wenige Tage später ließ sie mich rufen und teilte mir mit, sie erwarte ihren Gatten zum Besuch, ob ich ihnen nicht ein größeres Zimmer geben könne, getrennt von den Kindern. Ich kenne solche Strohwitwenwünsche nach längerer Trennung und versprach mein möglichstes. Fast hätte ich hinzugesetzt, ein Zimmer mit Balkon und einer Strickleiter ihnen zu geben. Hierbei sagte ich ihr auch, ich könne mich vielleicht irren, sie erinnere mich aber an eine Dame, die ich vor einigen Jahren im „Europäischen Hof" bedient. Ein Erstaunen erschien auf ihrem Gesicht. „Ja, da habe ich allerdings einmal gewohnt," sagte sie mit einiger Verlegenheit.

„Mein Name war damals Philipp, der frühere Zimmerkellner —"

„Ach, Sie sind das!“ rief sie, und eine dunkle Röte stieg in Julias jetzt recht gesund und voll aussehende Wangen. Ach, Julia, wie hast du dich doch in den wenigen Jahren verändert, dachte ich. Die mädchenhafte Schlankheit war verschwunden, Julia war rund wie ein Edamer Käse geworden.

„Und der Herr Gemahl, geht es ihm auch gut?“ fragte ich.

„Sie meinen — —?“

„Nun Romeo,“ lächelte ich verständnisvoll.

„Ach, den meinen Sie! Ja, den habe ich nie wiedergesehen. Ich habe ja einen ganz anderen geheiratet, einen Kaufmann, der sehr gut verdient. Dieser törichte Jüngling damals hätte mich in eine schöne Lage gebracht mit seiner verschrobenen Romantik! Er soll geheiratet haben und Vater von fünf Kindern sein.“

Das war also die große Liebe, lachte ich innerlich. Wie gut, daß der Student der Medizin den beiden damals nur ein Purgiermittel anstatt Gift gegeben. Wie hätten sie heute ihren Tod Arm in Arm bereut. — — —

Nachdem wir Romeo und Julia auf so glimpfliche Weise losgeworden, nahm mich eines Tages der Chef beiseite. Er sagte: „Philipp, wie Sie wohl wissen, geht Otto“ — das war unser „Ober“ — „zum Herbst und macht ein Restaurant auf. Sie haben sich nun während der Zeit Ihres Hierseins in meinem Hause als ein sehr gewandter und nützlicher Mensch erwiesen. Ich möchte Ihnen zum Herbst die Stellung des ‚Ober‘ geben.“

Ich war damit sehr zufrieden, denn hierdurch erhöhten sich auch meine Einnahmen bedeutend.

Ich würde die Rechnungen den Gästen auszustellen und ihnen diese mit dem verbindlichsten Lächeln beim Frühstück oder bei der Abreise zu überreichen haben, wobei mir

natürlich das übliche Trinkgeld als Löwenanteil zufiel. Als Philipp der Einzige werde ich die Regierung nach Otto antreten. „Bleibt der Portier?“ fragte ich nur noch den Chef. „Natürlich, warum sollte er nicht?“

„Ich dachte, er ginge mit Otto zusammen, um das Lokal zu bewirtschaften.“

„Keine Idee,“ antwortete der Chef, „er gibt wohl nur Geld her. Der könnte sich wohl schon zur Ruhe setzen, aber seine Kinder kosten ihm noch Geld.“

„Was sind denn die?“ fragte ich neugierig.

„Den ältesten Sohn hat er studieren lassen, der ist Mediziner geworden und im Begriff, sich eine Praxis zu schaffen, und der zweite Sohn ist Kaufmann.“

Ich sah nachher den Portier in seinem Zivilrock fortgehen. Der alte Herr sah wirklich mit seinem spitzgeschnittenen weißen Kinnbart und dem dunklen Paletot mit Seidenrevers, den goldenen Klemmer auf der Nase, sehr distinguiert aus. „Ja, ja, der vierte Stand ist auf dem Marsch, er rückt den oberen Klassen energisch in die so geschlossene Front. Die Söhne sind schon angesehene Bourgeois, und die Enkel werden Titel und Orden tragen. Die Menschen sind immer nur solange überzeugte Sozi, solange sie nichts besitzen, weder geistige noch materielle Güter, aber das erste auf der Sparkasse liegende Goldstück bringt die radikale Überzeugung schon ins Wanken. Und mit dem ersten Lotteriegewinn wird auch unser Friedrich in das andere Lager einschwenken und aus dem Portier eines herrschaftlichen Hauses Hauseigentümer werden wollen. —

Als ich später Marie auf dem Korridor traf, erzählte ich ihr, was der Chef mir soeben mitgeteilt, und daß ich die Erbfolge Ottos antreten werde.

„Wie steht es denn mit Ihnen, Marie?“

„Meinen S' damit den ‚Ober' oder den Baron?"

„Beide."

„Na, der ‚Ober' hat mi wieder aufgefordert, die Karre hier allein ihren Gang laufen zu lassen und zu ihm in die neue Kneipe — nur mit Wein — zu kommen. J hätt' hinter dem Büfett zu thronen, fein nobel angezogen, soll jeden Morgen fein frisiert werden, alles auf Geschäftskosten. Er hat mi goldene Berge in Aussicht g'stellt."

„Und was werden Sie tun?"

„Ja, sein Vorschlag hat ja etwas Verlockendes. J bin sozusagen ein freier Mensch und verdien' viel Geld."

„Und der Baron — ist es nichts mit ihm?"

„O doch. Er hat mi geschrieben, er will mi vollständig versorgen, Geld für mi hinterlegen, wenn i zu ihm komm'."

„Und das wollen Sie ausschlagen?"

„Ja, schauen S', Philipp, mit die alten Herren, das ist so eine Sach'. Mit so einem alten Knaben sich abzugeben, ist man doch nit allweil aufgelegt. Man will doch was von der Jugend haben. Da bin i kein freier Mensch mehr, muß mi immer nach den Launen des Alten richten."

„Marie, das hängt alles von Ihnen ab, daß er bei Ihnen apportiert wie ein Pudel. Die Jugend können Sie so noch nebenbei haben!" Hierbei wies ich mit dem Finger auf mich.

„Ach lassen S' mi aus. J bin so verärgert und hab' a Wut auf die alten Herren."

„Wer hat Ihnen was angetan?"

„J sagt' Ihnen doch schon mal, daß da auf Nummer 10 so ein alter komischer Heiliger wohnt..."

„Ja, richtig."

„Der hat alle Augenblick' a Wunsch, immer mußt er grad' mi schellen. Dann war i immer sein liebes Kind, dem er so väterlich in die Backen und sonst wohin kniff, bald hier, bald da tatschte. Na, i ließ mi den Unfug gefallen, wenn dem alten Knaben dabei auch so komisch die Augen flackerten. I dacht' mi, kaputt gehst davon nit, a sauberes Trinkgeld wird er dir schon geben. Jawoll!"

„Was, ist er abgereist, ohne — — —"

„Ja, heute in der Früh. Da hat er mi noch mal so zwischen Tür und Angel zu sich gerufen und mir ein kleines Paketerl mit den Worten überreicht: Hier, mein liebes Kind — a Tatscherl vorn — wir müssen uns nun leider trennen — a Tatscherl hinten — Ich muß mich nun wieder um meine Herde kümmern. Damit Sie mich aber in gutem Andenken behalten, und als Belohnung für Ihre aufmerksame Bedienung nehmen Sie das. Nach dieser salbungsvollen Ansprache drückte er mir das Paketerl in die Händ' und ging. I konnt' noch grad' ‚schönen Dank, gnä' Herr, küss' die Händ'' stammeln. I dacht', da wird sicher a Broschen oder a Halskett' drin sein. I konnt' nit schnell genug die Papierhülle abreißen. Und was meinen S', was da drin war?"

„Eine goldene Uhr," rief ich, über Maries Entrüstung lachend.

„Jawoll, a Schmarren! A christliches Vergißmeinnicht, a Buch voll Bibelsprüch'. Und das grad' mi!" —

VIII.

Es wurde nun, wo es zum Frühling ging, bei uns im Hotel etwas ruhiger, wenn auch das Geschäft noch ziemlich flott im Gange war. Es begannen bei uns die Pferderennen, und sie nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wenn es mir meine Zeit irgendwie gestattete und ich einen freien Tag hatte, so trieb mich meine alte Wettleidenschaft zum Rennplatz. Als vollkommener Sportsmann im Äußeren, sehr full dress, helle Gamaschen und Feldstecher, war ich bald eine auffallende, bekannte Erscheinung da draußen. Ich wurde von dem Präsidenten des Rennklubs gegrüßt, oder richtiger, ich hatte ihn zuerst gegrüßt, da ich mir sagte, der Gegengruß eines solchen Mannes kann nur einen Abglanz auf mich fallen lassen. Und da mein Gruß ein ziemlich regelmäßiger war, so kam mir der Präsident als höflicher Mann schon zuvor und grüßte mich wie einen alten Bekannten. Allgemein vermutete man wohl in mir einen passionierten Kavalier und nicht einen Etagenkellner vom Hotel l'Europe. Ja, wenn ich wirklich Mitglied des feudalen Klubs hätte werden können, was lag einer Verständigung im Wege? Sprach ich nicht wie sie, die Mitglieder, jene eigene Pferdesprache, und beherrschte ich nicht die technischen Ausdrücke vollkommen? Hätte ich über Pferdemist, Beschälerfragen oder den Stammbaum der Pferde nicht ebenso tiefgründige Ansichten äußern können wie damals mit jenem jungen Aristokraten in England über Boxen? Die Buchmacher auf den Rennplätzen titulierten mich Herr Baron.

Also nur der dumme Standort der Wiege legte mir Reserve auf, dem Klub näherzutreten, wenn ich auch hohe Summen am Toto mit Anstand, ohne eine Miene zu verziehen, verlor oder auch manchmal gewann und so die Hebung des heimischen Pferdematerials auf das beste unterstützte. — Auch unser Hotel sollte von der Rennsaison profitieren. Es stiegen Kavaliere und auch Herrenreiter bei uns ab. Auf einen solchen komme ich noch zu sprechen.

Mit Beginn der Rennsaison näherten sich die Sitzungen des Parlaments ihrem Ende. Mein Abgeordneter hatte mir bereits eines Morgens bei Überreichung der Blätter angekündigt, daß er nun bald wieder auf seiner heimatlichen Weide erscheinen würde. Es sollte zu Neuwahlen kommen. Ich hatte bisher vergeblich gehofft, von ihm einmal eine im Parlament gehaltene Rede zu lesen. Als ich ihm das sagte, erwiderte er nur lachend: „Philipp, ein kluger Politiker redet möglichst wenig, man könnte mal später daraufhin von der Gegenpartei festgenagelt werden. Denn begabte Politiker, die es in Politik zu etwas bringen wollen, wechseln nicht nur ihr Hemd, sondern auch die Partei. Mal schillern sie rot — mal schwarz wie ein Chamäleon, nur die schnelle Zunge bleibt unverändert. Die Welt ist eben eine Weide, wo sich jeder den fettesten Klee sucht."

„Ich hoffe doch, der Herr Abgeordnete werden wieder gewählt werden."

„Das kommt auf die größere oder geringere Dummheit meiner Wähler an. Glauben Sie mir, Philipp, jeder einzelne ist ein Dummkopf in politischen Dingen, aber als große Masse genommen, verdammt klug — mit der man rechnen muß."

Nach diesen weisen politischen Anschauungen wollte ich

mich entfernen, als der Abgeordnete mich noch einmal zurückrief.

‚Halt, hören Sie noch! Wir haben übermorgen hier im Hotel einen kleinen parlamentarischen Abend, sagen Sie dem ‚Ober', daß er uns, wie immer, den kleinen Saal reserviert."

„Ganz recht," sagte ich.

„Und dann noch das hier." Hiermit ergriff der Abgeordnete seine Aktenmappe, und ich glaubte nun ganz bestimmt, er würde mir ein wichtiges Staatsdokument oder einen Gesetzesentwurf anvertrauen. „Lassen Sie diesen Aufruf in die Zeitung rücken und auch an die Säulen schlagen."

Ich übernahm das Schriftstück mit großer Ehrfurcht, in der Annahme, irgendeinen wichtigen Aufruf in meinen Händen zu halten, wie: „Das Vaterland in Gefahr!" oder „Schließet die Reihen!" oder „Nieder mit den Vaterlandslosen!" Denn das Wort Vaterland ist eine sehr gangbare, wenn auch etwas abgegriffene Münze. Aber nichts von alledem, nur ein Inserat über einen entlaufenen Hund, für dessen Wiederbringung allerdings die auffallend hohe Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt wurde. Als ich dem Abgeordneten mein Erstaunen zeigte, sagte er: „Ein Bekannter von mir hat den Hund hier verloren —"

„Gewiß ein wertvolles Tier, darum die hohe Belohnung. Was würde der Herr wohl erst geben, wenn es sich um einen Menschen handelte," konnte ich nicht unterlassen zu bemerken.

„Nicht zwanzig Mark, Philipp. Wenn Sie erst die Menschen genau kennen werden, dürften Sie es verständlich finden, daß man für einen treuen Hund mehr als für einen Menschen aussetzt." —

An jenem Tage hielt in unserem Hotel auch ein Herr seinen Einzug, dessen Name mir aus den verschiedenen

Rennberichten sehr bekannt war, und den ich selbst auch schon einige Male in den Sattel hatte steigen sehen. Es war ein bekannter Herrenreiter, ein blutjunger Kavallerieoffizier, den ich hier von Heidespring nennen will. Gertenschlank, glattrasiert, auch das blonde Haupthaar ganz kurz geschoren, von mittlerer Größe, wog das junge Kerlchen vielleicht 54 Kilogramm. Seine graublauen Augen blickten energisch drein, alles an ihm war Haut und Muskel. Das Monokel saß wie angewachsen in seinem Auge, mit welchem er auch in den Sattel stieg. Er sah sehr patent in seiner verschnürten Husarenuniform aus. Ich war sehr erfreut über diesen Zuwachs unter unseren Gästen, zumal ich Herrn von Heidespring gerade auf meine Etage, Nummer 6, bekam. Ich hoffte, abgesehen davon, daß mich ein sportliches Interesse mit dem bekannten jungen Herrenreiter verband, auf geschickte Weise einige gute Tips von ihm zu erfahren.

Als ich das Zimmer infolge seines Glockenzeichens betrat, fand ich ihn, eine Photographie in seiner Hand haltend und diese betrachtend.

„Der Herr Leutnant befehlen?" fragte ich.

„Ein neues Gesicht!" rief er etwas durch die Nase und betrachtete mich mit seinem Monokel ziemlich forschend. „War lange nicht hier — äh — in dem Kasten."

„Der Herr Leutnant werden aber stets willkommen sein. Es ist nur eine Ehre für das Haus, einen so berühmten Herrenreiter zu seinen Gästen zu zählen."

„Mensch," lachte er, „halten Sie keine Konzertreden. Sagen Sie mir lieber, ob hier noch immer stark gejeut wird."

„Bei uns, Herr Leutnant!" antwortete ich mit einer gewissen Entrüstung, „mir nicht bekannt."

„Na, natürlich nicht im Speisesaal, auf dem Präsentierteller, sondern auf dem Zimmer —“

„Aber, Herr Leutnant — —“

„Nur keine falsche Bescheidenheit, mein Lieber, denn was wäre das Leben ohne Jeu. Wie falsch war doch dieser Schiller vom Leben unterrichtet, der da so etwas sagt, wie: Was wäre das Leben ohne Liebesglanz, oder so ähnlich. Ja, ja, die Herren Dichter. Pegasus kein Vollblut, entschieden nich'.“

„Desto besser sitzen der Herr Leutnant im Sattel. Herr Leutnant haben mir auch schon mal Glück gebracht.“

„Wieso?“

„Harras, 80:10!“

„Ah so. Desto mehr Pech habe ich im Jeu. Was halten Sie davon?“ Mit diesen Worten überreichte er mir die in seiner Hand haltende Photographie.

Das Bild zeigte eine nicht mehr ganz junge Dame von mäßiger Schönheit, von der Eleganz nicht erst zu reden. Sah etwas provinzmäßig aus.

Da ich nicht wußte, worauf der Leutnant mit seiner Frage hinauswollte, die Dame konnte ebensogut seine Braut sein, so äußerte ich mich sehr zurückhaltend. „Hm — wohl eine Verwandte des Herrn Leutnant?“

„Na, drücken Sie sich nicht so um Ihre offene Ansicht herum. — Antworten Sie einfach, offen und ehrlich: Scheußlich! Würden Sie so etwas heiraten?“

„Ich! O nein, Herr Leutnant! — Ich war in Paris — London — — —“

„Aber ich soll es,“ unterbrach er mich ingrimmig.

„Wer kann denn den Herrn Leutnant zwingen. Herr Leutnant sind noch so jung.“

„Meine Gläubiger — die Manichäerbande und sonstige dunkle Ehrenmänner, von der Gilde: Sankt Hundertpro-

zent! Alle Augenblicke wollen sie mich, was sie so nennen, rangieren und haben einen Kannibalen, der mit Menschenfleisch Handel treibt, zu bestimmen gewußt, daß dieser traurige Zeitgenosse mir aus seinem wohlassortierten Lager fortdauernd einige Bilder der Schönen unter Angabe der Mitgift einsendet."

„Oh, der Herr Leutnant tun mir sehr leid."

„Ja, ich mir auch. Wenn ich Ihnen das erzähle, so geschieht das aber nicht, um Ihr Mitgefühl zu erwecken, sondern daß Sie mir die Besuche meiner Manichäer vom Halse halten. Sowie die Bande erfährt, daß ich wieder hier bin und wo ich wohne, kommt sie angerückt in Bataillonsfront."

„Herr Leutnant können sich auf mich verlassen. Ich werde die schärfste Paßkontrolle ausüben, und sowie eine verdächtige Nase auftaucht, so —" Hierzu machte ich eine entsprechende Bewegung mit dem Fuß.

„Auf die Nase können Sie sich allein nicht mehr verlassen. — Auch die arischen Nasen haben das alttestamentarische Geschäft sehr gut erlernt. Na, wenn ich eines Tages die Hürde nicht mehr nehmen und mein Regimentschef die beiden Augen nicht mehr zudrücken kann, dann ziehe ich den bunten Rock aus und werde Professional im Sattel, wenn ich auch damit für meine Standesgenossen erledigt sein werde."

„Der Herr Leutnant dürfen den Mut nicht verlieren. Der Herr Leutnant müssen im Gegenteil noch mehr Schulden machen. Von den ersten Hunderttausend ab kann einem nichts mehr im Leben passieren, dann ist der Mensch ein kostbares Objekt für die Gläubiger geworden, die ihn in jeder Beziehung zu erhalten suchen."

„Mensch, Sie scheinen den Teufel durch den Beelze-

bub austreiben zu wollen. Sagen Sie mal, Sie wollen doch nicht ewig Zimmerkellner bleiben?"

„Nein, Herr Leutnant, mein Streben ist Proprietär —"

„Wat für'n Ding?"

„Eigentümer, Hotelbesitzer zu werden. First class, zentrale Lage — — —"

„Na, Ihnen kann geholfen werden —"

„Wirklich, Herr Leutnant?" rief ich freudig, in der Annahme, er wüßte einen Kapitalisten für mich.

„Ich kann Ihnen eine der wichtigsten Einrichtungen für Ihr zukünftiges first class Hotel liefern, nicht nur für ein Zimmer, sondern gleich für 200—300 Zimmer, so viel Sie wollen. Und weil Sie ein so anständiger Kerl sind, sollen Sie die Chose unter dem Selbstkostenpreis haben."

„Was ist denn das?" fragte ich sehr begierig.

„Da Sie in Paris waren, so werden Sie mich verstehen: Pot de chambre."

Ich mußte laut auflachen, in der Annahme, er mache sich einen Ulk mit mir.

„Wie kommen denn der Herr Leutnant zu den Nachttöpfen?"

„Lachen Sie nicht so undankbar, wenn ich mit diesem wichtigen Möbel den Grundstock zu Ihrem zukünftigen Glück und first class Hotel legen will."

„Ich kann noch immer nicht glauben — —"

„Doch, doch! Ich handle nicht nur allein damit, sondern noch mit allem möglichen und unmöglichen, bis zur Nachtmütze, dank der reichlichen Belieferung durch meine Manichäer. Diese Töpfe bekam ich mal waggonweise von dem braven Sankt Hundertprozent, als ich 5000 Mark sofort brauchte. Das heißt, ich bekam 1000 Mark bar, davon gingen noch ab Provision und Zinsen und weiß Gott

der Deibel welche Spesen. Das übrige bekam ich in Waren mit hundertprozentigem Aufschlag."

„Na, Herr Leutnant, da soll sich von dieser Garde hier nur einer blicken lassen!"

„Also, auf Sie scheine ich mich verlassen zu können."

„Das können Herr Leutnant. Und wie habe ich mich bei etwaigen Anfragen von Damen zu verhalten?" Ich mußte wohl hierbei ein sehr drolliges Gesicht gemacht haben, denn der Leutnant sah mich sehr erheitert an und erwiderte: „Ober', Sie sind ein ganz verteufelter Kerl, aber die Anfragen von Damen werden nicht kommen."

„Nicht!!!"

„Nein, weil ich während der Rennsaison gezwungen bin, wie ein Asket zu leben. Da muß ich meine Kräfte und Nerven beisammen haben. — Frau Venus hat das Nachsehen. Schade —"

„Wenn aber dennoch — soll ich jede Anfrage ablehnen und den Herrn Leutnant als abwesend oder als hier nicht wohnend bezeichnen?"

„Telephonische Anfragen lehnen Sie nur ruhig ab, das können Gläubigerfallen sein. Und daß eine schöne Törin persönlich hier erscheinen sollte, glaube ich nicht. Die Entscheidung, was Sie dann sagen wollen, überlasse ich Ihrem persönlichen Geschmack."

„Na, Herr Leutnant können sich darin auf mich verlassen. Zum Renntage werde ich jedenfalls am Platze sein."

„Wetten Sie aber nicht auf mich. Ich habe eine düstere Ahnung, daß ich diesmal Pech haben werde. Setzen Sie Sieg auf Hannibal, wenn Sie durchaus wetten müssen."

„Danke, Herr Leutnant, aber Herr Leutnant werden die Sache schon machen, im finish."

Er schüttelte aber nur wehmütig das noch etwas jungenhafte rassige blonde Haupt, winkte mit der Hand ab und

schleuderte dann die in seiner Hand haltende Photographie voll Unmut in einen Winkel. Ich ging. —

Am nächsten Tage hatten wir nun das parlamentarische Essen, welches unsern Abgeordneten mit mehreren hervorragenden Politikern, Staatsmännern und anderen Herren vereinte. Es sollte wohl ein Abschiedsessen von dem zur Neige gehenden alten Parlament sein. Es waren gegen zwanzig Herren, die sich im kleinen Speisesaal des „Europäischen Hofes“ eingefunden. Ich, der ‚Ober‘ und noch ein dritter Kollege servierten unter der Oberleitung des Chefs. Es war ein ebenso anstrengender wie auch interessanter Abend für mich. Wenn ich nicht schon früher durch meinen Aufenthalt in London und ganz besonders in Paris, an den Umgang zeitgenössiger, im öffentlichen Leben stehender Männer gewöhnt gewesen wäre, so hätte vielleicht ein befangenes Gefühl, so illustren Persönlichkeiten mich mit der Speisenplatte ehrfurchtsvoll zu nahen, bei mir aufkommen können. Da ich aber bereits im Auslande gefunden, daß diese durch Talent, Glück oder Skrupellosigkeit, oder alles drei vereint, ausgezeichneten und hochgekommenen Persönlichkeiten auch nur Menschen mit all ihren Schwächen sind, so vollzog sich meine servierende Tätigkeit ohne eine sonderliche Aufregung meinerseits, wobei ich Gelegenheit hatte, einige markante Aussprüche zu hören und mir solche einzuprägen. Nur weiß ich bei der Fülle der Gesichter und dem durcheinanderwogenden Gespräch nicht mehr, aus welchem Munde sie kamen. Ich habe versucht, noch am selben Abend, obgleich ich zum Umfallen müde war, einige dieser Äußerungen in meinem Tagebuch festzuhalten; für ihre absolute Richtigkeit kann ich mich aber nicht verbürgen. Diese parlamentarische Dinerunterhaltung war für mich eine solche in Bruchstücken, die etwa in folgender Weise mein Ohr beim Servieren auffing:

„Man kann durchaus sozialistischen Anschauungen huldigen, aber anwenden darf man sie nicht, denn es ist mit ihnen wie mit jenen in den Schaufenstern der Konfitürengeschäfte stehenden Attrappen — es ist nichts dahinter.“ — Das sagte ein Abgeordneter, dem ich gerade die Platte mit dem köstlichsten Rehrücken hinhielt. Ich dachte mir im stillen: Mein Lieber, du scheinst mir auch eine ganz nette politische Attrappe zu sein.

„Nun, Herr Kollege von der andern Fraktion,“ rief belustigt ein ihm gegenübersitzender Herr — offenbar also auch ein Politiker — „ich bin einer radikaleren Auffassung. Ich bin für absolute Aufteilung —“ den Rest seiner Ansicht verstand ich infolge eines großen Gelächters an dem oberen Tisch nicht mehr. Nur gab er seiner radikaleren Auffassung dadurch Ausdruck, daß er den ihm vom „Ober“ servierten Rehrücken gründlich aufteilte und sich selbst einverleibte.

Als ich einige Schritte weiter zu den andern Gästen mit der Platte kam, hörte ich große Summen nennen. Die Millionen schwirrten nur so durch die Luft. Schade, daß ich mit meiner Servierschüssel sie nicht auffangen konnte. Aha, sagte ich mir, die sind sicher bei einer Steuerdebatte, wie man die Einnahmen des Staates verbessert. Aber, nein, wie ich bald merkte, handelte es sich nur um einige Industrieunternehmen, bei denen die Politiker beteiligt schienen.

Wie anders wäre doch ein solcher Abend in Frankreich oder England ausgefallen. In Frankreich hätte ich interessante kleine Liebesgeschichten zu hören bekommen, und in England hätte man sich über die jüngsten sportlichen Ereignisse unterhalten. Knock out. Da behaupte noch einer, wir Deutschen hätten keine politische Veranlagung. Die Unterhaltung wurde, obwohl das weibliche Element gänz-

lich fehlte, durch keinerlei sonderlich erotische Gespräche gewürzt, wie ich das so häufig bei den sogenannten Herrenabenden finden konnte. Konsumiert wurde aber sehr gut, besonders der Weinumsatz war hoch. Es ist doch eine eigentümliche Eigenschaft der Politik, daß sie so feucht anregend wirkt. Ich glaube beinahe, Politik nüchtern genossen ist unverdaulich. — Die Regierung sollte im Parlament neben dem Sitz eines jeden Abgeordneten einen guten Schoppen hinstellen, und die Verhandlungen würden wohl etwas lauter, aber vollzähliger und befriedigender verlaufen. —

Als ich am nächsten Morgen unserm Leutnant das Frühstück ziemlich spät auf das Zimmer brachte, fand ich ihn blaß und einsilbig. Wie es mir schien, wurde er noch blasser, als er hastig nach dem von mir überbrachten Brief, der mit der Morgenpost für ihn eingelaufen war, griff. Schnell riß er den Umschlag auf und überflog den Inhalt. Wenn ich mich nicht getäuscht, so rührte die Adresse von einer Damenhand her.

„Ober," wandte sich dann der Leutnant an mich, „nun bekomme ich doch noch Damenbesuch."

„Man soll nichts verschwören, Herr Leutnant."

Er achtete jedoch meiner Bemerkung nicht, sondern sagte sehr ernst: „Lassen Sie morgen ein Zimmer für meine eintreffende Mutter reservieren." —

Wenige Stunden hierauf kam ich in die Lage, mein kritisches Urteil abzugeben, ob ich dem Leutnant eine Dame melden sollte oder sie einfach abweisen. Es war eine wirkliche Dame, einfach, aber sehr distinguiert gekleidet. Sie schien älter als der Leutnant zu sein. Ich hielt sie Ausgang der zwanziger Jahre; genau konnte ich das nicht feststellen, da sie wohl absichtlich einen Schleier über ihrem

anscheinend hübschen Gesicht trug. Auf dem blassen Gesicht lagen Angst und Verlegenheit. Nein, diesem Gesicht war es nicht zuzutrauen, daß sich hinter dieser schönen Stirn mit dem eigensinnig hervordrängenden goldroten Haar so niedrige Gedanken verbargen, dem armen Leutnant eine Waggonladung jener ominösen Töpfe aufzuhängen. Ich brachte es daher nicht fertig, den Leutnant glattweg zu verleugnen. Ihren Namen verschwieg sie mir, sie meinte, ich solle dem Herrn Leutnant nur sagen, „Moja" wünsche ihn zu sprechen. Der Vorsicht wegen entgegnete ich ihr aber doch: „Ich werde nachsehen, ob der Herr Leutnant im Hause ist."

Dann ging ich an unser Haustelephon und rief die Zimmernummer des Leutnants an. Als ich ihm meldete, daß „Moja" ihn zu sprechen wünsche, hörte ich aus seinem Ausruf, wie überraschend dieser Besuch ihm kam. Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Schön, ich komme sofort in das Lesezimmer, führen Sie die Dame dorthin, sie möge inzwischen Platz nehmen."

Ich führte „Moja" in das Lesezimmer und machte mir dann in dessen Hintergrund zu schaffen, wo man mich nicht bemerken konnte. Es war augenblicklich niemand weiter im Lesezimmer. Ich witterte bei diesem Besuch so etwas wie eine tragische Katastrophe und war daher gegen meine sonstige Gewohnheit etwas indiskret, die weiteren Ereignisse aus nächster Nähe beobachten zu wollen. Ich stand hinter einer Türportiere. Ich brauchte nicht lange zu stehen, da kam auch schon der Leutnant aufgeregt an mir vorübergestürzt, ohne mich zu bemerken. „Moja!" rief er mit etwas bebender Stimme, wie es schien, und streckte ihr beide Hände entgegen. Auch Moja schien bewegt und reichte ihre Hände, ihm dabei tief und lange in seine blauen Augen blickend.

„Um Gottes willen, was ist geschehen, daß du zu mir kommst?“ fragte er und geleitete sie zu dem Ledersessel, in dem sie gesessen.

„Ich las in der Zeitung, daß du zum Rennen kommst, um daran teilzunehmen; da hielt es mich nicht länger bei ihm.“

„Wir hatten uns doch gegenseitig das Versprechen gegeben, uns nicht mehr wiederzusehen, denn ich wäre dein Unglück, meine geliebte Moja.“

„Hansjochen, sprich nicht so,“ — flehte sie.

„Und jetzt, wo ich dich wiedersehe, deine lieben Hände fest umschließe, fühle ich, wie ich dich noch immer liebe und all mein tolles Spiel am grünen Tisch dich nicht vergessen machen konnte.“

„Ich fühlte es, Hansjochen,“ sagte sie schlicht, wobei ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht huschte, das nun offen mit emporgeschlagenem Schleier ihn anlächelte.

„Und doch muß es sein, Moja. Ich bin ein verschuldeter Mensch — ein Spieler, der dir nie etwas bieten könnte. Jetzt hast du einen zwar ungeliebten Mann und dein Kind, aber du hast den Wohlstand und kennst nicht die Not und Sorge. Ich kann jeden Tag den bunten Rock ausziehen müssen, was dann?“

„Herz, ich bin gekommen, dir zu helfen,“ sagte sie leise, zögernd, als fürchte sie sich, weiter zu sprechen.

„Du willst mir helfen?“ fragte er erstaunt

„Ja, ich weiß, daß du in den nächsten Tagen einen größeren Wechsel zu zahlen hast.“

„Du weißt! —“ rief er überrascht. „Von wem weißt du das?“

„Von ihm. Er sagte es mir, wie es mir vorkam, mit einer gewissen Schadenfreude. Er ist in den Besitz des Wechsels gekommen und wird nicht noch mal in eine Pro-

longation willigen. Er will dich unschädlich machen, du sollst den Rock ausziehen müssen. Oh, wie ich ihn hasse."

„So ein Schurke," murmelte der Leutnant. „Aber vielleicht kommt er um seinen Triumph. Moja, liebste Moja, ich reite diesmal um mein Leben. Entweder ich gewinne mit ‚Harlekin', oder es ist aus mit mir, ganz aus. Ich habe meiner Mutter geschrieben, ich benötige zur Zahlung einiger kleiner Verpflichtungen dringend etwas Geld, obwohl ich weiß, daß die gute alte Dame sich so einschränken muß und mir, ihrem Einzigen, schon so manches Opfer gebracht. Ich wollte den Betrag mit Sieg auf ‚Harlekin' setzen, um mit dem Gewinn den verteufelten, schon dreimal umgelegten Wechsel einlösen zu können. Nun schreibt mir meine liebe gute Mutter heute früh zu meiner Überraschung, sie komme selbst, um mir zu helfen und sich mit mir zu beraten."

„Oh, Hansjochen, das Geld wirst du doch von deiner Mutter nicht annehmen wollen. Ich habe an dich gedacht. Da nimm das hier und mache es zu Geld, auf alle Fälle. Wenn du wider Erwarten nicht zum Sieg reiten solltest, so hast du dann die Summe zur Einlösung des Wechsels." Damit wollte sie ihm ein kleines Kästchen in die Hand drücken.

Er fuhr jedoch mit der Hand zurück, wie von einer Schlange gebissen. „Was ist darin?" stammelte er erbleichend.

„Der Schmuck, den er mir zum Hochzeitsgeschenk machte. Ich wäre froh, wenn ich ihn los wäre. Es würde mir eine diebische Freude machen, wenn mit dessen Erlös gerade der Wechsel eingelöst würde, den er in seinen unbarmherzigen Händen hält. Also tu's unbedenklich, Hansjochen," bat sie schmeichlerisch und streichelte seinen zuckenden Arm. „Räche dich und mich so an ihm, der mich mit seiner

Liebe ständig quält und mich schon wieder gern zur Mutter machen möchte." Ein Schauder des Ekels überlief bei diesen Worten ihren Körper.

In ihm schien es zu kämpfen — dann sagte er beinahe brüsk: „Das geht nicht —"

„Hansjochen," flehte sie, „liebst du mich so wenig, daß du das nicht von mir annehmen willst? Bedenke, er ist unerbittlich, er will dich vernichten, seitdem er weiß, daß ich dich liebe.".

„Ich kann und darf das nicht, Moja. Bitte, quäle mich nicht länger. Ich hoffe morgen auf mein Glück, daß es endlich wiederkommt, nachdem ich so wenig Glück in der Liebe —"

„Hansjochen," sagte Moja vorwurfsvoll.

„Verzeih — aber ist es nicht ein Unglück für mich, dich nicht ganz zu besitzen, ihm fortnehmen zu können?"

Hier wurde meine Beobachtung gestört durch den Eintritt einiger Hotelgäste in das Lesezimmer, wodurch auch der Leutnant und Moja gezwungen wurden, ihre Unterhaltung so leise fortzuführen, daß ich kein Wort hätte verstehen können.

Diese kurze Unterhaltung hatte mir aber ein genügend klares Bild gegeben. Ich war selbst auf das höchste interessiert, wie am Sonntag das Rennen verlaufen würde. Der Leutnant würde sich seine Wette auf „Harlekin" nicht am Toto, sondern bei einem Buchmacher anlegen, um nicht die Quote unnötig am Toto zu drücken. Auch ich wollte „Harlekin" auf Sieg setzen und sagte mir auch wie der Leutnant, entweder oder, nur daß bei mir das nicht auf dem Spiel stand, wie bei dem Leutnant. —

Am nächsten Tage traf die Mutter des Leutnants ein. Er hatte sie vom Bahnhof abgeholt und geleitete sie am Arm in das Hotel. Eine alte weißhaarige Dame, ganz in

Schwarz gekleidet, anscheinend Witwe, mit einem von erlebten Sorgen, Enttäuschungen und Leiden durchfurchten Gesicht, auf dem aber doch viel Güte und Menschenfreundlichkeit lag. Beim Frühstück hatte ich so recht Gelegenheit, zu beobachten, wie sie an ihrem Sohn hing. Verstohlen betrachteten ihre zärtlichen Blicke ihn immerfort.

„Nein, Mamachen," hörte ich den Leutnant sagen, „dieses Opfer sollst du mir nicht bringen, das mußt du behalten, es stammt ja noch aus deiner Mädchenzeit," als ich ihnen das Frühstück servierte.

„Oh, es macht mir ja nichts aus, mein Junge, wenn dir nur damit geholfen ist, denn nichts ist drückender als Schulden, und seien sie auch noch so klein. Also verkaufe es nur ruhig."

Ich merkte, die Mama kam persönlich, um die letzten teuren wertvollen Andenken ihrem Jungen zu opfern. Sie kam, um sie in der Residenz ungeniert verkaufen zu können, was in der kleinen Stadt, wo sie in Pension lebte, vielleicht Aufsehen gemacht und zu unnützem Gerede Veranlassung gegeben hätte. Ob sie wohl ahnte, wie groß die Schuldenlast des Sohnes und wie das alles nur ein Tropfen auf einen heißen Stein?

Als ich mich wieder dem Tisch näherte, war der Leutnant einen Augenblick aufgestanden. Sie sah mich freundlich an, als sei sie innerlich recht stolz auf das Opfer, das sie ihrem Sohne gebracht. Sie sprach mich an: „Werden Sie auch zum Rennen gehen, wenn mein Sohn reitet?"

„Aber selbstverständlich, gnädige Frau. Wenn wir einen so berühmten Gast in unserem Hause haben, so ist das schon Ehrensache."

„Ja, ja," nickte sie glücklich, „mein Sohn ist sehr beliebt, und ich bin so stolz auf ihn."

„Werden gnädige Frau auch auf dem Rennplatz sein?"

„Nein," das würde mich alte Frau zu sehr aufregen, auch würde ich den Trubel und die vielen Menschen nicht ertragen können. Ich lebe sonst so still und einsam, habe nur meine Gedanken bei meinem Sohn, der ein ebenso hervorragender Reiter geworden wie sein verstorbener Vater."

„Ich werde mir erlauben, der gnädigen Frau nach dem Rennen Bericht zu erstatten," sagte ich.

„Ja, bitte, tun Sie das. Mein Sohn ist so bescheiden und spricht zu mir nie von seinen Erfolgen im Sattel."

Der Sonntag kam. Es war ein wundervoller Tag, und eine ungeheure Menschenflut, zu Fuß und zu Wagen, ergoß sich nach der Rennbahn. Ich sah die elegantesten Gespanne mit gut angezogenen Damen und Herren. Und wenn mich mein Auge nicht täuschte, so flog ein eleganter Dogcart, gesteuert von einem älteren Herrn mit etwas brutalem Gesichtsausdruck, an meinem Gefährt vorüber, und an seiner Seite saß Moja. Der Moment war aber so kurz, daß ich mich auch geirrt haben konnte. Ich war jedenfalls ganz in meinem Element und ganz full dress als Sportsman. Ich hatte in der Stadt beim Buchmacher meine Wette auf Leutnant Heidespring mit „Harlekin" im Hürdenrennen gelegt. Auf dem überfüllten Rennplatz wollte ich mich auch noch am Toto betätigen. Die ersten drei Rennen gingen ohne besonders hohe überraschende Quoten vorüber und brachten mir nur einen kleinen unbedeutenden Gewinn. Jetzt kam das Hürdenrennen der Herrenreiter, an dem der Leutnant beteiligt war. „Harlekin" machte bei der Vorführung auf Sattelplatz mir einen ganz vortrefflichen Eindruck. Es war ein prächtiger Fuchs mit vielversprechenden Springbeinen.

Aber wenn das Pferd auch einen weniger guten Eindruck gemacht hätte und seine „Form" von den Turf-

heiligen nicht für so gut befunden worden wäre, ich hätte es doch genommen. Wie ich beim Toto bemerkte, war „Harlekin" mit Leutnant Heidespring sehr „heiß", alle Augenblicke hörte ich seine Nummer, die Sechs, fordern. Und da die Sechs gleichzeitig seine Zimmernummer bei uns war, so setzte ich auch mit aus diesem Grunde auf Nummer sechs. Mein Tototicket in der Tasche, betrat ich den Zuschauerraum, wo Kopf an Kopf, eine vieltausendköpfige Menge, in vertraulicher Mischung von Solidität und Schiebertum, von Weltdame und Dämchen, alle gleich beherrscht vom Renn- und Wettfieber, den kommenden Augenblicken entgegensah. Und als mein Blick über die Tribünen und die Logen schweifte, bemerkte ich auch Moja, die, soweit ich es feststellen konnte, noch blasser als neulich, ihren Blick auf die grünrasige Bahn gerichtet hielt. Ihr Gatte war wohl noch am Toto tätig.

Gleich darauf ritt auch das Feld der an diesem Rennen teilnehmenden Pferde mit ihren Reitern zur Bahn herein. Es waren sieben Teilnehmer. Der Leutnant, als heißer Favorit, saß in seinem Schnürenrock wie angegossen auf seinem etwas nervösen, unruhigen Fuchs. Sein Monokel blitzte ihm im Auge, und er überflog damit die Logen der Tribünen. Als er Moja wohl entdeckt hatte, senkte er als Gruß seine Reitpeitsche, während von ihrer Seite ein Wink mit dem in ihren Händen haltenden Blumenstrauß erfolgte. Bei der Tribünenparade und dem Probesprung über die dort aufgestellte Hürde verweigerte „Harlekin" plötzlich die Hürde, so daß der Leutnant beinahe sattellos geworden wäre. Aber ein Hieb mit der Peitsche und ein fester Schenkeldruck belehrten den Fuchs, daß er hier seinen Meister gefunden, und er mußte über die Hürde. Der Start erfolgte ziemlich schnell. In rasender Fahrt ging es über Hürden und Bäche der über 3000 Meter betra-

genden Strecke. Zwei der Konkurrenten waren durch Stürze schon ausgeschieden. Beim erstmaligen Passieren der Tribünen konnte ich das Gesicht des Herrn Leutnants beobachten. Fest zusammengepreßt waren seine Lippen, schief saß ihm die seidene Mütze. Er ritt auf Teufel komm' raus, starren Blicks, sah nicht rechts, nicht links. Als ich mich einen Augenblick von der Bahnstrecke abgewendet, ging ein lebhaftes Gemurmel durch die Tausenden von Menschen. Was war passiert? Nummer sechs, „Harlekin", ist gestürzt, rief man, während andere wieder behaupteten, es sei nicht die Sechs, sondern die Vier.

Ich war im ersten Augenblick erschrocken, weniger um mein verlorenes Geld, ich hatte schon öfter und ganz andere Summen verloren, aber um den Leutnant, da ich wußte, um was es sich bei diesem Ritt für ihn handelte. Aber es war zum Glück nicht die Sechs, sondern die Nummer vier, die zu Fall gekommen war. Jetzt blieben nur noch vier Pferde im Rennen, die dicht zusammen lagen. „„Harlekin' führt, Heidespring macht es," rief man allgemein. Nun kam die vorletzte Hürde, alle sprangen gleichzeitig. Da fährt ein Aufschrei durch die erregte Menge. „Harlekin" ist gestürzt, Roß und Reiter bleiben am Boden liegen. Da hiermit mein Einsatz verloren war, und die anderen Pferde das Rennen unter sich schnell ausmachten, so hatte ich mich der Loge Mojas zugewandt und sah noch, wie Moja erregt aufgesprungen war und mit ihrem Glas unverwandt nach der Hürde blickte, wo der Leutnant zu Fall gekommen war. Er war noch nicht wieder auf; er mußte einen schlimmen Fall gemacht haben. Es wurde auch soeben der Sanitätswagen über die Bahn zur Unfallstelle gelenkt.

Aber unnötig, der Leutnant stand nun wieder auf den Füßen, nur hinkte er, wie es schien. Aber „Harlekin" lag

auf dem Boden. Meine mit dem Glase bewaffneten Augen sahen, wie ein schwacher Pulverdampf bei dem Pferde emporstieg, und ich glaubte auch einen entfernten Knall zu vernehmen. „Harlekin“ hatte sich ein Bein beim Sprung gebrochen und wurde erschossen. Da ertönte ein zweiter Knall, und Leutnant Heidespring stand nicht mehr, sondern lag am Boden. Von den wenigsten der Zuschauer waren diese Vorgänge beobachtet worden, denn die Menge strömte schon längst wieder zu den Totos, um aufs neue dem Spielteufel zu opfern. Nur oben in der Loge hatte eine Frau, Moja, mit mir diesen tragischen Vorgang beobachtet. Moja war zusammengesunken, und ihr Mann schien sie mit Hilfe einiger Zuschauer fortführen zu wollen. Der Sanitätswagen kam zurück, er rollte geräuschlos über den frischen jungen grünen Rasen, während in dem Bettkorb unser armer junger Leutnant lag.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht über den Rennplatz. Aus Kummer über den Tod des von ihm über alles geliebten Rennpferdes, es soll sein Lieblingspferd gewesen sein, hieß es, habe er im Affekt sich die Pistole, womit „Harlekin“ erschossen wurde, selbst an die Stirn gedrückt. Ich wußte besser, was der Grund war. Ach, er war gar nicht so romantisch, sondern sehr nüchtern. Aber schnell war das tragische Ende des so beliebten jungen Rennreiters bei der Menge vergessen. Schon rasselten wieder sämtliche Totos, die Wettmaschinen, auf dem Rennplatz, und am Gelde hängt und drängt doch alles. Ich begab mich aber zur Sanitätsstation auf dem Rennplatz, um mich nach dem Schicksal des Leutnants zu erkundigen. Ich traf gerade den Präsidenten des Rennklubs; wir grüßten uns wie immer, nur sagte er diesmal zu mir mit bedauerndem Achselzucken: „Der arme kleine Heidespring, eben ist er gestorben. Er konnte den Verlust des ‚Harlekin‘ nicht

verwinden, ein echter Ritter vom grünen Rasen. Schade um ihn." Ich dankte und grüßte wieder sehr verbindlich, innerlich bei mir denkend: Jawohl, Harlekin, der wahre Harlekin war er, der an den Narrheiten dieser Welt zugrunde gehen mußte. Die Garde von Sankt Hundertprozent wird am tiefsten trauern, vielleicht mehr noch als Moja, und das will wohl viel sagen.

Wie ich der armen Mutter noch am selben Abend das Ausbleiben ihres Sohnes und schließlich sein unglückliches Ende schonend beibringen mußte, das war für mich eine fürchterliche Aufgabe, der ich mich nur noch mit Schaudern erinnere, und worüber ich lieber schweige. —

IX.

Die Sommermonate sind mir schnell verflogen, wir nähern uns dem Herbst, wo ich mein neues Amt als „Ober" antreten soll. Marie will nun zum Herbst gehen, aber nicht in das Weinlokal unseres bisherigen „Ober" als Büfettdame, sondern sie wird zu dem alten Baron als „Hausdame" ziehen. Wir werden verschiedenes neues Personal bekommen; keiner will heute mehr dienen, jeder möchte sich selbständig machen; nur Friedrich, der Portier und meine Wenigkeit bleiben die alten Stützen des „Europäischen Hofes". Um Marie tut es mir eigentlich leid. Welch eine törichte Laune von dem Mädel mir gegenüber. Sie, die sich in ihrem Leben doch sicher, woraus sie auch gar kein Geheimnis macht, mit manchem Mann eingelassen, spielt sich mir gegenüber als die Spröde auf und möchte von mir zuvor gar zu gern die Zusicherung haben, daß ich sie heiraten werde. Welch komische Geschöpfe sind doch die Weiber! Das erinnert mich an eine Erzählung Dianes in Paris von ihrer Freundin. Diese Freundin hatte in ihrem bewegten Leben sehr viel Liebe den Männern gegeben, aber, weiß Gott, nicht geschenkt. In diese Liebeskünstlerin verliebte sich eines Tages ein Mann, und er ging in seinem Liebeswahnsinn so weit, seiner Angebeteten zu erklären, er wolle sie heiraten. Er war etwa nicht ein Proletarier, sondern ein Mann von Lebensstellung und aus sehr guter Familie, aber gerade diese Leute haben ja oft das geschmackliche Bedürfnis nach etwas haut gout. Kurz, die Dame nahm nach reiflicher Überlegung und Er-

kundung wie Beratung mit Diane seinen Heiratsantrag an. Seit jener Stunde bis zur standesamtlichen Trauung, — sie wollte sogar durchaus auch kirchlich getraut sein, die sonst wenig heilig lebte — ließ sie nicht die geringste Vertraulichkeit seitens ihres künftigen Mannes mehr zu, der früher ungeniert seine Schäferstunde bei ihr bis spät nachts und noch länger ausdehnen durfte. Ja, Diane war nicht einmal sicher, ob diese Freundin während dieses bräutlichen Zustandes nicht andern Männern gegenüber weniger streng war. Ich glaube immer, in dem Kopf vieler Frauen sieht es nicht viel anders aus, wie in einem Schubkasten einer umgekippten Kommode. Ob Marie von mir noch immer hofft, daß ich einlenken und das entscheidende Wort sprechen werde? Manchmal abends, wenn ich oben mich zur Ruhe begebe und an Maries Zimmertür vorbeikomme, steigt es in mir hoch, und mein Gang wird zögernder. Ich weiß, hinter dieser dummen, hölzernen Tür schläft oder zieht sich ein Mädchen aus, dessen Körper einfach wundervoll sein muß, das aber das törichte launenhafte Schicksal wie mich arm zur Welt kommen ließ in einer tiefstehenden Gesellschaftsklasse. Soll ich es nun zulassen, daß dieser köstliche Körper um des schnöden Geldes willen den Begierden dieses Kapitalisten ausgeliefert wird? Und bin ich nicht, wenn auch nicht der Anstifter, so doch der Förderer dieses schmählichen Verkaufes? Dann überkommt mich die Lust, jene Tür einzutreten und mir das zu nehmen, wonach unsere beiden Naturen so sehr zu verlangen scheinen. Jedenfalls möchte ich Marie nicht in einem so „bräutlichen“ Zustand von uns ziehen lassen und sie der „Baronisierung“ ausliefern. Jedoch andererseits habe ich dann am nächsten Morgen wieder die nüchternsten Betrachtungen, die mich veranlassen, meine Lebensbahn kühl ins Auge zu fassen, weiterzustreben und mich nicht zu verplempern.

Und wenn ich die früheren Ereignisse und in unserm Hotel bei den Gästen unter die kritische Lupe nehme, so ist es immer das Weib, Eva, welches uns Männer zu Torheiten mit oft tragischem Ausgang veranlaßt. Man sollte die Frauen eigentlich erst als Mann von 40 Jahren kennenlernen, wo die rosa Brille, mit der wir sie betrachten, schon stark verblichen ist.

An einem der nun beginnenden Herbsttage, die an sich schon immer melancholisch stimmen, ein Zeichen, daß ich meinen Sport vermisse, lernte ich auch den Herrn kennen, dessen ich schon des öfteren in meinen Aufzeichnungen erwähnte. Es war jener Topfbeschnüffler, der mit dem lange aus dieser Welt abgereisten Herrn Horaz sehr gute Beziehungen unterhalten haben muß. Dieser Herr Horaz muß ein sehr kluger Herr gewesen sein, weil sich der Topfbeschnüffler immer auf ihn beruft. Also kurz, an einem der noch wenigen schönen Herbsttage traf der Gelehrte bei uns ein. Der Chef geleitete ihn selbst auf sein Zimmer, das er zu meinem nicht geringen Erstaunen auf meiner Etage erhielt. Sein Äußeres sah wirklich nicht danach aus, als ob er sich eine solche Preislage gestatten könnte.

Welch ein schlecht sitzender Anzug, diese Hosen mit Kniebeulen! Und gar die Stiefel und das Gepäck. Eine bestickte sackartige Handtasche, wie sie wohl noch unsere Großväter mit in die Postkutsche genommen. Er war ein Mann von mittlerer Größe, etwas rundlich, dessen Gesicht zum großen Teil von einem wildwuchernden ins Graue spielenden Vollbart umgeben war. Hinter einer großen Hornbrille blickten kurzsichtig zwei Augen, die aber bei näherer Betrachtung sehr wohlwollend und gutmütig in die Welt schauten. Wie ich später vom Chef erfuhr, der mir die Bedienung des Herrn Professor Wühler sehr ans Herz legte, war es ein alter treuer Kunde von ihm aus

einer Zeit, wo der Herr Professor noch Studiosus und mein Chef einfacher Kellner in einer kleinen Universitätsstadt waren. Und während all der Jahre sind die Beziehungen aufrechterhalten geblieben. Wenn der Professor die Residenz zu Studienzwecken in den Museen aufsuchte, wohnte er bei uns, und der Chef rechnete ihm das Zimmer wie noch zu jenen Zeiten in der kleinen Universitätsstadt. An dem Professor waren wirtschaftlich die Zeiten spurlos vorübergegangen. Er hatte dafür keinen Sinn. Er lebte, wie ich später beobachtete, um ein paar tausend Jahre zurück; zu den Zeiten Babels oder gar als Noah aus dem Kasten kam.

„Er ist ein sehr berühmter Mann," sagte der Chef ehrfürchtig zu mir.

„Was ist denn der Herr Professor für ein Gelehrter?" fragte ich den Chef.

„Ja, Philipp, so genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Ich glaube, er nennt sich Archäologe. Er lebt immer unter alten Töpfen und Scherben, die er auch bei uns im Museum studiert, weil sie sonderbare Inschriften tragen. Er soll sogar den Ort des ursprünglichen Paradieses gefunden haben."

„Mein Gott," entfuhr es meinen Lippen vor Überraschung, „mit solchen Hosen und Stiefeln! Wahrscheinlich sind sie vom langen Suchen des Paradieses so mitgenommen worden."

Der Chef lachte, ermahnte mich aber nochmals zur größten Aufmerksamkeit und Achtung; dann ging er. Ich konnte nicht unterlassen, die Betrachtung anzustellen, daß es entschieden doch wohl viel einträglicher sei, den Besitz eines gut geleiteten Hotels von der Pike auf als Kellner zu erlangen zu suchen als das verlorene Paradies, wenn man dabei nicht auf den grünen Zweig eines Apfelbaumes

kommen kann, wie es beim Professor anscheinend der Fall. Wenige Augenblicke nach seinem Einzuge klingelte der Professor zweimal, was mir galt. Ich beeilte mich, seinem Rufe nachzukommen. Als ich Nummer 14, also sein Zimmer, betrat, schien er überrascht, mich zu sehen. Etwas verlegen stammelte er: „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie bemühte, ich wünschte eigentlich das Zimmermädchen."

„Der Herr Professor schellten aber zweimal," antwortete ich, durch soviel Liebenswürdigkeit und Höflichkeit eingenommen. Wie wird sonst mit einem herumkommandiert.

„So, tat ich! Dann habe ich mich wohl geirrt."

„Ja, der gute Professor hatte sich aus Zerstreutheit geirrt, was er im Laufe der Zeit noch öfter tat. So traf ich ihn einmal später vor der Tür seines Zimmers stehend und dort vergeblich klopfend, Einlaß wünschend.

Erstaunt beobachtete ich den Vorgang einige Augenblicke, dann näherte ich mich dem alten Herrn mit der Frage:

„Der Herr Professor suchen wohl jemand, denn das ist ja Ihr Zimmer?"

„Ja, ich habe aber meinen Entreeschlüssel liegen lassen."

„Aber, Herr Professor," lachte ich los, „Sie sind ja nicht daheim, sondern im Hotel, den Zimmerschlüssel haben Sie wahrscheinlich in der Tasche."

„Ach ja, richtig," mit diesen Worten holte er den Schlüssel aus seiner abgründigen Tasche. „Ich habe mich schon den ganzen Tag gewundert, wie dieser fremde Schlüssel in meine Tasche kommt." Der Grund seines jetzigen Klingelzeichens war, die Marie zu bitten, ihm einen Stiefelknecht zu besorgen, da er einen solchen auf dem Zimmer vermißte. Dieses Möbel gehört in dem Zeitalter der Knöpf- und Schnürstiefel einer vergangenen Periode des Hotellebens an, und wir hatten solche auf unseren Zimmern

nicht mehr. Der gute Professor trug aber noch Gummizugstiefel und benötigte daher zu seiner Bequemlichkeit mit Recht einen Stiefelknecht. Ich versprach ihm natürlich, sofort diesen zu besorgen, was mir nach vieler Mühe mit Hilfe Friedrichs gelang. Hierbei möchte ich gleich einschalten, daß der Herr Professor den Stiefelknecht bei seiner Abreise aus Zerstreutheit mit in seine Tasche packte und wir dieses vorsintflutliche Instrument eines Tages zu unserer Überraschung und Erheiterung eingeschrieben als Wertpaket von ihm zurück erhielten. Bei der Besorgung des Stiefelknechts zog mich der Herr Professor in ein längeres Gespräch, wobei er bemerkte, daß die Tracht der Sandalen entschieden der heutigen Fußbekleidung vorzuziehen sei. Ich erwiderte, die Menschen hätten sich eben im Laufe der Zeiten geändert, man würde in einer solchen Fußbekleidung heute sehr auffallen, sich vielleicht auch einen Schnupfen holen.

„Daß sich die Menschen seit Babylon und überhaupt seit der antiken Welt sehr geändert haben, mein lieber Philipp, kann ich nicht finden."

„Wenn der Herr Professor nur all die Wunder der Erfindungen, wie z. B. das elektrische Licht, in Betracht ziehen wollen! —"

„Ja, technisch hat die Menschheit wohl gewaltige Fortschritte gemacht, da gebe ich Ihnen recht, aber ethisch nicht. Denn, ob bei einer antiken Öllampe oder bei einer elektrischen Lampe betrachtet, die Menschen haben ihre Fehler und Schändlichkeiten genau so beibehalten wie vor einigen tausend Jahren. Mord, Raub, Krieg, Lüge und Habsucht sind noch heute genau so an der Tagesordnung wie damals, als Kain den Abel erschlug."

Da ich merkte, daß er sich so um das Paradies mit Adam und Eva und deren Nachfolgern bewegte, konnte ich

nicht unterlassen, auf Grund meiner gemachten Beobachtungen zu bemerken:

„Ja, aber der Mann hat sich doch seit dem Paradiese sehr entwickelt und hat die Eva von heute in gewissen Dingen weit überflügelt."

„Das beweist nur, daß er eine gute Lehrmeisterin hatte," erwiderte der Professor lachend. „Nein, Philipp, wenn die Menschen von damals, die jetzt nichts als Staub und Erde sind, heute auferstehen und unter uns wandeln könnten, würden sie sich schnell mit den modernen Menschen verstehen. Das rannte und jagte schon damals nach Geld, Ruhm und Genuß durchs Leben wie heute und sah die dunkle Grube nicht, die sich für sie alle, ob vor Tausenden von Jahren oder heute, auftut. Ich habe also nichts versäumt, wenn ich noch immer mit meinem Empfinden einige Zeit zurück in der antiken Welt lebe." Dann murmelte er etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand, er mir auf mein Befragen aber sagte, es wäre Lateinisch. Wenn sie auch als lebende Sprache heute tot sei, so würde sie doch die alten Schriftsteller uns immer lebendig erhalten. Und da kam er auf den Herrn Horaz, dessen Bekanntschaft ich auf diese Weise zuerst machte.

Mir war die Sprache des Herrn Horaz nur so weit bekannt, wie die Ärzte und Pillendreher sich ihrer noch heute bedienen, und ich nahm immer an, daß sie dies nur deshalb tun, um dem gläubigen Volk damit den Hokuspokus vorzumachen, wie der Zauberkünstler vor der Jahrmarktsbude und es das Volk verlangt.

Ich hatte noch öfter Gelegenheit, mich mit diesem Gelehrten und gar nicht eingebildeten Mann zu unterhalten, worauf ich noch zu sprechen komme. Er meinte noch, ich hätte die beste Gelegenheit, über die Entwicklung des Menschengeschlechtes meine Beobachtungen bei uns zu

machen. Dieses Hotel ist eine Stadt oder gar Welt im kleinen, und wenn der Teufel (den Namen des Teufels, den er nannte, habe ich vergessen) wie einst in Madrid die Dächer, hier nachts die Türen zu den Zimmern verschwinden ließe, dann könnte man wohl gar eigentümliche Geschöpfe erblicken, wie sie aber alle mit ihren Narrheiten und Lastern in der antiken Welt schon gelebt. — Babel bleibt Babel.

Wenige Tage nach dem Eintreffen des antiken Gelehrten rief mich der Chef in sein Bureau. Er sah sehr feierlich und würdevoll aus. Er hatte seinen schwarzen Gehrock angezogen, in dessen Knopfloch so etwas wie ein Ordensband leuchtete, dessen Heimatland ich nie recht ergründen konnte, er vielleicht auch nicht. Man tut in solchen Fällen gut, die Leute nicht durch unnötige Fragen zu behelligen, sondern den Tatbestand für sich sprechen zu lassen.

„Philipp," empfing er mich, „ich habe eine streng vertrauliche Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen. Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, ich möchte aber trotzdem die Bedeutsamkeit Ihrer Verschwiegenheit nochmal hervorheben."

Was hat er denn, fragte ich mich. Solch eine lange Rede hat er noch nie gehalten. Ich drückte meine selbstverständliche Verschwiegenheit durch eine ebenso würdevolle Verneigung aus, wie er durch seine Ansprache.

„Mir ist unter strengster Verschwiegenheit amtlich mitgeteilt worden, daß mein Hotel auserwählt worden sei, hohen — sehr hohen Besuch, allerdings im tiefsten Inkognito, zu empfangen." Hierbei warf der Chef sich in Positur, als nahe sich ihm schon der hohe — sehr hohe Besuch; er konnte jeden Augenblick nach vorn zu einem rechten Winkel überknicken.

Auch mich ergriff eine gewisse Weihestimmung. Wie

würde das werden, hatte ich mich doch noch nie einem gekrönten oder auch entkrönten Haupte genähert. Aber ich hoffte im stillen, der Höchste würde mir beistehen, um die allerhöchsten Herrschaften zur Zufriedenheit bedienen zu können. Donnerwetter, was ist daneben ein großer Politiker, Staatsmann, und sei es auch nur ein Potentat aus dem schwarzen Afrika oder dem edelsteinreichen Indien!

Aber um so exotische, weit entfernte, allerhöchste Persönlichkeiten brauchten wir uns wohl nicht erst bemühen, denn Europa besaß selbst noch genügende Thronvertreter oder Thronanwärter heimischer Kultur.

„Der hohe Herr trifft mit kleinem Gefolge, seinem Reisemarschall und einem Kammerdiener morgen im tiefsten Inkognito unter dem Namen eines Grafen von Riedeneck bei uns ein. Wir haben in der ersten Etage, abgeschlossen von den übrigen Räumen, eine Flucht von sechs Zimmern zu reservieren. Die weiteren Dispositionen werden wir von dem Reisemarschall respektive Hofmarschall zu hören bekommen," fuhr der Chef fort, bei dieser langen Erklärung nach Luft schnappend.

Ich unterbrach ihn nicht, sondern gab nur meine freudige Zustimmung über die uns zugedachte Ehre durch wiederholtes Nicken zu verstehen.

„Philipp, ich habe Sie, als einen gewandten Menschen mit entsprechendem gutem Exterieur, zur näheren Bedienung der hohen Herrschaften ausersehen, zumal der alte ‚Ober' nur noch wenige Tage im Dienst bleibt. Es hängt also sehr viel Bedeutendes von Ihnen für mich und mein Haus ab."

Ich verstand, der Chef hatte Knopflochschmerzen oder auch den Wunsch nach einem Titel. Ich hatte bei der Überraschung ganz vergessen, daß ich mich in Deutschland befand. Vielleicht ward dem Alten das schöne deutsche

Wort „Hoftraiteur“ zuteil, oder er hatte noch höhere Ziele, die in irgendeinem Rat gipfelten. Na, wir werden ja sehen. Ich versicherte dem Chef meine größte Verschwiegenheit wie auch achtsamste Bedienung. Wir trafen sofort die nötigen Vorkehrungen; ein Teil der Gäste mußte umquartiert werden, um die nötigen abgeschlossenen Zimmer für den hohen Besuch zu bekommen.

Dem übrigen Bedienungspersonal, mit Ausnahme des Portiers, sollte es verschwiegen werden, daß sich unter dem Grafen Riedeneck eine so hochstehende Persönlichkeit verbarg; für sie waren der Graf und sein Gefolge nur reiche Aristokraten, welche die Zimmerflucht gemietet.

Am andern Tage kam der feierliche Augenblick des Empfanges. Ich befand mich gerade in der Empfangshalle, als der Fürst, oder in diesem Fall der Graf, mit Gefolge eintrafen. Der Chef und der Portier senkten ihre Oberkörper um einige Grade noch tiefer, als sonst bei dem Empfang vornehmer Gäste. Wie es mir schien, berührte die Nasenspitze des Portiers beinahe den Fußboden, aber ich kann mich in dem Zwielicht auch getäuscht haben; jedenfalls hatte er einen ganz neuen Rock mit goldenen Tressen angelegt. Der Graf selbst — wie ich ihn hier nun beständig nennen will, um nicht das Inkognito zu lüften, — war ein hoher schlank gewachsener Mann mit spitzgeschnittenem Kinnbart von dunkler Farbe, wie auch sein Gesicht die Farbe eines Südländers aufwies. Seine Augen hatten etwas Flackerndes. Er war etwa 30 Jahre alt. Der Reisemarschall oder Hofmarschall, wie der Chef sich ausdrückte, war bereits ergraut, von vornehmem, aristokratischem Äußern, mit einem winzigen Schnurrbärtchen, das eine verdächtige Schwärze aufwies. Der Herr Kammerdiener war aber entschieden der Höhepunkt des Ganzen. Es lag auf diesem würdevollen glattrasierten Lakaiengesicht

ein Ausdruck von Hochmut, Verschlagenheit und Blasiertheit, der mir beinahe imponierte. Und das will doch etwas sagen. Den Menschen mußte ich näher kennenlernen, vielleicht konnte ich dabei zulernen. Der Graf gab sich sehr leutselig, schüttelte dem Chef die Hand, die dieser mit Ehrfurcht ergriff. Der Hofmarschall nickte nur befriedigt und stieß einige unverständliche Laute durch die Nase, während für den Herrn Kammerdiener wir gewöhnliche Sterblichen einfach Luft waren. Die Herrschaften erschienen natürlich im neutralen Zivil; übrigens Londoner Schneider, wie ich gleich feststellte.

Das Gepäck, das im besonderen Auto kam, war ebenso imponierend, sowohl der Stückzahl wie der Ausführung nach. Der Chef fuhr im Lift mit dem Grafen und dem Hofmarschall gleich nach oben. Den Herrn Kammerdiener forderte ich auf, mit mir, als Tieferstehende, die Treppe zu erklimmen, wie es auch im Leben von Tiefergeborenen in ihrer Laufbahn, von Stufe zu Stufe, erwartet wird. Hoheit Kammerdiener geruhten mich erst indigniert anzusehen, dann gab er noch den kurzen Befehl: Die mit der siebenzackigen Krone gezeichneten Gepäckstücke kommen gleich nach oben auf die Zimmer. Beim Emporsteigen versuchte ich den ganz in Schwarz gekleideten Herrn Kammerdiener in ein Gespräch zu verwickeln, um ihm, wie man zwar sehr wenig aristokratisch sagt, etwas die Würmer aus seiner hochgetragenen Nase zu holen.

„Viel Arbeit mit dem Gepäck," sagte ich. Der Kammerdiener nickte stumm, als Zeichen, daß er es nicht liebte, so ohne weiteres angesprochen zu werden. Ich möchte nun hier über die Lage der Zimmer der hohen Herrschaften noch folgendes bemerken: Die Zimmer, welche dem Grafen zur Verfügung standen, lagen zuletzt, vor ihnen befanden sich die des Hofmarschalls. Man mußte für alle Fälle immer

erst in dem Zimmer des Hofmarschalls gemeldet werden, ehe man zum Grafen selbst gelangen konnte. Ganz am Ende der Zimmerflucht, die, mit Ausnahme des Zimmers von dem Kammerdiener, nach der Straße lagen, befand sich das Schlafzimmer des Grafen verbunden mit Bade- und Toilettenzimmer. Die Wand dieses Schlafzimmers grenzte an eine Wand oder Mauer eines uns benachbarten Grundstückes. Vom Schlafzimmer führte ein direkter Ausgang zum Korridor des Hotels. Als ich mit dem Kammerdiener oben anlangte, hatte der Graf mit dem Hofmarschall unter Leitung des Chefs die Räume schon betreten. Der Kammerdiener gab mir ein Zeichen, draußen auf ihn zu warten, er würde mir dann gleich meine dienstlichen Funktionen nach seiner Rückkehr aus den Gemächern des Grafen mitteilen. In seiner Hand hielt er eine sehr stabil gearbeitete lederne Handtasche, die er selbst beim Ersteigen der Treppe auch mir nicht erlaubte zu tragen. Ich vermutete, es befanden sich in ihr wohl wertvolle Schmuckgegenstände, wie auch Orden, Busennadeln, goldene Uhren mit Namenszug und Krone, die sich bei der Abreise dann über verschiedene Glückliche aus dieser Tasche ergießen würden. Ich wartete also geduldig, obwohl meine andern Gäste vergeblich nach mir schellen mochten. Manch einer wartet sogar vor fürstlichen Gemächern sein ganzes Leben lang, um schließlich doch nicht die erhoffte hohe Auszeichnung zu erlangen, warum sollte ich nicht einige Minuten auf einen so einflußreichen Kammerdiener warten, in dessen Macht es bei der Abreise lag, ob ich eine Ordensschnalle, wenn auch niederer Ordnung, oder eine goldene Uhr, die mir entschieden lieber war, bekam. So töricht unterschätzte ich damals noch fürstliche Ordensdekorationen. Ich brauchte aber nicht allzu lange zu warten, der Kammerdiener erschien bald wieder, diesmal ohne die rindlederne Tasche.

„Kommen Sie," sagte er nur. „Wo ist mein Zimmer?" fragte er dann.

Ich zeigte ihm das seine, welches den Gemächern des Grafen unmittelbar gegenüber lag und durch eine direkte Signalvorrichtung den Tag vorher von uns verbunden worden war. Nachdem der Kammerdiener einen kurzen prüfenden Blick in sein Zimmer getan, wandte er sich mir wieder zu und begann: „Erlaucht der Herr Graf werden alle Mahlzeiten mit dem Herrn Baron, dem Marschall, in dem Speisezimmer innerhalb der reservierten Gemächer nehmen. Sämtliche Gerichte sind mir hier zu übergeben, die von mir den Herrschaften dann serviert werden. Die Bedienung wird daher ausschließlich in meinen Händen liegen. Auch die Reinigung der Zimmer wird von mir überwacht werden, und niemand des Personals darf ohne vorherige Meldung bei mir die Räume betreten."

Damit wurde mir die Möglichkeit abgeschnitten, mit dem Grafen in persönliche Berührung zu kommen. Ich führte diese Absperrung und scharfe Kontrolle darauf zurück, daß das Inkognito des Grafen nach Möglichkeit zu wahren sei. Ich war nicht wenig überrascht, als am nächsten Tage nach der Ankunft des Grafen ein Zeitungsberichterstatter bei uns im Hotel auftauchte. Ich kannte ihn, da ich wegen des nun seit einigen Monaten bereits abgereisten Abgeordneten öfter mit ihm zu tun gehabt, wo er sich vom Abgeordneten immer einige Informationen geholt.

„Na, Philipp," begrüßte mich dieser gewandte Herr, wobei er mir seine wohlgefüllte Zigarrentasche anbot, „ich komme heute in einer hohen Staatsangelegenheit, ich muß eine Unterredung mit dem Fürsten von Illusonien haben."

Im ersten Augenblick war ich sprachlos. Woher wußte dieser Herr von der Anwesenheit des Herrschers in unserem Hause? Dann leugnete ich standhaft, trotz der guten

Zigarre und einer mir in Aussicht gestellten klingenden Belohnung, die Anwesenheit des Grafen in unserem Hause.

„Nein, Herr Doktor, bei uns wohnt kein Fürst von Illusonien, wie Sie sagen."

„Ach, Philipp, machen Sie mir doch keine Sachen vor, was bliebe der Presse verborgen?"

„Und wenn dem wirklich so wäre, wie Sie behaupten, Herr Doktor, so läge es doch ganz außerhalb meiner Macht, Ihnen die Unterredung mit dem Fürsten zu verschaffen," wobei meine Blicke seinen gar nicht für einen so hohen Besuch bestimmten Anzug musterten.

„Mein Junge, das weiß ich," lachte der Journalist. „Aber ich will ihn ja auch nicht persönlich sprechen, nur über ihn schreiben und seine Ansicht über gewisse politische Dinge in unserem Blatte veröffentlichen."

„Aber, Herr Doktor, dazu müssen Sie ihn doch sprechen," sagte ich verwundert.

„Mensch, was sind Sie noch naiv, wie man es bei Ihrer Stellung nicht für möglich halten sollte," entgegnete er. „Die meisten Unterredungen mit hochstehenden Persönlichkeiten und was sie gesagt, haben nie stattgefunden. Die haben sich meine Kollegen aus den Schreibefingern gesogen, wie auch ich es in diesem Falle zu tun gedenke."

„Ja, wie können Sie, Herr Doktor, denn aber die Ansicht des hochstehenden Herrn Ihren Lesern übermitteln?"

„Die Ansicht des hochstehenden Herrn ist auch ganz gleichgültig; die Hauptsache ist, daß ich weiß, was unsere Leser für eine Ansicht zu hören wünschen. Denn, lieber Philipp, was heißt Redaktion oder Schriftleitung? Die meisten Zeitungen werden ja doch von ihren Lesern redigiert und nicht von den Redakteuren. Unsern Lesern muß ich das Gericht warm, saftig, wohlschmeckend und appetit-

anregend servieren können, wie Sie Ihren Gästen das Menü, sonst bleiben sie aus!"

Ich mußte ihm recht geben: „Dann brauchten Sie sich, Herr Doktor, doch gar nicht erst persönlich hierher bemühen."

„Doch, doch, Philipp. — Gewiße Einzelheiten müssen stimmen. Ich muß wissen, wie der Mann aussieht, sonst kann es vorkommen, daß ich ihn als schwarz und groß schildere, während er bei der Unterredung mit einem Kollegen von einem anderen Blatt als blond und klein geschildert wird. Seine kleinen Gewohnheiten, welche Röcke und Hosen er trägt, die muß ich wissen, damit alles stimmt. Aus diesen Einzelheiten mache ich Ihnen dann ein pikantes Ragout zurecht, über welches sich unsere Leser amüsieren, und das als Nachdruck durch die Blätter der halben Welt geht."

Ich mußte über diesen gewandten Mann lachen, wie er so mit listigem, ironischem Lächeln vor mir stand, den Kneifer auf der etwas stark gebogenen Nase, über dessen Rand mich seine braunen Augen forschend anblickten. Sein Notizbuch hielt er bereits in der Hand, und sein Bleistift bedrohte mich wie ein gezückter Dolch. Da mich die Sache reizte und ich mir einen großen Spaß versprach, am nächsten Tage oder gar schon am Abend über den Fürsten zu lesen, so wollte ich dem Herrn Doktor dienlich sein. Ich machte ihn auf den Kammerdiener aufmerksam, jedoch betonend, daß dies ein ziemlich unzugänglicher Herr sei. Ich fragte nur noch, woher ihm denn bekannt sei, daß der Fürst bei uns wohnen solle.

„Ein Blatt Papier ist auf unseren Redaktionstisch geflattert," erwiderte er lächelnd. „Lassen wir im übrigen den Esel von Kammerdiener beiseite, Sie können mir eben-

sogut eine Personalbeschreibung des Fürsten mit Gefolge geben."

„Ich bemerke nochmals," wehrte ich mich, „bei uns wohnt kein Fürst, wenn Sie aber wissen wollen, wie der Graf von Riedeneck aussieht, will ich Ihnen gern diesen beschreiben."

„Na, denn man los," sagte der Herr Journalist.

Ich gab nun eine Beschreibung des Grafen, des Barons und wollte auch noch die des Kammerdieners beifügen, aber der Journalist verzichtete darauf, mit dem Bemerken, „das mache ich schon selber, fürstliche Kammerdiener sehen immer gleich aus, die habe ich schon im Griff. Mir fehlt beim Grafen nur noch eine besonders charakteristische Note. Ein Ausspruch, eine besondere Eigentümlichkeit in der Kleidung oder im Gange. Fällt Ihnen nichts ein?" fragte er nachdenklich.

„Nein," erwiderte ich, „aber wie wäre es mit einem kleinen Zungenfehler?"

„Nee, nee," lehnte der Journalist ab, „Herrscher leiden daran nie, da ist die Zunge immer sehr im Gange. Bei Aussprüchen ist alles schon so abgegriffen von der Konkurrenz, daß es schwer fällt, noch auf was Neues zu kommen."

Damit empfahl sich der Journalist mit einem kräftigen Händedruck, und ich war auf seinen Artikel neugierig.

Den Grafen mit dem Baron bekam ich in der Tat während der nächsten Stunden kaum zu Gesicht. Die Herrschaften waren an einem Freitage eingetroffen und beabsichtigten, uns bereits am Montag früh wieder zu verlassen. Am Sonnabend früh erschien nun der Artikel des Journalisten in der Zeitung, zu dem etwas beigetragen zu haben, ich ziemlich stolz war. Aber noch mehr amüsierte ich mich über den Inhalt. Danach hatte der Graf alias

Fürst, dessen Beschreibung genau stimmte, den Befrager in einem orientalischen Kostüm empfangen, dessen farbenprächtige Beschreibung allein viele Zeilen in Anspruch nahm. Als ein zweiter Harun al Raschid, wie sich der Journalist ausdrückte, wandle der hohe Herr unter uns in Begleitung einer Art Großwesir. Daher sei das Wissen des Fürsten ein erstaunliches, nichts Menschliches sei ihm fremd. Ein wunderbar kluges Wort hätte der hohe Herr geprägt: „Unter Blinden ist der Einäugige immer König, und Völker sind meist blind.“ — Es war einfach zum Schießen, was die Phantasie des Journalisten sich da geleistet hatte. Der Chef kam aufgeregt zu mir gestürzt, mit dem Zeitungsblatt in der Hand, wann und warum ich dem Artikelschreiber den Zutritt zum Grafen gestattet. Ich spielte den Unschuldigen, der von nichts weiß. In der Tat hatte ja auch der Besuch gar nicht stattgefunden. Die Folge aber war, daß uns noch am selben Tage ein ganzes Heer von Berichterstattern überfiel, die natürlich alle abgewiesen wurden.

Aber nicht allein die andere Presse stellte sich ein, sondern auch eine große Anzahl anderer Personen, insbesondere Geschäftsleute, die mit dem Grafen Harun al Raschid Geschäfte machen wollten. Ich hatte Mühe, sie alle dem Grafen vom Halse zu halten, obwohl mir genügend hohe Vermittlungsgebühren angeboten wurden. Zu den Leuten, welche den Grafen persönlich zu sprechen wünschten, gehörte auch ein bekannter Juwelier. Schon wollte ich auch ihn zurückweisen, als er sich darauf berief, der Graf sei in Begleitung des Hofmarschalls bei ihm gewesen und hätte für eine Dame ein kostbares Kollier ausgesucht, an dem aber noch eine kleine Änderung auf Wunsch des Grafen vorzunehmen war. Er überbrachte nun den Schmuck dem Grafen selbst. Da der Juwelier mit einer

so großen Bestimmtheit auftrat und durchaus darauf bestand, den Schmuck dem Grafen nur persönlich auszuhändigen, so ging ich schließlich zu dem Kammerdiener und verständigte ihn von dem Besuch.

Der Kammerdiener schien aber auf diesen Besuch vorbereitet zu sein. Er entschwand auf einen Augenblick in den gräflichen Gemächern, kam zurück und führte den Juwelier mit seinem wertvollen Schmuck zu dem Grafen. Der Besuch des Juweliers dauerte ziemlich lange. Mittlerweile war auch mein Chef aufgetaucht, um mir nochmals einzuschärfen, niemand mehr vorzulassen, wer es auch sei und die Anwesenheit des Grafen, alias Fürsten, glattweg in Abrede zu stellen. „Bedenken Sie, Philipp, wenn ich mir durch Ihre Unvorsichtigkeit die Ungnade des hohen Herrn zuziehen würde.“ In dem Augenblick kam auch der Juwelier wieder aus dem Zimmer des Grafen. Ich bemerkte noch, wie er strahlenden Gesichts dem Kammerdiener einen anscheinend nicht unbedeutenden Geldbetrag zusteckte, den dieser mit Würde und Herablassung in Empfang nahm. Da der Juwelier und mein Chef sich kannten, so kam der Juwelier zu uns. Er begrüßte den Chef sehr wohlgelaunt, wobei er auf einen in seinen Händen befindlichen Scheck deutete: „Es ist doch ein Vergnügen, mit hohen Herrschaften zu tun zu haben. Da gibt es kein Handeln und Feilschen wie bei den Emporkömmlingen, die schließlich von dem Kunstwert einer Arbeit doch nichts verstehen. Ich bin sehr zufrieden, glatt bezahlt.“

Mein Chef beglückwünschte den Juwelier zu seinem Erfolge. In seinem Freudenrausch nahm der Juwelier den Chef vertraulich beim Arm und flüsterte ihm zu: „Zum Hoflieferanten hat er mich noch ernannt.“

Der Chef machte ein überraschtes Gesicht, dann sagte

er: „Ich hoffe, auch auf mich wird ein Strahl der Gnade des hohen Herrn fallen."

„Sicher, sicher, mein Lieber," versicherte eifrig der Juwelier, „ein Mann mit Ihren Verdiensten," und damit trollte sich der neugebackene Hoflieferant.

Ob auch er bei seinen Preisen zu der Garde Sankt Hundertprozent gehörte, die unserem armen kleinen Leutnant das Genick gebrochen, fragte ich mich. Zu seiner Entschuldigung hätte er anführen können, bei so hohen Persönlichkeiten müssen sich auch die Zahlen nach oben abrunden, selbst wenn sie zu einer schwindelhaften Höhe führen, denn ein Fürst wandle nicht umsonst auf der Menschheit Höhen.

Am Sonntag mittag wurde der Chef plötzlich zu dem Grafen gerufen, und kurz darauf verließ er die Gemächer im frohen Besitze einer Ordensdekoration, irgendein Falke, zu dem ich ihn beglückwünschte. Gleichzeitig eröffnete mir der Chef die Mitteilung, die Herrschaften verlassen noch mit dem Abendzuge unsere Stadt. Das Gepäck wird im voraus zum Bahnhof dirigiert. In seiner Freude über die ihm zuteil gewordene Auszeichnung weigerte sich der Chef dem Kammerdiener gegenüber, für den Grafen eine Nota ausstellen lassen. „Für mich und mein Haus war es nur eine Ehre." Alles Drängen des Kammerdieners half nichts. Ich bin überzeugt, der Kammerdiener war viel vernünftiger als mein durch den Orden benebelter Chef und hat der fürstlichen Schatulle die Nota sehr kräftig in Rechnung gestellt. Auch ich empfing durch den Kammerdiener, wie auch Marie und das übrige Personal, sehr reichliche Trinkgelder, aber keine Uhr oder Brillantnadel.

Nachdem noch bei der Abreise im Vestibül des Hotels das ganze Personal mit einigen Gästen Spalier gebildet und der Chef im neuen Schmuck seines Ordens auf der

Brust erschien, kam bei uns wieder alles in sein altes Geleise; die fürstliche Sonne strahlte nicht mehr.

Am Montag morgen, ganz früh, gab es aber eine Überraschung. Der frischgebackene Hoflieferant, der Juwelier, kam atemlos zu uns gestürzt. In seinen vor Erregung zitternden Händen hielt er ein Zeitungsblatt. Es war ein Konkurrenzblatt von dem Journalisten, der die angebliche Unterredung mit dem Grafen veröffentlicht hatte. Darin stand folgendes: „Entgegen der jüngst verbreiteten Nachricht eines hiesigen Blattes über die Unterredung, die einer seiner Mitarbeiter mit dem Fürsten von Illusonien gehabt haben will, läßt die Gesandtschaft dieses Landes die Nachricht verbreiten, daß der Fürst während der letzten Monate weder sein Land verlassen, noch eine Unterredung irgendeinem Vertreter der Presse gewährt hat."

„Wer hat nun recht?" rief der Chef erregt nach der Lektüre dieser Notiz. „Zu mir kam am Tage vor dem Eintreffen des Fürsten ein Herr von der Gesandtschaft und bestellte für den Fürsten die Zimmer, machte dabei zur Bedingung, da der Fürst im tiefsten Inkognito reise, daß die strengste Verschwiegenheit gewahrt würde."

„Mir ahnt Fürchterliches!" schrie der Juwelier. „Wir werden gleich die Wahrheit ermitteln, wenn ich der Bank den Scheck vorlegen werde. Am Sonnabend hatte sie bereits geschlossen und jetzt noch nicht geöffnet."

Und die fürchterliche Ahnung des Juweliers erfüllte sich. Die Bank erklärte den Scheck für eine Fälschung, der absichtlich am Sonnabend dem Juwelier übergeben worden war, damit die Schwindler mehr als 48 Stunden Vorsprung erlangten mit dem ergaunerten, über hunderttausend Mark Wert besitzenden Perlenkollier mit Brillantschloß. Auch der angebliche Beamte der Gesandtschaft war kein Angestellter der Gesandtschaft, sondern mit im Komplott

der Schwindler gewesen. Der empörte und geprellte neue Hofjuwelier setzte sofort die Kriminalpolizei in Tätigkeit. Das war für unseren Chef mit Rücksicht auf sein Hotel sehr peinlich, ließ sich aber nicht vermeiden. Der Kriminalkommissar besichtigte die Zimmer, um durch einen in ihnen zurückgebliebenen Gegenstand, Fingerabdrücke usw. einen Anhaltspunkt zu gewinnen. Sämtliche Möbel wurden aufs genaueste untersucht. Hierbei wurde auch im Schlafzimmer des angeblichen Fürsten der Ankleideschrank von der Wand abgerückt, und zu unserer Überraschung kam in der Zimmerwand, die die Wand des Nachbarhauses begrenzte, ein Loch zum Vorschein. Man hatte versucht, mit einem Instrument die Wand zu durchbrechen und wollte dies dann auch bei der Wand des Nachbarhauses. Auf diese Weise wären die Einbrecher in die augenblicklich leer stehende Etage des Nachbarhauses gedrungen. Unter dieser Etage lag aber das eigentliche Ziel, die Depositenkasse eines Bankhauses. Die Zeit vom Sonnabend bis Montag früh hätten sie dann ungestört ausnutzen können, die Decke der Etage zu durchbrechen, um zur Kasse zu gelangen und den Tresor zu sprengen. Darum war auch dieser raffinierte Pseudokammerdiener immer so hinterher beim Reinigen der Zimmer, daß niemand allein war, er immer die Aufsicht hatte. Und die sorgfältig gehütete Ledertasche enthielt nicht Orden, sondern Einbrecherwerkzeug, wie wohl auch die großen Handkoffer manches Notwendige für diese Ritter vom Dietrich enthalten haben mögen. Was die Einbrecher und Hochstapler bei ihrem Durchbruch gestört, wurde nicht klar. Ich sagte mir, die Naivität, mit welcher der durch die fürstliche Huld und Noblesse geblendete Juwelier in ihre Falle ging, überhob sie der Arbeit. Darum reisten sie auch früher ab, als es in ihrer Absicht lag. Es wurde uns allen noch das Verbrecheralbum vorgelegt, aber mit

Sicherheit konnten wir keinen der Gauner unter den Bildern entdecken. Der Baron und der Kammerdiener boten wohl einige Ähnlichkeiten, aber ein dem Fürsten ähnliches Bild war nicht vorhanden.

Man hat auch später nie wieder von den Gaunern gehört, sie waren, wie die verfolgte Spur ergab, ins Ausland mit ihrer wertvollen Beute entkommen. Nur über den Fürsten gab es noch eine Aufklärung, und dieser wurde später auch festgenommen, aber dann nicht ins Gefängnis, sondern ins Irrenhaus gesteckt. — Und dies aus folgendem Grunde: Er war ein geisteskranker Mensch, der in dem Wahn lebte, ein regierender Fürst zu sein und in seiner Krankheit allerlei Ukase an sein Volk und Land erließ. Er war eines Tages seiner Anstalt entflohen und in die Hände der beiden Hauptgauner und Drahtzieher gefallen, die ihn infolge seiner entfernten Ähnlichkeit mit dem wirklichen Fürsten als Blitzableiter zu benutzen gedachten und den Schwindel mit ihm so geschickt durchführten. Das Komische an der Sache aber war, daß mancher dem Irrsinn des Pseudofürsten entsprungene Ukas für ernst genommen und in die Wirklichkeit umgesetzt worden war. Insbesondere hatte er verschiedene Standeserhöhungen und Diplome verliehen — natürlich gegen Kasse, — die von den beiden Komplizen eingeheimst wurde. Und mancher der so eigentümlich von einem Wahnsinnigen geadelten Bürger bedauerte es, daß man den Fürsten entlarvt hatte. — Stillschweigend wird mit trüber Miene, um einige tausend Mark leichter, aber deshalb nicht klüger, dieser und jener seinen Orden oder sonstige Urkunde, die ja wohl immer „von Gottes Gnaden“ beginnt, beiseite gelegt haben. So auch mein Chef, dessen Vogel noch vor wenigen Stunden so stolz auf der breiten Männerbrust flatterte, um nun im dunklen Kasten ein verfehltes Dasein zu führen. Die ganz

Klugen werden sich aber durch den Wahnsinn nicht haben stören lassen, die ihnen einmal verliehenen Auszeichnungen ruhig weiter zu benutzen. —

„Mundus vult decipi, die Welt will betrogen sein," sagte unser alter Professor, als ich ihm die Geschichte unter großer Heiterkeit erzählte und er mir auf meine Bitte diesen weisen Ausspruch in der Sprache dieses verteufelten Herrn Horaz, der schon damals so klug war wie heute die Menschen, aufschrieb.

Nun war der Professor nicht etwa ein schadenfroher Mann, im Gegenteil, er fand für die Schwächen und Fehler der Menschen immer entschuldigende gütige Worte, nur durften sie sich nicht für klüger und besser halten wollen als seine Babylonier vor soundso viel tausend Jahren. Dann konnte er sein mähniges graues Haupt zornig schütteln und den Leuten einige lateinische Zitate ins Gesicht schleudern, die aber wohl die wenigsten verstanden, wie auch ich.

X.

Wie doch die Zeit enteilt, das kommt mir so recht zum Bewußtsein, wenn ich mein Tagebuch durchblättere. Nun ist es bereits ein Jahr her, daß ich meine Stellung im „Europäischen Hof" antrat. Welch gelungene und närrische Menschen sind doch in dieser kurzen Spanne Zeit an mir vorübergezogen! In wenigen Tagen, Ende September, rücke ich nun in die Stellung des „Ober" ein, um dessen Funktionen zu übernehmen. Eigentlich trenne ich mich ungern von meiner mir lieb gewordenen ersten Etage. Ich werde die Menschen nicht mehr in so intimer Weise beobachten können; im Speisesaal haben sie ja alle bereits die Tagesmaske umgebunden.

Da aber Marie nun auch endgültig in wenigen Tagen bei uns ausscheidet, so wird mir der Abschied von der Etage nicht so schwer.

Heute wurde mir ein Erlebnis auf dieser Etage durch ein Schreiben sehr lebhaft in Erinnerung gerufen. Ein Brief von einem Justizrat und Notar gelangte an mich. Ich war von dieser auf dem Umschlag stehenden Absenderadresse erst befremdet. Wen hatte ich gekränkt, wer hatte mich verklagt, oder wer stellte Alimentationsansprüche an mich? Ich wollte den Brief erst gar nicht öffnen und ihn ungelesen zurückgehen lassen; da aber die Adresse mit meinem Namen stimmte, so mußte wohl dieser Brief doch für mich bestimmt sein. Ich öffnete ihn also und las, wonach mich der Justizrat für einen der nächsten Tage zu einer Unterredung in sein Bureau bat. Dieser knappe Inhalt

sagte gar nichts, machte mich aber doch so neugierig, daß ich mich beeilte, noch am selben Tage den Justizrat aufzusuchen. Vielleicht hatte mich einer der Gäste vor seinem Hinscheiden zum Universalerben seines großen Vermögens eingesetzt für meine aufmerksame Bedienung, man konnte nicht wissen. Meine Phantasie war jedenfalls sehr rege. In dem Bureau des Justizrats traf ich einen würdevollen, älteren, ergrauten, glattrasierten Herrn, bewaffnet mit einer goldenen Brille, hinter welcher zwei graue Augen mich scharf, durchdringend musterten. Vielleicht hielt er mich gar nicht für den Kellner Philipp, denn ich hatte mich wieder als vollkommener Gent angezogen.

„Bitte, nehmen Sie Platz," forderte der Justizrat mich höflich auf. Nachdem ich mich gesetzt, fuhr er fort: „Entsinnen Sie sich vielleicht noch wann das Ehepaar Graf und Gräfin Rapotzki bei Ihnen im Hotel gewohnt hat und von Ihnen bedient wurde?"

„Allerdings," sagte ich, und die Szene mit der reizenden Gräfin stand mit einemmal so lebhaft vor meinen Augen, als ob es heute gewesen wäre.

„Ich hätte da einige Fragen an Sie zu richten, deren Beantwortung auch für Sie von einiger Wichtigkeit ist," und der Justizrat ergriff ein dickes Aktenbündel, das er aufschlug. Aller Moder und Blödsinn, der mit der Juristerei mir verknüpft erscheint und schon zu so törichten Urteilen geführt, erwachsen aus dem starren Buchstaben des Gesetzes, stieg mit der sich bildenden Staubwolke empor.

„Besonders wertvoll wäre es für mich, von Ihnen zu wissen, wann der Herr Graf Rapotzki damals bei Ihnen wohnte," sagte der Justizrat, nachdem er einen Hustenreiz infolge des Aktenstaubes unterdrückte. Da mir die Gräfin damals ausdrücklich gesagt, ich möchte auf den Tag des Eintreffens ihres Mannes achten, was mich damals be-

fremdete, so hatte ich mir das Datum genau gemerkt und vermochte dem Justizrat die gewünschte Auskunft genau zu geben. „Es war am 8. September vorigen Jahres, Herr Justizrat, mittags zwölf Uhr trafen der Herr Graf ein," sagte ich.

„Wissen Sie das auch genau, irren Sie sich nicht?" forschte der Justizrat, und seine Augen blickten mich durchdringend durch die Brille an.

„Nein, jeder Irrtum ist ausgeschlossen, ich habe mir den Tag aufgeschrieben, wie dies übrigens auch aus unserem Fremdenbuch noch mit Sicherheit hervorgehen muß."

„In Fremdenbüchern können Schreibfehler vorkommen," entgegnete der Justizrat kühl: „Aber ein menschliches Zeugnis ist wertvoller. Könnten Sie das Datum, Tag und Stunde beeiden?" fragte mich der Justizrat.

„Ja, das könnte ich," erwiderte ich mit fester Stimme. Innerlich sehr neugierig, welchen Zusammenhang diese Fragen wohl haben könnten.

„Dann möchte ich Sie bitten, mir dies vorläufig in der Form einer eidesstattlichen Versicherung zu geben, die ich Ihnen noch aufsetzen lassen werde."

„Gestatten Sie, Herr Justizrat, mir die Frage, ehe ich meine Unterschrift gebe, zu welchem Zweck benötigen Sie gerade meine Zeugenschaft?"

„Das will ich Ihnen sagen. Es handelt sich um einen für die gräfliche Familie wichtigen Prozeß. Bei dem Nichtvorhandensein eines Erben müßte laut Familienbestimmung das Gut und Vermögen des Grafen an eine Nebenlinie fallen, wenn der Graf stürbe. Die Frau Gräfin bliebe nur im Besitz einer ansehnlichen lebenslänglichen Rente. Nun ist der Fall nach langjähriger Ehe eingetreten, daß der Frau Gräfin doch noch das Mutterglück zuteil wurde.

Sie hat vor einigen Monaten, am 12. Juni, dem Herrn Grafen einen Sohn geboren."

Ich mußte wohl meine Augen übermäßig groß vor Überraschung aufgerissen haben. Ich klammerte mich an den Stuhl, auf dem ich saß, um nicht loszuschreien. Der Justizrat bestätigte nochmal, wobei ein feiner ironischer Zug um seine schmalen Lippen sich bemerkbar machte: „Ja, ja, mein lieber Herr Philipp, es ist so, wie ich Ihnen sage. Gottes Wege sind oft wunderbar und unerforschlich."

„Herr Justizrat, das freut mich, zu hören. Der Herr Graf waren allerdings schon ein wenig alt — —"

„Die Tatsachen, mein Lieber, beweisen," entgegnete der Justizrat. „Auch Abraham war schon reichlich bei Jahren. Aber wie Sie, so findet auch die erbbeanspruchende Verwandtschaft die Leistung des Herrn Grafen für sein Alter etwas erstaunlich. Kurz und gut, man bestreitet, zur Kränkung der Frau Gräfin, die Legitimität dieses Sohnes, was ein Unsinn, denn er ist in der Ehe unter Anerkennung des Grafen geboren.

Um nun einen Skandalprozeß zu vermeiden, wollen wir versuchen, auf gütlichem Wege der anderen Partei die Aussichtslosigkeit ihres Schrittes nahezulegen, indem wir durch einwandfreie Zeugen feststellen, daß zur Zeit der Empfängnis der Graf nicht auf Reisen war, wie meist und solches von der Gegenpartei behauptet wird, sondern in dem Hotel l'Europe sich die eheliche Wiedervereinigung vollzogen hat."

Ich war über diese Eröffnung einfach platt. Am liebsten hätte ich dem Justizrat ins Gesicht geschrieen. Der Vater bin ich ja, denn von diesem alten Nußknacker von Mann kann man doch noch unmöglich Früchte erwarten wie von einem saftigen Nußbaum. Kein Zweifel, das Datum der Geburt ergab das ja klar und deutlich. Aber ich mußte diskret

sein, wie immer, und wer hätte mir auch meine Vaterschaft bei der hochgeborenen Gräfin geglaubt? Vielleicht erst nach einigen Jahren würde sich zeigen, daß der Junge weniger dem Papa als dem Vater ähnelte. Andererseits gab die Mitteilung des Justizrates meiner Eitelkeit einen nicht geringen Stoß. Die Gräfin hatte mit kühler Berechnung gehandelt, als sie sich meiner Umarmung überließ. Sie wußte, was für sie bei dem vorgerückten Alter des Grafen und ihrer bisher unfruchtbaren Ehe auf dem Spiele stand. Da war jede schwache Stunde kostbar. Ich war nichts anderes für sie gewesen wie eine Probe; wer weiß, wieviel Proben die Gräfin schon anderwärts allerdings mit vergeblichem Resultat unternommen.

Ich fragte nur noch den Justizrat, wenn es zum Prozeß käme und ich gezwungen wäre, meine eidliche Aussage mündlich zu beschwören, aus welchem Grunde das Gericht dann urteilen würde. „Von Rechts wegen, mein Herr Philipp."

Nach diesem salomonischen Ausspruch erklärte ich mich zur Abgabe der gewünschten eidesstattlichen Versicherung bereit.

Der Justizrat sagte noch so etwas wie, meine Zeit würde nicht umsonst in Anspruch genommen sein, welchen Wink ich aber mit vornehmer Handbewegung ablehnte. Ich bat nur, der Frau Gräfin meine ergebensten Glückwünsche wie Grüße ausrichten zu wollen und daß ich stets gern zu ihren Diensten sei. Bei den letzteren Worten lächelte der Justizrat wieder so fein ironisch.

Ich kam wie im Rausch in unser Hotel zurück. Ich fühlte mich durch die Geburt meines — nein, des Sohnes des Grafen — nein, na sagen wir unseres Sohnes, wie in einen höheren Stand versetzt. Mit Genugtuung betrachtete ich meine Erscheinung in dem Spiegel der ersten

Etage, wie damals, als ich mich zum ersten Male bei der Gräfin meldete.

Ein erscheinendes Klingelzeichen aus einem der Zimmer, das mir galt, betrachtete ich fast wie eine Beleidigung.

Marie begegnete mir, zum Ausgange bereit. Sie sah wieder brillant in dem prall sitzenden Schneiderkostüm aus, worin sich nicht nur die hintere Front so abgerundet erwies, sondern auch ihre vordere Front auf das Ursprungsland der Apfelstrudel und Mehlspeise angenehm hinwies.

„Marie," mit diesen Worten umarmte ich sie, da wir allein auf dem Korridor waren, „wo wollen Sie zu dieser Stunde hin?"

„Der Chef hat mir zwei Stunden Urlaub gegeben, die er mir ja auch geben muß wegen meiner Stellung. Jetzt geh' ich bereits zum dritten Male auf das vertrackte Mietsbureau."

„Was wollen Sie denn da, ich denke, Sie gehen zum Baron als Hausdame in Stellung?"

„Ja, tu i auch, aber i muß doch a Madel oder Köchin im Hause haben, oder denken S', i werd' mi hinstellen und dem Baron seine Teller oder Unterhosen waschen?"

„Da haben Sie recht, Marie."

„Na also. Aber glauben S', daß i a vernünftiges Madel auf dem Bureau finde? A Schmarrn! Was die Weiber einem für Fragen vorlegen, ist nit zu glauben. Danach müßt i sie bedienen, und sie nit mi. — Dabei hab' i nur einige Fragen an sie gericht', denn man will doch wissen, wen man ins Haus nimmt."

Ich mußte über Maries Entwicklung zur „Gnädigen" laut loslachen. — —

Heute, am letzten Tage meines Dienstes als Etagenkellner, hatte ich ein merkwürdiges Wiedersehen. Der Liftboy fuhr einen Herrn mit einer Dame zur ersten Etage,

als ich gerade auf das Zeichen des Telephons davoneilte. Ich sollte den Herrschaften das Zimmer Nr. 7 und 8 geben, wie mir der Portier durch das Haustelephon heraufsagte.

Der Herr kam mir so bekannt vor, nur wußte ich im ersten Augenblick nicht, wo ich ihn bereits gesehen. Auch ich schien ihm bekannt. Er kam mir darüber etwas geniert vor. Es war ein noch junger eleganter Mann, etwa Anfang der dreißiger Jahre. Seine Begleiterin, wie ich annehmen wußte, seine Frau, war wohl äußerlich als Dame angezogen, jedoch lag über der ganzen Erscheinung ein gewisses Etwas, das sie in eine Klasse einreihen ließ, die zwischen Dame und Dämchen liegt. Sie war hübsch, schick angezogen, ihre Augen hatten aber etwas Werbendes, sie wanderten zuviel, was man bei einer vornehmen Dame nicht findet. Ich wies den Herrschaften ihre Zimmer an und zog mich zurück, um beim Portier zu erfahren, wie das Paar hieß, die ich soeben auf das mir so wohl bekannte Zimmer geführt. Kaum unten angelangt, finde ich den Portier im Gespräch mit einer Dame, deren Gesicht mir nicht minder bekannt vorkam wie jenes Herrn auf Nummer 8. Allerdings sah dieses Gesicht, soweit es in meiner Erinnerung haftete, jünger und frischer aus als das, welches die Dame zeigte. Sie war eine fesche Blondine, zart, von mittlerer Größe. Zwei dunkelblaue Augen blickten müde und enttäuscht in diese närrische Welt. Ein älterer Herr, wohl ihr Vater oder ein sonstiger Verwandter, befand sich in ihrer Begleitung. Sie wünschten zwei Zimmer. Und als ich den Namen der Dame vom Portier nennen hörte, Frau Dr. Regert, da lichtete sich plötzlich bei mir das Dunkel meiner Erinnerung, und hellstrahlend stand ein junges auf der Hochzeitsreise in Paris befindliches Ehepaar vor mir. Jetzt wußte ich auch, woher mir das Gesicht jenes Herrn von Nummer 8 so bekannt

vorkam. Er war ja der Mann dieser Dame hier. Vor einigen Jahren, als ich noch in Paris in einem ersten Restaurant servierte, lernte ich sie beide kennen. Sie kamen von der Riviera, glaube von Monte Carlo, Nizza, und wollten über Paris nach Deutschland zurück. Sie schienen beide wohlhabend, er sagte mir einmal, er hätte eine chemische Fabrik. Sie hatten ihre Hochzeitsreise nach jenen schönen Gestaden des blauen Mittelmeeres gemacht. In Paris wollten sie sich nun noch einige Tage amüsieren und all jene Lokale kennenlernen, wohin man für gewöhnlich eine Dame nicht mitnimmt. Es ist dies aber ein besonderer Geschmack der nach Paris kommenden fremden Ehepaare, an den ich mich schon gewöhnt hatte und mich daher das Ansinnen, ihnen einige verrufene Lokale zu nennen, nicht mehr überraschte. Da sie von mir gehört, daß ich Deutscher sei, so hatten sie besonderes Vertrauen zu mir gefaßt. Ich hätte mich geniert, ein mir anvertrautes junges Geschöpf, das kaum älter als 21 Jahre sein mochte, in diesen Schmutz und Gestank einer angefaulten Gesellschaft zu führen. Da es aber Mode war, so hätte ich mit einem Vorbehalt meinerseits mich nur lächerlich gemacht und nichts weiter erreicht, als daß man sich an einen der berufsmäßigen Fremdenführer gewandt hätte und diesem das reichliche Trinkgeld in die Tasche geflossen wäre. So war es schon besser, das Geld wanderte aus einer deutschen Tasche wieder in eine solche. Gott, von welcher Zärtlichkeit waren die beiden damals zueinander, wenn sie um ein Uhr zum Dejeuner zu mir kamen! Die Spuren ihrer verbrachten Nacht lagen noch auf ihren Gesichtern. Eines hatte nur Augen für den andern. Verstohlen trafen sich die Hände unter dem Tisch, und ein Druck ihrer Hände bezeugte ihnen ihre nie endenwollende Liebe aufs neue; ihr Füßchen ruhte ständig wie auf einer Fußbank auf seinem

Fuß. Mein Schatz, mein Herz, mein Dummchen, mein Liebling, in diesen Anreden lebten sie nur.

Was mochten ihrer anscheinend damals unerschöpflichen Liebe die Jahre gebracht haben, daß ich sie beide hier so getrennt wiedersah? Er mit einer anderen, und sie allein, oder so gut wie allein, mit dem Vater, oder wer es sonst sein mochte. —

Frau Dr. Regert erkannte mich offenbar nicht wieder. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch bekam auch sie Zimmer auf der ersten Etage. Die ganze Sache kam mir merkwürdig vor. War das ein zufälliges Zusammentreffen des offenbar geschiedenen Ehepaares? Am Nachmittage bot sich mir die Gelegenheit, mit Herrn Dr. Regert allein zusammenzutreffen. Ich gab mich zu erkennen und erinnerte ihn an die schönen Tage in Paris, wo er noch den herrlichen Blumenmarkt täglich für seine Frau geplündert hatte. Ihm war das Wiedererkennen sichtlich peinlich, dann erwiderte er: „Ja, Philipp, auch mir kamen Sie gleich so bekannt vor. Es hat sich in der Zeit bei mir so manches geändert."

„Ja, ich glaube wohl, Herr Doktor," erwiderte ich, „der Herr Doktor haben inzwischen neu geheiratet."

„Hm, wenn auch das noch nicht gerade."

„Ein sonderbarer Zufall führte die Frau Gemahlin mit Ihnen gleichzeitig in unser Hotel. Sie wohnt auf der gleichen Etage." Ich glaubte, ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, denn man kann nie wissen, welchem Abenteuer ein Mann gerade nachsteigt und die Folgen, die sich daraus entwickeln können.

„Philipp, das weiß ich," entgegnete er gleichmütig.

„Sie wissen!" —

„Ja, ist sogar mit unserm beiderseitigen Willen erfolgt."

Ich war etwas sprachlos und konnte mir den Zweck nicht zusammenreimen.

Er merkte dies wohl und sagte darauf, etwas unschlüssig, ob er sich mir anvertrauen sollte: „Wir suchen einen Scheidungsgrund."

„Einen Scheidungsgrund! Ja, meist behaupten die Ehepaare doch immer mehr wie einen Scheidungsgrund zu haben, und hier muß erst einer gefunden werden."

„So ist es, Philipp. Wir haben uns beide nichts vorzuwerfen, weder eine körperliche Mißhandlung noch eine eheliche Untreue oder Verweigerung des ehelichen Unterhalts. Da die gegenseitige unüberwindliche Abneigung als Scheidungsgrund in Fortfall kommt, so bleibt nur die Wahl zwischen Mißhandlung oder Untreue. Ich habe mich bereit erklärt, als schuldiger Teil zu leiden und die eheliche Untreue auf mich zu nehmen."

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, die Frage, warum wollen Sie sich denn durchaus scheiden lassen?"

„Philipp, ich würde darüber mit Ihnen nicht sprechen, wären Sie nicht Zeuge in Paris gewesen unserer damals überaus glücklichen Ehe, über welche Sie beinahe Ihre schirmende Hand hielten und uns von gewissen Lokalen abrieten."

„Allerdings, Herr Doktor, ein anderer hätte vielleicht mehr die offene Hand gehalten."

„Ja, Ihre Uneigennützigkeit wußten wir zu würdigen. Dieses Paris mit seinen Lokalen bildete den Krankheitskeim, den Bazillus, zu unserer mehr und mehr auseinanderfallenden Ehe, die krebsartig zerfressen wurde durch eine immer toller werdende Eifersucht, abwechselnd mit einer darauf folgenden Nymphomanie meiner Frau. Diese täglichen Szenen, die aus geringfügigster Ursache, einem Nichts enstanden, und die dann folgenden Nächte der Ver-

söhnung brachten mich allmählich an den Abgrund des Wahnsinns. Dabei liebe ich im Grunde meines Herzens meine Frau noch immer. Es war aber nicht mehr zum Aushalten, wollte ich nicht seelisch wie wirtschaftlich zugrunde gehen. Wir leben darum seit einiger Zeit getrennt. Dies hindert aber nicht meine Frau, mich trotzdem zu verfolgen und mich grundlos zu verdächtigen und so uns beide öffentlich zu blamieren."

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, sollte aber die gnädige Frau nicht doch einigen Grund haben, wie Ihre Anwesenheit mit jener Dame hier im Hotel sagt?"

„Das ist ja unser Scheidungsgrund! Wir sind beide gütlich übereingekommen, uns scheiden zu lassen, um endlich voreinander Ruhe zu kriegen. Meine Frau soll in Gegenwart von Zeugen meine Untreue hier im Hotel feststellen und die gerichtliche Scheidung einleiten, deren Endresultat die Trennung unserer Ehe dann sicher sein wird."

Das war ja reizend, was ich da vernahm und fast schon geahnt hatte. Unser renommiertes ruhiges Hotel sollte der Schauplatz eines ehelichen Skandals und vielleicht in der Öffentlichkeit genannt werden. Als ob wir nicht noch genug unter der Blamage des Pseudofürsten litten. Das gibt es nicht, mein lieber Doktor, sagte ich mir, zumal die beiden sich immer noch zu lieben schienen und trotz einer Scheidung nicht Ruhe voreinander gegeben hätten. Ich glaube, dieses Eheübel krankte vielmehr an einem ganz andern dunklen Punkt bei der jungen Frau. Ich fragte daher den Doktor: „Haben Sie Kinder, Herr Doktor?"

„Nein, Philipp, deshalb wird auch unsere Scheidung leichter werden."

„Und an allem ist Paris schuld?" sagte ich kopfschüttelnd.

„Ja, Philipp, meine Frau hat dort Dinge zu sehen und hören bekommen, von denen sie bisher in ihrer

Unschuld keine Ahnung hatte. Ersparen Sie mir die Details. Sie kennen wohl selbst, was man in Paris unter dem Namen ‚Liebe' alles sehen kann. Seit dieser Zeit hat meine Frau ein großes Mißtrauen gepackt, das die schon geschilderte Form annahm. Gleichzeitig haben sich auch ihre Liebesansprüche gesteigert, wohl aus dem Wunsche, einer anderen nichts zu lassen, den Mann ganz allein aufzubrauchen, damit er keinerlei Neigung für Abwege mehr hat."

„Und der Herr, der die Frau Gemahlin begleitet — als Zeuge?"

„Das ist ein Verwandter, ihr Oheim, zufällig Jurist, der sie durchaus bestärkt, sich von mir scheiden zu lassen."

„Und wann sollen Sie den Grund zu ihrer Scheidung finden, Herr Doktor?"

„Noch heut' nacht, Philipp. Ach, glauben Sie mir, ich bin gar nicht dafür gestimmt —"

„Weiß die Dame davon?"

„Bewahre, Philipp. Wie würde ich dann wohl jemand finden, den ich vor das Gericht als Mittäter bringen kann."

„Ja, aber wie sollen die gnädige Frau und ihr juristischer Begleiter wissen, wenn sie die — hm — Belastung —"

„Ich lasse die Tür zu meinem Zimmer offen, und die nach innen gestellten Spitzen meiner Stiefel sollen ihr das Weitere sagen, wie auch das danebenstehende illegitime Paar Damenstiefel, daß der Moment gekommen, mich in flagranti festzustellen. Philipp, Sie sollen ein sehr gutes Trinkgeld von mir haben, wenn Sie zur Förderung und zum Gelingen der Sache beitragen. Wenn's doch nur schon überstanden wäre! Glauben Sie mir, ich fürchte, es gibt eine doppelte Blamage, — ich bin gar nicht gestimmt."

Damit ging der unglückliche Chemiker, der zur Auflösung

seiner Ehe zu einem so verzweifelten Scheidemittel greifen mußte, des Weges zu seiner ihn auf dem Zimmer erwartenden ahnungslosen Schönen. Was konnte ich zum Gelingen seiner Angelegenheit beitragen? Ich konnte ihm doch nicht die notwendige Stimmung einblasen, die mir in meiner Praxis noch nie gefehlt hat. Nein, im Gegenteil, ich wollte nicht ihm, sondern dem Hotel eine Blamage ersparen. Noch wußte ich aber nicht, wie ich die Sache anpacken sollte. Zunächst mußte ich wohl danach trachten, die Begleiterin des Herrn Doktor zu entfernen. Wie konnte ich die beiden aber am unauffälligsten trennen? Dabei fiel mir das Telephon als die rettende Erfindung ein. Ich wollte den Herrn Doktor durch einen telephonischen Anruf aus dem Zimmer in die unten in der Halle befindliche Zelle locken. War er erst einmal dort, so verging eine ganze Zeit, bis er wieder zum Vorschein kam. Alle Welt schimpft heute auf das Telephon, manche Menschen leiden an einem direkten Telephonkoller, ich für meine Person halte das Telephon für eine nicht nur nützliche, sondern auch reizende Erfindung. Ich begab mich also nach unten in die Halle und rief von dort aus das Zimmertelephon von Nummer 8 an. Der Doktor kam selbst an den Apparat und fragte ziemlich ungnädig, was los sei. Vielleicht hatte ich unüberlegterweise ihn gerade in der allmählich aufkommenden Stimmung gestört. — Wer kann aber an alles denken.

Ich sagte ihm, ein telephonisches Ferngespräch wäre für ihn da, er möchte sich nach der Zelle 2 unserer telephonischen Anlage bemühen. Dann eilte ich auf Zelle 2 und nahm den Hörer ab. Inzwischen kam auch bereits der Herr Doktor eilig die Treppe herab. Er war überrascht, wer seinen Aufenthalt erfahren habe und ihn anrufen könne. Ich wies ihn in die gepolsterte Zelle, wo er sich eine Weile austoben mochte. Dann eilte ich schnell, immer zwei Stufen auf einmal

nehmend, nach oben auf Nummer 8, wo ich die Schöne nun allein wußte. Ich klopfte, und sie rief Herein. Bei meinem Eintritt fand ich sie bei näherer Betrachtung gar nicht so übel. Ich konnte hiernach die Stärke der noch vorhandenen Liebe des Doktors für seine Frau ermessen, wenn er so stimmungslos blieb.

„Gnädige Frau haben geklingelt," begann ich dreist.

„Ich! Mir nicht eingefallen," wobei mich ihre Augen gar nicht unwillig über dieses kleine Mißverständnis ansahen.

„Nicht! Dann bitte ich um Entschuldigung, dann war es die andere Frau Doktor Regert auf Nummer 11, die gleichfalls vor kurzem eingetroffen."

„Was," fuhr sie erschrocken auf. „Hier wohnt außer mir noch eine Frau Doktor Regert?"

„Allerdings, gnädige Frau." Ich merkte, diese Eröffnung versetzte sie in die größte Unruhe. Ich machte noch dazu ein bedeutungsvolles Gesicht, so daß sie mich sofort weiter ausforschte.

„Sie machen ja ein so eigentümliches Gesicht, als ob Sie mir was zu verbergen haben."

„Ja, das habe ich auch."

„Bitte, sprechen Sie." Und Sie griff dabei nach ihrer zur Hand liegenden silbernen Tasche, um meine Zunge geläufiger zu machen.

„Gnädige Frau, was ich Ihnen zu sagen hätte, geschähe unter Verzicht jeder Belohnung. Ich muß nur die Garantie haben, daß Sie mich nicht verraten, auch nicht bei dem Herrn Doktor, sonst kostet es mich meine Stellung."

„Reden Sie, reden Sie," drängte sie angstvoll. „Ich verspreche Ihnen mein absolutes Stillschweigen."

Wenn ich auch wußte, wie es mit dem absoluten Stillschweigen der Frauen bestellt ist, so sollte mir der Bruch

ihres Versprechens später gleichgültig sein, wenn ich sie nur jetzt aus dem Hotel bekam. Ich wußte, der Chef würde sich auf meine Seite stellen. Schnell und geheimnisvoll flüsterte ich ihr zu, in der Besorgnis, die Telephonzelle könne den empörten Doktor jeden Augenblick wieder freigeben: „Ich glaube, die Frau des Herrn Doktor ist ihm auf der Spur. Ich kenne die Dame, sie ist eine sehr erregbare Natur, die in ihrem Zorn zu allem fähig ist."

Meine Worte wirkten wie ein Funke im Pulverfaß. Erregt sprang sie auf und rief: „Oh, mein Gott, in welche Lage bin ich gekommen!" Wenn ich nun auch überzeugt war, daß sie nicht zum ersten Male als Ehefrau mit einem Herrn ein Hotel aufgesucht und in eine Lage gekommen war, so spielte sie doch mir gegenüber die überraschte Unschuld recht gut.

„Was soll ich tun — retten Sie mich," flehte sie.

„Ziehen Sie sich unter irgendeinem Vorwande auf das hier durch die offene Tür verbundene Nebenzimmer heute abend zurück. Sagen Sie dem Herrn Doktor, Sie würden gegen die Wand klopfen, wenn Sie ihn empfangen wollen. Wenn Sie dann noch das Hotel unbehelligt verlassen wollen, klingeln Sie mir von Ihrem Zimmer, ich komme auf zweimaliges Schellen. Ich werde Ihnen dann behilflich sein, daß die sicher aufpassende Frau Doktor Regert Sie nicht findet."

„Ich danke Ihnen," sagte sie aufatmend und öffnete nun die silberne Tasche, um mich zu belohnen.

Ich lehnte aber mit aller Entschiedenheit ab. In demselben Augenblick kam auch der Herr Doktor mit hochrotem Kopf zur Tür herein. Die Zelle mußte ihn tüchtig warm gemacht haben. Seine Augen funkelten noch zornig, und sicher hatte er dem Telephonfräulein keine Liebenswürdigkeiten gesagt.

„Da meldet sich aber kein Mensch, nur das Amt hat sich ständig gemeldet!" rief er mir empört zu.

„Dann hat das Amt sicher wieder einmal frühzeitig getrennt," antwortete ich mit einer Unschuldsmiene, wie ich sie bei solchen Situationen immer aufsetze.

Seine Schöne warf mir einen bezeichnenden Blick zu, der sagen sollte: „Aha, seine Frau spioniert schon aus, die steckt dahinter."

„Merkwürdig," sagte der Doktor, „sehr merkwürdig. Wenn sich der Anruf noch mal wiederholen sollte, sagen Sie, ich bin abgereist."

„Schön, Herr Doktor." Damit überließ ich den beiden die Vorbereitungen für den Scheidungsgrund zu treffen, nicht ohne beim Verlassen des Zimmers der Begleiterin des Doktors noch einen bedeutungsvollen Blick zuzuwerfen. Ich war gespannt, welchen weiteren Verlauf die Angelegenheit nehmen würde, ob die Stiefelpaare in der vom Doktor angedeuteten Weise vor der Zimmertür vereinigt erscheinen, oder ob das eine Paar, die Damenstiefel, fehlen würde.

Ganz wohl war mir bei meinem eigenmächtigen Streich ja nicht. Aber ich sagte mir, der Doktor ist entschieden im Unrecht. Erstens ist unser Hotel nicht der Ort für dergleichen Taten, und zweitens bringt man auch eine Frau, sei es auch nur ein leichtes Früchtchen, wie dieses, nicht ohne sein Wissen in die unangenehme Lage, wider Willen eventuell vor Gericht als Zeuge erscheinen zu müssen.

Merkwürdigerweise schien sich die Gegenpartei auf Nummer 11 ganz ruhig zu verhalten. Mich trieb die Neugierde nach dort. Da das benachbarte Zimmer unbewohnt war, so betrat ich vorsichtig dieses, ob ich von der Frau Doktor auf Nummer 11 nichts vernehmen könne. Erst hörte ich nichts, dann schien es mir, als ob ein Mensch leise schluchzte. Darauf sprach dann eine Männerstimme beruhigend und

tröstend, offenbar der juristische Onkel: „Mein liebes Kind, ich riet dir gleich ab, dich selbst von dem konstruierten Ehebruch deines Mannes überzeugen zu wollen. Es hätte vollkommen genügt, wenn ich den Tatbestand festgestellt hätte."

„Ich hatte mir das alles viel leichter vorgestellt," antwortete sie. „Jetzt aber, wo ich weiß, daß er mit jener Person auf einem Zimmer unter vier Augen ist, da läßt es mir keine Ruhe. Ich möchte da eindringen und der Person die Augen auskratzen."

„Aber meine liebe Emmi," sagte der Onkel, „beruhige dich doch. Es wird ja nichts geschehen sein. Er versprach doch nicht eher — hm — den Beweis liefern zu wollen, bis die Stiefel vor der Tür stehen und wir ihn dann bei der Tat überraschen sollen."

„Wer weiß, vielleicht hat er die Stiefel nicht nach außen, sondern nach innen gestellt," entgegnete sie nachdenklich.

„Überhaupt, was ist darauf zu geben, was ein Mann verspricht, wenn er mit einem Weibe allein ist, und mag es noch so ein häßliches Geschöpf sein, dann sind alle guten Vorsätze beim Teufel. Ich halte das nicht länger aus."

„Aber mein gutes Kind, beruhige dich doch etwas. Wir dürfen nicht übereilen, sonst hat die ganze eingefädelte Sache gar keinen Zweck. Ihr müßt geschieden werden, es ist für euch beide das allerbeste, und es ist für mich zu einer Ehrenpflicht geworden, dich von diesem Mann, von dem du glaubst, daß er dich seit Jahren auf Schritt und Tritt betrüge, zu befreien."

„Wenn ich wenigstens ein Kind von ihm hätte, dann sollte mir der Schritt wohl leichter werden. Aber an mir liegt es wirklich nicht, daß wir kinderlos sind."

Ich merkte aus den Reden der offenbar etwas stark

hysterischen jungen Frau, wo bei ihr der Hase im Pfeffer lag. Wenn dieser Mann sich allerdings immer so stimmungslos in dieser Ehe gezeigt, dann war seine Frau im Recht, fand ich. Seine Retorten schienen eine stärkere Anziehungskraft für ihn zu haben als seine Frau. Wie man einen solchen Mann noch in dem Verdacht haben kann, ein Don Juan zu sein, wo er nicht einmal für den häuslichen Bedarf ausreichte, dazu mußte man schon eine eifersüchtige, hysterische Frau sein. Ich verließ so leise das Zimmer, wie ich gekommen.

Der Abend kam, und auf dem Korridor unseres Hotels wurde es stiller und menschenleerer. Wenige Lampen gaben ein notdürftiges Licht. Marie war längst nach oben gegangen. Nur mich hielt eine gewisse spannungsvolle Erwartung noch wach. Da sah ich, wie das Lampensignal von Nummer 7 zweimal aufleuchtete. Schnell begab ich mich auf Nummer 7. Die Schöne öffnete mir vorsichtig die Tür und reichte mir ebenso vorsichtig wie geräuschlos die Handtasche hinaus, wobei sie ihren niedlichen Finger auf ihren Mund legte. Ich verstand. Dann schlich sie sich auf den Fußspitzen hinaus und flüsterte mir zu: „Geben Sie mir ein anderes Zimmer, möglichst auf einer anderen Etage. Morgen früh will ich dann fort, ehe er munter wird."

Ich nickte und wollte ihr ein Zimmer auf der zweiten Etage geben, wo noch etwas frei war. Ich wollte dann dem Nachtportier Bescheid sagen, daß die Nummer vergeben sei. „Und der Herr Doktor?" flüsterte ich.

„Schläft wohl," flüsterte auch sie. „Ich habe ihn angelogen, ich hätte Kopfschmerzen bekommen, er möchte mich eine Stunde ungestört auf dem Bett liegen lassen. Er schien darüber aber nicht weiter traurig. Zog sich gleich zurück. Direkt beleidigend. Er sagte mir, er würde nachher nach

mir noch einmal sehen. Ich bat ihn aber, wenn ich schliefe, mich nicht zu stören und Licht im Zimmer zu machen. Um Gottes willen, das könnte mir fehlen, von seiner Frau hier gestellt zu werden, nur fort."

Ich lachte innerlich und geleitete die Bettflüchtige auf ein Zimmer in der zweiten Etage. Dann begab ich mich zum Nachtportier und ließ dort das Zimmer umschreiben. Als ich zurückkam, um mich nun auch endlich zur Ruhe zu begeben, und nochmals prüfend den Korridor entlang blickte, gewahrten meine überraschten Augen vor Nummer 7 jetzt ein Paar Damenstiefel und ein Paar Herrenstiefel. Sollte ich diese vorhin ganz übersehen haben? Im Begriff, die Damenstiefel aufzunehmen, in der Annahme, sie gehören nach oben in die zweite Etage vor die Tür der entschlüpften Schönen, bemerke ich eine Gestalt auf dem halbdunklen Korridor im Schlafrock und Filzschuhen sich unhörbar mir nähern. Bei schärferer Betrachtung erkenne ich den juristischen Onkel, der den Tatbestand des vollzogenen Ehebruchs feststellen soll.

Er bemerkt die Stiefel in meiner Hand und deutet auf die vor der Tür stehenden Herrenstiefel. „Das ist doch das Zimmer des Herrn Doktor Regert?"

„Allerdings," sage ich und freue mich darauf, wie der alte Rechtsverdreher und Hetzer das Nest leer finden wird, um die Schöne mit dem Doktor zu überraschen.

„Ich muß den Herrn Doktor dringend sprechen."

„Was, jetzt zu dieser Stunde!" sagte ich überrascht.

„Jawohl. Eine unaufschiebbare Mitteilung." Und schon pochte er, ohne auf meine Einwendung zu achten, gegen die Tür. Nach einer Weile hören wir drinnen Stimmen flüstern.

„Machen Sie auf, Herr Doktor — ein Telegramm!" ruft der Aktenmensch und Jurist.

„Wer ist da?“ klingt des Doktors Stimme von innen.

„Ein Telegramm!“ rief der Jurist.

Ein Riegel wird zurückgeschoben, die Tür öffnet sich, und das elektrische Licht flammt auf. Vor uns beiden steht im Nachthemd der Doktor.

Der Jurist sagte nur: „Entschuldigen Sie die Störung, ich wollte nur feststellen, daß Sie mit einer fremden Dame hier die Ehe verletzen. Ihre Frau befindet sich auf ihrem Zimmer, sie brachte es nicht fertig, diesen Anblick zu ertragen!“

Da hebt sich plötzlich die seidene Bettdecke, und unter dieser kommt der Kopf der wirklichen Frau Doktor zu unser aller, auch des Doktors eigener Überraschung, zum Vorschein.

„Onkel — ich habe es nicht ausgehalten und habe mich darum hier eingeschlichen — mein Mann, dieses Ungeheuer, hielt mich wohl für die andere im Dunkeln — aber nun ist es einmal geschehen, er hat die Ehe mit mir, seiner Frau, gebrochen.“

Dann lachte sie hellauf und schlug mit dem vorgestreckten bloßen Arm, welche Bewegung einen schönen Hals und Zubehör mir offenbarte, uns beiden die Tür vor der Nase zu. —

Der Onkel Jurist warf mir nur noch einen giftigen Blick zu, es ging ihm wohl ein fetter Prozeß verloren, dann schlich er brummend auf sein Zimmer. Wäre er nicht so ein alter Knabe und Aktenwurm gewesen, hätte ich ihn auf der zweiten Etage zu trösten versucht und ihm dabei Gelegenheit zum Nachdenken gegeben, daß Mutter Eva viel klüger und schlauer ist als sämtliche papiernen Gesetze und ihre Urheber. —

Am nächsten Morgen schlief das sich neugefundene Ehe-

paar sehr lange aus. Sie mochten ihre Gründe haben. Das Scheidemittel von der zweiten Etage war da längst abgereist. Ich hatte indes die Rechnung für den Herrn Doktor ausgelegt. Später, nach Monaten, las ich in der Zeitung zufällig eine Anzeige, worin Herr Doktor Regert und seine Frau Emilie hocherfreut die Geburt eines Sohnes anzeigten. Es scheint mit dem Zimmer Nr. 8 doch seine eigene Bewandtnis zu haben, und ich werde dem Chef vorschlagen, für dieses Zimmer den Preis zu erhöhen. — —

XI.

Heute morgen in aller Frühe, als noch alles schlief, verließ ich die Kammer Maries — — — Wie das nun doch noch in zwölfter Stunde dazu gekommen? Durch eine offengelassene Zimmertür, die von Marie aus Vergeßlichkeit oder vielleicht auch Absicht nicht geschlossen worden war. Noch am selben Tage verließ uns Marie, um zum Baron überzusiedeln, der wirklich eine prächtige Hausdame in jeder Hinsicht bekommt. Wir hatten schon in der Nacht Abschied genommen ohne viel Worte und unnötige Sentimentalitäten. Was nützen unsereinem alle schönen Versprechungen, wo man nicht weiß, wohin einen die Lebenswoge aus irgendeiner Ursache schon in den nächsten Wochen werfen kann. Ich bekam Marie in meinem Leben nur noch zweimal zu sehen. Das eine Mal, als sie so geschmackvoll war, nach einiger Zeit mit dem Baron in unserem Hotelrestaurant aufzutauchen, um sich mir in ihrem neuen Glanze zu zeigen (er hatte sie wirklich prächtig eingekleidet) und sich dabei von mir bedienen zu lassen. Diese letzte Absicht schlug ihr aber fehl. Ich war inzwischen „Ober" geworden und hätte auch, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, die Bedienung einem meiner Kollegen übertragen. Dem Baron kam ich wohl sehr bekannt vor, nur wußte er anscheinend nicht, wo er mich bereits schon einmal gesehen. Damals, als er mich zum erstenmal sah, war ich doch in Zivil als vollkommener Gentleman im Restaurant mit Marie erschienen. Das zweitemal traf ich Marie erst

einige Jahre später auf der Straße. Eine Dame in tiefster Trauer mit einem fast bis zur Erde wehenden Witwenschleier ging an mir vorüber. Erst als sie beinahe schon vorüber war, erkannte ich Marie. Ich machte Kehrt und begrüßte sie, die noch immer sehr hübsch war und der die dunkle Trauer zu dem blonden Haar ganz vortrefflich stand. Nur war ich über ihre Trauer überrascht.

„Marie — Sie — und dazu in so tiefer Trauer!" begrüßte ich sie.

„Ja, Philipp, mein Mann ist gestorben."

„Ihr Mann! — Etwa der Baron?"

Marie nickte nur, wobei aus ihren Augen gar nicht eine so große Traurigkeit strahlte. „Kurz vor seinem Tode, als er schon das Bett fast nicht mehr verlassen konnte, hat er mich geheiratet, damit seine Verwandten nach seinem Tode auch eine Freude hätten."

„Na, da gratuliere ich, Frau Baronin!" lachte ich. „Sehen Sie, welchen guten und uneigennützigen Rat ich Ihnen damals gegeben."

„I hab's mir aber auch sauer genug verdienen müssen, Philipp. Was der Alte alles für tolle Wünsche hatte, hätt' i nit für möglich gehalten. Dabei hat ihn auch eines Tages der Schlag getroffen."

„Nun, Marie, Sie werden doch nicht ewig Witwe bleiben wollen. Wo Sie jetzt so wohlhabend, vielleicht gar reich sind, können Sie sich einen Mann nach Ihrem Geschmack aussuchen und das Leben genießen."

„Verheiraten hätt' i 'mi schon zu Lebzeiten des Barons können. I hat genug Anträge; auch jetzt bewirbt sich um mi ein sehr feiner nobler Mann, aber —"

„Na, aber?" fragte ich neugierig.

„Aber man möcht' doch gern Frau Baronin bleiben, und er ist kein Baron, noch sonst von Adel. I kann doch nur

wieder einen Baron oder gar Grafen heiraten, um in meinem Kreise zu bleiben."

Angesichts dieses Bekenntnisses konnte ich meine Heiterkeit nicht länger unterdrücken, und ich mußte ihr laut ins Gesicht lachen: „Ach, Marie, Pardon, Frau Baronin, was sind Sie komisch. Damit muß wohl auch ich meine Hoffnung begraben, Sie an den Altar der Verehelichung und Liebe führen zu können? Alles vorbei?"

Marie nickte würdevoll, wohl etwas verletzt durch meine ungehemmte Heiterkeit, dann sagte sie: „Philipp, das kann doch nit Ihr Ernst sein. Bedenken S', was i inzwischen geworden bin und Sie. — Mi ist, als ob zwischen uns überhaupt nie was war."

Ich mußte ihr recht geben. — Daß die Frauen doch für gewisse Dinge meist ein so kurzes Gedächtnis haben! So wird Eva im Paradiese mehr aus Vergeßlichkeit von dem verbotenen Apfelbaum genascht haben als aus Neugierde.

Ich empfahl mich bald darauf, Marie noch von Herzen einen recht aristokratischen Mann von sechzehn Ahnen und mehr wünschend. Daß sie ihn finden würde, davon war ich fest überzeugt. Ihr schon weit von mir wehender langer schwarzer Kreppschleier winkte mir noch den letzten Scheidegruß zu, als wolle er ironisch fragen: Und was hast du mit all deiner Schlauheit erreicht? Wir sahen uns nie wieder.

Mein neues Amt als Oberkellner im Hotel de l'Europe trat ich nach der mit Marie verbrachten Nacht etwas übermüdet, aber doch mit Würde an. Ich hatte meine erste Nota in dem neuen Amt für einen Herrn auszustellen, der ein Stammgast unseres Hauses war, wenngleich er gesellschaftlich mir nicht ganz in unser exklusives Haus

zu passen schien. Er sah etwas gewöhnlich aus, wie auch seine ebenso breiten wie großen Hände auf einen Emporkömmling wiesen. Dick, gedrungen, Specknacken, mit einem unfeinen Gesicht, zu dem die elegante, etwas zu aufdringliche Garderobe nicht recht passen wollte, saß er im Speisesaal am Frühstückstisch und genoß schmatzend sein Frühstück. Er wußte aber wohl gar nicht, was er genoß. Auf seiner krummen Nase saß fast an der Spitze ein Kneifer, über den hinweg er die Morgenzeitungen überflog. Er selbst nannte sich immer gern „ein Mann aus dem Volke", und die Worte „ehrliche Arbeit" spielten bei ihm eine große Rolle.

„Ja, glauben Sie mir, Philipp," sagte er zu mir, als ich ihm die auf seinen Wunsch ausgestellte Nota überreichte, „ehrliche Arbeit ist das einzige richtige Mittel, um im Leben zu etwas zu kommen. Ich bin ein einfacher Mann, ein Mann aus dem Volke, und ich habe mit einem Taler in der Tasche (hierbei klapperte er mit seinem losen Geld in der Hosentasche) meine Laufbahn begonnen."

Die ehrliche Arbeit dieses Biedermannes aus dem Volke und ähnlicher Leute seines Schlages kannte ich. Ich hatte eines Tages Gelegenheit gehabt, ein telephonisches Gespräch zu belauschen, welches dieser Mann aus dem Volke gehabt. Das waren nette Finanzoperationen und Schiebungen, die er da in ehrlicher Arbeit vollzog. Aber mit guten Ratschlägen für die ehrliche Arbeit sind solche im Grunde reich gewordenen Proletennaturen immer bei der Hand — wenn sie sich selbst sattgegessen haben.

„Der andere ‚Ober' hat sich nun selbständig gemacht?" fragte er mit vollen Backen, wobei er sehr sorgfältig nach dreimaliger Prüfung der Nota sein Geld aus der Tasche zusammensuchte und zählte und wieder zählte.

„Ja," antwortete ich kurz, da mir vor seiner zu er-

wartenden Noblesse, als Mann aus dem Volke mit der ehrlichen Arbeit, schon bange wurde.

„Das werden Sie eines Tages doch auch wollen. Da lassen Sie sich von mir einige gute Ratschläge geben, die sind wertvoller als das beste Trinkgeld."

Mir ahnte Fürchterliches; der alte Geizkragen wollte sich auf diese Weise um das Trinkgeld drücken oder wenigstens eine niedrigere Summe mir geben. Mit ironischer Miene sah ich den Mann aus dem Volke an und wollte ihm schon sagen: Behalten Sie nur Ihre paar Batzen, die Sie durch Ihre ehrliche Arbeit, an der der Schweiß des Volkes klebt, erworben haben.

Da fuhr er fort: „Hören Sie also: In geschäftlichen Dingen muß man immer schwerhörig sein, damit der andere, welcher mit uns Geschäfte machen will, desto deutlicher wird."

Als ich seinen Rat befolgte und wirklich etwas schwerhörig wurde und nichts erwiderte, legte er noch etwas drauf: „Von der Etablierung zum Bankrott geht es schneller als umgekehrt."

Dann zählte er das Geld auf, von dem er wirklich das Trinkgeld für seine Ratschläge in Abzug gebracht zu haben schien, denn es war so gut wie nichts. Ich wurde natürlich für diesen Kavalier aus dem Volke bis zur Abreise, die gleich erfolgte, direkt taub. —

Als ich die Angelegenheit mit der Gräfin und dem Justizrat schon beinahe vergessen hatte, rief mir diese ein heute von dem Justizrat bei mir eingetroffener Brief ins Gedächtnis. In der Annahme, daß nun doch meine weitere Zeugenschaft in der Angelegenheit gefordert wurde und man zur Sicherheit mir den Brief eingeschrieben übermittelte, öffnete ich ihn. Zu meiner Überraschung fiel mir aber ein Scheck in die Hände, dem ein Schreiben von dem

Justizrat beigefügt war. Er schrieb: Da die Angelegenheit mit der Frau Gräfin auf gütlichem Wege unter dem wohl nicht zu leugnenden Einflusse Ihrer eidesstattlichen Versicherung beigelegt worden ist, so empfangen Sie den hier beigefügten Scheck im Auftrage der Frau Gräfin für Ihre Bemühungen und die Ihnen geraubte Zeit.

Da die Summe, über welche der Scheck ausgestellt war, eine sehr bedeutende Höhe auswies, so wäre es lächerlich von mir gewesen, wollte ich mich noch nobler als die Gräfin zeigen und den Scheck zurückgehen lassen. Bei einem kleinen Betrag wäre es etwas anderes gewesen. Schließlich hatte ich mir den Betrag zur Sicherung und Fortführung der gräflichen Linie durch ehrliche Arbeit verdient, wenn in diesem Falle auch gern und leicht. Froh steckte ich meinen Scheck ein, um damit und den schon von mir gemachten Ersparnissen eine Selbständigmachung meinerseits ernstlich ins Auge zu fassen und Proprietär, Besitzer eines Hauses first class, zentrale Lage, W.-C., zu werden.



GEORG LEHFELS

Philipp als Proprietär

BAND 10

•BÜCHER•DER•LEIDENSCHAFT•

Philipp als Proprietär

Bücher
der Leidenschaft
Band 10

Georg Lehfels pseud.
Georg Lehmann Jelskowiski

Philipp als Proprietär

Fortsetzung von „Philipp der Einzige“



Kurt Ehrlich Verlag
Berlin SW 61 · Blücherstraße 12

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Vorwort

Wenn ich dem ersten Bande meiner Erinnerungen als „Ober“ eine Fortsetzung, allerdings in selbständiger Form, hiermit gebe, so geschieht das infolge einer schmeichelhaften Aufforderung einiger meiner Leser. Es interessierte sie, zu wissen, was aus dem „Ober Philipp“, dem Einzigen und Diskreten, wurde, als er durch besondere Glücksumstände endlich seinen Wunsch in Erfüllung gehen sah, aus dem Ober ein „Proprietär“ zu werden, und welche eine tolle närrische Welt ihm das Schicksal dabei in sein Hotel führte.

Diese meine Erlebnisse lege ich nun in die Hände meiner geneigten Leser mit der Hoffnung, daß Ihnen „Philipp als Proprietär“ ebenso kurzweilig erscheint und sie befriedigt „mein Haus“ verlassen mögen.

Philipp der Einzige,
ehemaliger „Ober“, jetzt „Proprietär“

I

Als ich im „Europäischen Hof“ infolge der im ersten Teil meiner Erinnerungen geschilderten glücklichen Umstände, die mich zum Kapitalisten machten, meinen Abschied als Oberkellner nahm, um mich selbständig zu machen, glaubte ich nicht, daß ich und mein Frack noch einmal in eine engere Berührung kommen würden. Er war mir zudem wirklich in letzter Zeit etwas eng geworden. Schlug die Küche unseres Hauses nun so gut an, oder machte dies mein solides Leben, das ich seit Maries Fortgang führte? Genug, ich wurde fett wie ein Kapaun. Es war also schon aus diesem Grunde Zeit, daß ich mich selbständig machte. Ein gutgenährter, dabei wohlgepflegter Hotelier ist immer eine Empfehlung für sein Haus. Ein „Ober“ aber soll immer elegant und schlank bleiben. Darauf sah ich auch in späteren Jahren, als ich selbst der Chef war. Ich zog also das elegante Kleidungsstück, meinen Frack, aus, um in den Gehrock des „Proprietärs“ als Besitzer zu schlüpfen und nun selbst den Herrn zu spielen. Als ich ihn ausgezogen und etwas lässig über die Stuhllehne warf, schien es mir, als blicke er mich mit einem so mitleidsvollen, klagenden Knopflochauge an, in dem gleichzeitig wieder etwas Ironie lag. Ich glaubte aus seiner Brusttasche, die mit den schönsten Frauenarmen

beim Servieren in engste Berührung gekommen war, eine Stimme zu hören, die mir zurief: „Philipp, alter Junge, du wirst dich nochmal nach mir und unseren gemeinsamen Zeiten sehnen. Überhaupt solltest du wissen, daß ich aus sehr vornehmem Hause stamme und man mich nicht so sans façon beiseitewirft. —“

Darin hatte er recht. In meiner ersten Freude, nun selbst Besitzer zu werden, hatte ich ihn etwas unsanft behandelt.

Sein Hinweis auf die distinguierte Abstammung war nicht unberechtigt. — Ich hatte ihn eines Tages von einem durch Weiber und Spiel zusammengebrochenen Aristokraten erstanden, der bei mir erheblich in der Schuld stand oder genauer saß, denn er war mein bester und seßhaftester Gast gewesen. Dieser Mann hatte das Pumpen in einer wahrhaft vornehmen und großartigen Weise heraus, um bei den umsitzenden Gästen das Ansehen zu wahren. So fragte er mich nie: Philipp, was muß ich Ihnen schuldig bleiben? Er sagte stets: Philipp, wie geht es Ihnen? Und wenn ich mich dann verbeugte und „danke“ erwiderte, erhob er sich stolz wie ein Spanier vom Tisch, und alle Welt glaubte, er hätte mir ein königliches Trinkgeld verabfolgt. Auf diesen Herrn, dessen Wiedersehen ich später feierte, werde ich noch zu sprechen kommen. Als ich meinen Abschied im „Europäischen Hof“ nahm, drückte ich meinem bisherigen Chef dankbar die Hand; schieden wir doch nun als Kollegen. Ich begab mich zur Besichtigung einiger mir vorläufig zur Pacht empfohlener Hotels. Denn daß zunächst mein Wirkungskreis in der Großstadt, einem Zentrum und nicht in einem Badeorte

liegen mußte, war mir klar. Ich war viel zu sehr an das ständige lebhafte Getriebe der Großstadt gewöhnt, als an den Saisonbetrieb eines Badeortes. Nach langem Prüfen und Wägen fiel meine Wahl auf ein kleines aber gutgehaltenes Hotel, mit dem gleichzeitig ein Caféhausbetrieb verbunden war. Für die großen Häuser reichte damals mein Kapital noch nicht aus. Ich hoffte jedoch, mich auf diesem vorläufig begrenzten Gebiet als ein Napoleon meines Berufes zu erweisen, und blickte mit meinen Augen prüfend auf die benachbarten Häuser, wenn sie bei einer Vergrößerung meines Betriebes zum Ankauf reif wären. Was ich zunächst bei meiner Übernahme des Hotels und Cafés vermißte, war eine Frau. — Zu manchen Dingen, die mehr dem Bereich der Frau angehören, hätte mir diese ratend und helfend zur Seite stehen können. Aber ich hatte keine Wahl, nicht mal eine Neigung für eine Frau. Marie, das hübsche Stubenmädel der ersten Etage im „Europäischen Hof", deren Bekanntschaft der geneigte Leser bereits in dem ersten Teil meiner Erinnerungen machte, stand mir noch immer lebhaft vor Augen, um sie durch eine Zweckmäßigkeitsehe vergessen machen zu können. Auch sagte ich mir als praktischer Mann, die Frau des Hauses, wenn sie des Abends hinter der Kasse am Büfett des Cafés sich zeigt, muß nicht nur gut angezogen, wohlfrisiert, sondern auch hübsch sein. So etwas erhöht die Anziehungskraft und den Konsum. Und so eine Schönheit hatte ich im Augenblick nicht zur Hand. Ich richtete mich also vorläufig ohne Frau ein, so gut es ging. Allerdings konnte ich mein Hotel nicht mit dem „Europäischen Hof" messen, aber ich hoffte, es doch in die Höhe zu bringen, nicht

nur hinsichtlich der Preise! Ich glaube, ich machte an dem Tage der Übernahme in meinem tadellos sitzender Gehrock mit einer in den Farben etwas rätselhaften Ordensrosette (früher meinem Chef abgeguckt, befand ich mich doch in einem Lande, wo man geordnete Verhältnisse liebt) eine gute Figur. Noch hatte ich das glattrasierte Gesicht des „Ober“ beibehalten, aber unter der Nase sollte sich doch die Selbständigkeit des Proprietärs allmählich noch zeigen. Das Publikum, das bei mir wohnte, war zum Teil gutes Bürgerpublikum, Geschäftsreisende und auch Artisten. Wie dieses Völkchen in das Haus gekommen, hing mit dem Caféhause zusammen. Es war dieses ihr Stammlokal, wo man sich am Nachmittag traf und sich über die Engagements nach allen Weltteilen und in allen Sprachen unterhielt und diese auch abschloß. Und aus Bequemlichkeit hatten diese Berufe mein Hotel gewählt, um alle vierzehn Tage bis vier Wochen, wie in einem Taubenschlag, das Quartier zu wechseln und in die Weite zu flattern. Infolge der Internationalität hatte ich das übernommene Haus in „Hotel Internationale“ umgetauft. Hierbei muß ich bei den Stammgästen des Cafés noch eines dritten Berufsstandes gedenken: der Journalisten und Dichter. Sie benutzten die eine Ecke des Cafés, genannt der Parnaß, wo sie alle Augenblick die alte Weltanschauung für abgenutzt erklärten und eine neue gründeten. Ich dagegen fand die alte Weltanschauung, die sich ja doch nur um den Mammon dreht, noch recht gut, nur die Ellenbogen und Hosenböden dieser Neukünder stark abgenutzt und einer Erneuerung bedürftig. Diese Herren mit ihren nur unverständlichen Ansichten wirkten geradezu verhee-

rend auf die Gehirntätigkeit des sie bedienenden Kellners, die so weit ging, daß dieser eines Tages das Fräulein an der Kasse des Cafés in Versen andichtete und ein überwiesenes Trinkgeld vergaß einzustecken. Meine Kellner waren sonst ganz vernünftige Menschen; wie sie aber in die Region der „literarischen“ Ecke zum Parnaß kamen, war es um sie geschehen. Ich stellte daher nie Familienväter bei ihnen zur Bedienung ein. Was den Konsum betrifft, so war solcher aber entschieden bei der Artistenwelt bedeutend erheblicher, während die Literatur nur einen bedeutenden „geistigen“ Konsum hatte. Fortwährend trat man an mich wegen der Abonnierung einer neu gegründeten Zeitschrift heran, in welcher irgendeiner der Herren sein jüngstes Produkt niedergelegt hatte. Oft waren diese Blätter zu meinem Glück schon wieder eingegangen, wenn ich gerade notgedrungen ein Probeabonnement bestellen wollte. Da ich aber kein Feind der Musen bin, wenn auch all diese Dichter ausgemachte Lügenbeutel sind, und man bei ihnen nie weiß, was Dichtung und Wahrheit ist, und ich die Nützlichkeit der Presse schon in meiner Vergangenheit zu schätzen gelernt hatte, so war es mir daher sehr angenehm, solche Talente bei mir verkehren zu wissen. Vielleicht pflückte ihnen die Zukunft bereits die ersten grünen Blätter vom Lorbeerbaum, während das für die Küche so nützliche getrocknete Gewächs ihren Frauen gegenwärtig lieber gewesen wäre. Ich darf wohl ohne Übertreibung behaupten, daß in meinem Caféhause die verschiedensten Literatur- und Kunstrichtungen, mögen sie auch noch so verrückt gewesen sein, das Licht der elektrischen Lampen erblickten. Denn wie die meisten Kinder

des Nachts geboren werden, so scheint dies auch eine gleiche Eigentümlichkeit bei den Literatur- und Kunstrichtungen zu sein. — Sie scheuen anscheinend das Tageslicht. Ich kam so, ich wußte nicht wie, in den Mittelpunkt einer gewissen literarischen und künstlerischen Bewegung, von deren Vorhandensein ich bisher keine Ahnung gehabt, da meine künstlerischen Interessen nur mehr geringere gewesen waren, indem mich der Sport völlig ausgefüllt hatte. Ich war der Meinung gewesen, daß ein falscher Versfuß für die Welt sehr unwichtig, dagegen ein guter Boxerfaustschlag oder Fußballstoß sehr wichtig. Ich weiß, es gibt komische Leute, welche diese Sportarten für eine Krankheit erklären. Ein Bekannter meiner Jugendzeit war Diener bei einem Spezialarzt gewesen, der gelehrte Bücher hierüber schrieb und einen Bazillus entdeckt hatte, wonach sich die Krankheitserscheinungen bei dem einen durch kräftige Stöße mit den Armen zeigen, bei den anderen dagegen nur mit den unteren Gliedmaßen, durch kräftige Beinstöße; was für die übrige gesunde Menschheit gleich gefährlich sein soll. Wenn ich dann so am Abend würdevoll durch mein Caféhaus zur kurzen Begrüßung meiner Gäste schritt, so hatte ich die verschiedensten Begrüßungen auszutauschen. Bei den Artisten drehte es sich um irgendeine „Nummer" oder sonstige Fachbemerkungen, und wenige Schritte weiter „zum Parnaß" tauchte ich in irgendeinen „ismus", den diese merkwürdigen Leute alle Nasenlang als neu ausriefen. Ich wußte und weiß es auch heute noch nicht, was die Herren damit meinten. Jedenfalls muß es wohl etwas sehr Bedeutendes, die Welt Bewegendes gewesen sein, da man stundenlang

bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Tee darüber disputierte, bis die Milch zum Kaffee sauer wurde, während doch sonst beim Deutschen bei seinen Beratungen für die Gründlichkeit der Neuschöpfungen das genossene Bier als Gradmesser dient. Im übrigen herrschte im „Parnaß" eine ziemlich radikale Anschauung. Als ich einmal, um auch meinerseits ein Scherflein zur Literatur beizutragen und mich als gebildeten Menschen zu erweisen, den Namen Schiller nannte, wurde ich unter johlendem Gelächter einfach niedergebrüllt. Der Herr Schiller sei längst zum alten Eisen geworfen, erklärte man mir zu meiner Überraschung. Aber nicht nur eine literarische und künstlerische Revolution erstrebte man, sondern auch eine politische. Mit Bedauern mußte ich eines Abends bei dem sich bei mir beklagenden Kellner feststellen, daß ein Mitglied der Tafelrunde des „Parnaß" seine radikalen Ansichten auf mein Lokal bereits übertrug. Er hatte die genossenen Getränke und Speisen als sozialisiertes Nationalvermögen erklärt und nicht gezahlt. Dieser Herr, mit einem wüsten, fast rötlichem Haarschopf und dito Bart, führte bei seinen, ich muß nun wohl anstatt Kollegen Genossen sagen, den Spitzmann „Marat". Es soll dies ein Held der großen französischen Revolution gewesen sein. Diese nicht gezahlten Getränke und Speisen hätte ich verzeihen und dem Kellner ersetzen können, denn was sind denn diese armen Schlucker von Dichter und Künstler neben unsereinem oder neben dem Ober eines guten Hotels oder Lokals. Mein Vater war auf dem Dorf Schlächter gewesen, ich wurde Kellnerlehrling, weil ich mit Ochsen umzugehen verstand, und bin stolz darauf, mich heute

trotz meiner Dorfschule so weit emporgearbeitet zu haben. Meine „Laufbahn“ scheint mir die reellere. Aber radikale Ansichten kann ich nicht vertragen, zumal in unserem Beruf, wo die besitzende Klasse für uns doch geschaffen wurde. Mir waren daher die Anschauungen des Herrn Marat zuwider, zumal ich mich bisher im „Europäischen Hof“ als „Ober“ jahrelang unter sehr konservativen Gästen bewegt hatte und besonders vor der Diplomatie und der Politik eine eigne Hochachtung besitze. Da hat es nie ein Nachrechnen und Bemängeln bei der Überreichung der Nota gegeben. Vertrauen gegen Vertrauen. Allerdings hatte ein Abgeordneter im „Europäischen Hof“ die Welt nur für eine große Weide der Dummheit erklärt. Wie dieser Mann mit solcher Anschauung in das Parlament gekommen, wo doch nur geistig hervorragend begabte Menschen gewählt werden und ebenso kluge Leute sich aufhalten, ist mir nie klar geworden. — Ich war nun allerdings nicht mehr im „Europäischen Hof“, sondern im „Hotel Internationale“, wo die Welt der Verbrüderung, Freiheit und Gleichheit sich breit machte, wenigstens am Caféhaustisch.

Mein angeborenes aristokratisches Empfinden fühlte sich daher etwas deklassiert.

Aber ich war ja nicht mehr der „Ober Philipp“, sondern der Unternehmer, der „Kapitalist“, wie man mich am „Parnaß“ nannte, und schließlich ist Geschäft Geschäft, wie alles im Leben. —

Ich drückte also ein Auge zu und nannte das Verhalten des Herrn Marat einen guten Witz, auf den er allerdings so stolz war, daß er ihn öfter wiederholte. Man soll aber nicht einen Witz zu Tode hetzen.

Nun hatten die meisten der am oder auf dem Parnaß (ich glaube heute, es waren nur Schnorrer am Fuße des Parnaß) verkehrenden Herren keine Frauen. Denn wie hätten es diese bedauernswerten Geschöpfe auch bei den Herren, die nur von „ismen" und Idealen lebten, auf die Dauer aushalten sollen? Nur wenige Damen sah ich hin und wieder dort auftauchen. Auf zwei dieser Damen aber entsinne ich mich noch heute. Die eine von ihnen war eine fast alt aussehende verhutzelte Frau, die ich, wenn ich nicht anders orientiert gewesen wäre, für eine Scheuerfrau oder Hilfsfrau aus meiner Küche (first class!) angesprochen hätte. Nimmer hätte ich sie für die Frau eines so bedeutenden Dichters und Denkers gehalten, wie ihr Mann es sein sollte. Er lief etwa durchaus nicht als Kunstzigeuner in salopper schäbiger Kleidung herum, sondern war für Leute seines Standes immer gut angezogen, wenn er auch die Manschetten (richtige feste Manschetten seines Hemdes) als Notizbuch für seine Geistesblitze benutzte.

Daß er so gehen konnte, verdankte er seiner Gattin, die er einem on dit zufolge als großer Denker eines Tages für eine rückständige Mietschuld als ihr Zimmerherr geheiratet oder aufgerechnet haben soll. Sie war es nur, welche durch lange Tag- und Nachtarbeit die Häuslichkeit so in Ordnung hielt, daß der große Denker hier am Caféhaustisch sitzen und seine weltumstürzenden Pläne ausposaunen konnte. Sie schien darauf sehr stolz zu sein, aber sie ließ dennoch nie die Hände müßig, selbst am Caféhaustisch, ruhen. Unermüdlich strickten oder häkelten ihre Arbeitshände im Dienst fremder Geschöpfe. Doch die Komödie oder Tragödie dieser Ehe soll uns hier weniger interessieren.

Ich wende mich vielmehr Marat zu. Seinen eigentlichen Namen erfuhr ich erst viele, viele Jahre später, als er ein bedeutender Politiker geworden war. Ja, „Marat“ war wirklich verheiratet, er, der aussah, wie ein Waldmensch bei untergehender Sonne, dessen Kopf und Bart nie ein Schermesser sahen, wie Simson, der Philister. Und nun stelle man sich vor, er nannte das zarteste, entzückendste, wohlgepflegteste, best angezogenste Geschöpf sein Weib. Welch ein Kontrast! Wenn Marat sich mit seinem von den radikalen Ideen angegriffenen Hosenboden erhob, seine Mähne schüttelte und sein ziemlich spät erscheinendes Frauchen durch ein Grunzen und ein freundliches Blinzeln hinter seinen Brillengläsern begrüßte, welch ein Bild. Als ich zum ersten Male dieses Zusammentreffen beobachtete, war ich paff. Wollte nun und nimmer glauben, daß diese reizende, schicke Dame, nach Puder angenehm duftend, mit den wohlgepflegten Händen und Fingernägeln, seine richtige Frau sei, überhaupt zu ihm in näherer Beziehung stände. Sie war brünett, hatte braune Augen und ein sehr madonnenhaftes Gesicht, aus dessen Augen doch hin und wieder in der Erregung der Teufel blitzte. Er verwies sie manchmal barsch zur Ruhe, und sie kuschte wie ein Hund. Welch eine Laune des Schicksals mochte dies ungleiche Paar zusammengebracht haben? Ist die Liebe wirklich so blind, daß sie es fertigbrachte, sich diese Frau in diesen Haarmenschen, Faun und Bock vergaffen zu lassen? Hatte er sie durch seine sogenannten Verse (die sich übrigens nie reimten, was meines Erachtens doch die Hauptsache, sondern gar keine Verse, nur Striche und Punkte waren) bezaubert? Und dann „besang“ er darin nicht, wie der zum alten

Eisen geworfene Schiller so schöne Dinge, nein, ganz triviale Dinge wie eine Käsestulle, seine schiefen Stiefel und dergleichen. Wenn ich eine solche Frau gehabt, hätte ich ganz andere Dinge besungen; allerdings hätte ich dann auch wie er vieles nur durch Striche angedeutet. — Eifersüchtig auf seine Frau schien Marat nicht im mindesten zu sein. Sie kam manchmal des Abends häufig recht spät zum Stammtisch der Dichter und Denker. Dabei sah sie mir nicht so aus, daß sie wie die Frau jenes anderen großen Denkers direkt aus ihrer Häuslichkeit vom Strümpfestopfen kam. Aber bei der anscheinenden Liebe, die sie ihrem Marat entgegenbrachte, hielt ich jede Abirrung von dem schmalen Pfade der ehelichen Treue für ausgeschlossen. Die Ehen sollen bereits im Himmel geschlossen werden. Nun, der Himmel scheint mir in vielen Dingen recht rückständig zu sein und sollte nicht erst die Pärchen auf diese grausame Welt kommen lassen. Hier auf Erden schließt man gewöhnlich die Ehen durchaus nicht aus himmlischen Gründen. — — Was aber Madame Marat veranlaßt haben mochte, ihren keineswegs krösusartigen Mann zu heiraten, blieb mir schleierhaft. Nun kamen des Abends nicht nur die Literaten und Künstler in meinem Caféhaus zusammen, sondern auch die Artisten trafen sich hier nach der Vorstellung. Es wohnte von ihnen bei mir im Hotel seit acht Tagen eine Trapezkünstler-Truppe. Sie waren in einem ersten Varieté engagiert und genossen infolge ihrer kühnen Leistungen einen Weltruf. Es waren verhältnismäßig noch junge Leute; schlank und doch kräftig gebaut. Wenn sie des Abends vor Beginn der Arbeit in ihren leichten fleischfarbenen Trikots auf der Bühne

standen, konnte man das Spiel ihrer Arm- und Beinmuskeln bewundern. Besonders die verehrte Damenwelt, wie ich Gelegenheit hatte zu beobachten, brachte diesem Muskelspiel, dem Biceps, ein sehr reges Interesse entgegen, und mancher verheiratete Mann wird wohl nach einem solchen Abend im Varieté — nicht sehr vorteilhaft durch Vergleiche bei seiner Gattin abgeschnitten haben. — Derartige Beobachtungen hatte ich bereits früher beim Boxen machen können, wo gerade die feinsten Damen, zart wie die Lilien, in eine wahre Raserei gerieten. Wie komisch doch sich die Naturen durch Gegensätze berühren. Und derartige Riesenkerle mit einem Stiernacken werden von irgendeinem Weibchen mit ihren rosigen Fingern wie ein Stier an dem Nasenring der Sinnlichkeit geführt. Und wenn ich auch kein Bicepsmensch war oder bin, so will ich bekennen, daß auch mir von zarter Hand zeitweise der Nasenring angelegt wurde. Heute bin ich leider kein Stier mehr, vielleicht nur noch ein Ochse. — Unter den vier Trapezkünstlern, genannt „the four Lucifers", befand sich nun ein junger, etwa 24jähriger Artist mit Namen Mr. Juan. Ihm sehr befreundet, ja vielleicht mehr in väterlicher Art, war sein mit ihm in der Truppe arbeitender Kollege Mr. John. Ein herkulisch gebauter Mann mit glattrasiertem Gesicht und einem Stiernacken. Er mochte wohl 10—15 Jahre älter als Mr. Juan sein. Sie waren unzertrennlich. Mr. John schien das weibliche Geschlecht nicht sonderlich zu lieben, wie ich das aus mehrfachen Bemerkungen Mr. Juan gegenüber heraushören konnte. Ob Mr. Juan wirklich ein Ausländer oder ob dies nur sein Künstlername war, habe ich nicht erfahren. Er hatte

einen brünetten Teint, der eher auf die Abstammung von einem Neger wies, auch die etwas wulstigen sinnlichen Lippen. Dazu hatte er aber träumerische blaue Augen und dunkles Haar, das nach Artistenart etwas reichlich mit Pomade behandelt und am Kopf angeklascht war. Sein Gesicht trug einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Er beteiligte sich an der meist sehr regen Unterhaltung seiner Kollegen fast gar nicht. Er war ein schweigsamer Zuhörer. Bisher hatte der Tisch, an dem die vier Lufttrapezkünstler verkehrten, von dem Parnaß und seiner Gilde wenig oder gar keine Notiz genommen, bis eines Abends durch einen zufälligen Umstand, ich weiß nicht mehr den Grund, der Tisch der Artisten in die Nähe des Parnaß gerückt worden war. An jenem denkwürdigen Abend erschien auch die Frau Marat oder auch Frau Sonja, wie sie einfach nur mit ihrem Vornamen von den Literaten genannt wurde, etwas früher als sonst. Sie sah bildschön aus mit ihrer interessanten Blässe und war, wie immer, sehr schick angezogen. Sie fiel aber denen am Literatentisch nicht weiter auf. Die Herren hatten scheinbar für dergleichen Dinge keinen Blick. Sie interessierten sich wohl für die Blätter, welche mit Druckerschwärze besudelt wurden. Aber für jenes Blättchen, das schon seit dem Paradiese durch Eva eine so große Wandlung zum Entsetzen aller Ehemänner durchgemacht und den Gesprächsstoff der meisten Frauen bildet, hatten sie wenig oder gar kein Interesse. Am allerwenigsten Marat selbst, der wie immer, als Gipfelpunkt seiner Galanterie mit einer qualmenden Pfeife sich knapp vom Sofa erhob und seine Frau grunzend begrüßte. Aber um so mehr Interesse erweckte Frau Sonja bei

den Artisten. Besonders Mr. Juan ließ einen bewundernden Blick auf sie fallen. Es leuchtete in seinen Augen dabei begehrlich auf. Nur Mr. John blieb kalt und weiberfeindlich. Frau Sonja tat aber so, als bemerke sie diese stumme Huldigung gar nicht. Diese armen Luftkönige und Springer besaßen doch nicht jene geistige Akrobatik, wie sie ihr Marat allabendlich bewies, indem er von einem Thema zum andern sprang... Denn von der großen französischen Revolution bis hinein in unser sozialistisches Zeitalter ist immerhin ein anständiger Satz, wird man mir zugeben. Nach seiner Ansicht war das aber gar nichts, wie er einmal auf meine erstaunte Frage erwiderte: „Mein lieber Herr Wirt, es hat schon Politiker gegeben und gibt es noch, die als Abgeordnete von der äußersten Linken nach der Rechten sich ohne Schutznetz schwangen, um dort als reaktionäre Minister zu enden! „Ich glaube nun, jener Artist, Mr. Juan, hatte weniger politische Gedanken im Sinn, und wenn schon, so sollte nach ihm Frau Sonja von der rechten auf die linke Seite, wenn auch nicht enden, so doch fliegen. Ich glaube, es gibt überhaupt mehr linksseitig veranlagte Menschen, als man im allgemeinen annimmt. An jenem Abend ließ nun Frau Sonja, aus Absicht oder Unachtsamkeit, ihre Handtasche zu Boden fallen. Der ihr in der Nähe sitzende Mr. Juan hob die Tasche eilfertig auf und überreichte sie ihr mit einer galanten Verbeugung. Niemand weiter als ich hatte diesen unscheinbaren Vorgang im Laufe der Unterhaltung bemerkt. So kurz dieser Vorgang auch war, so konnte ich doch bemerken, wie Mr. Juan einen kleinen Zettel, vielleicht war es der weiße Rand einer Zeitung, schnell

in die Handtasche schob. Frau Sonja dankte nur kühl und tat so, als ob sie von alledem nichts bemerkt hätte. Ich war nun aber neugierig geworden und wollte feststellen, wie sich die Sache weiter entwickelt, wenn Frau Marat ihre Tasche öffnen würde. Nach einer Weile, als sie mit gemachter Gleichgültigkeit um sich blickte, ob sie auch unbeobachtet sei, öffnete sie die Tasche und entnahm gleichzeitig mit ihrem Batisttaschentuch vorsichtig den Zettel. Und während sie das Tuch an ihr pikantes, weißgepudertes Näschen führte, wußte sie es so geschickt einzurichten, daß sie den Zettel las. Sie tat das mit so uninteressierter Miene, als ob dieser Zettel eine ganz gleichgültige Notiz von ihrer Hand trüge. Dann riß sie den Zettel mittendurch und warf ihn zerknüllt zu Boden. Da ich aber im Laufe meiner Tätigkeit als „Ober" genug Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten, wie Frauen ihre Männer unter der Nase mit ihren Liebhabern betrogen, so fiel ich auf diese gemachte Gleichgültigkeit nicht weiter herein. Ich blieb daher im Hintergrund und wartete weiteres ab. Bald darauf erhob sich Frau Marat und begab sich anscheinend zu den Toiletten. Diesen Augenblick benutzte ich, um mich dem Tisch zu nähern und unauffällig den zerrissenen Zettel aufzunehmen und so zu tun, als würfe ich ihn ungelesen in einen Behälter für Zigarrenasche usw.... Die Augen des Mr. Juans hatten mich während dieses Vorganges nämlich beobachtet, und ich glaubte festzustellen, daß er ein zufriedenes Lächeln zeigte, als ich seine Korrespondenz beiseiteschaffte und vernichtete. Ich behielt aber den Zettel unmerkbar zwischen den Fingern und tat so, als ob mich eine Gruppe neuer Gäste sehr interessiere, von der ich keinen Blick ließ. Gleich dar-

auf schlängelte sich auch Mr. Juan von seinem Tisch zuerst zu den Zeitungen und dann ebenfalls zu jenem, wenn auch räumlich getrennten Ort, zu dem sich ein guter Mensch in seinem dunklen Drange stets seines rechten Weges bewußt ist. So etwas Ähnliches soll einmal ein gewisser Goethe wo gesagt haben, wie mir Herr Marat einst lächelnd erklärte. Nun, ich konnte in diesem Falle diesem Herrn Goethe, der neben seiner Dichterei auch noch Staatsminister gewesen sein soll, nicht recht geben. Da sieht man mal wieder, welch eine Ahnung unsere Staatsbeamten von dem öffentlichen Leben der Völker haben, wenn sie diesen Gang für einen rechten Weg erklären. — Oh, Marat, ich fürchte für deine Stirn, da du aber Eigentum für Diebstahl erklärst, so wirst du es vielleicht ganz in der Ordnung finden, wenn ein anderer dir deine hübsche Frau stiehlt. Ich benutzte nun die Zeit, um den Zettel zusammenzupassen und seinen Inhalt verstohlen zu lesen. Er lautete: „Muß Sie noch dringend unauffällig an einem sicheren Orte sprechen. Ewig Ihr Juan." —

Aha, die Herrschaften hatten bereits wo anders ihre Bekanntschaft gemacht, wenn auch Madame in diesem Falle dem gewissen Ort anstatt dem sicheren Ort den Vorzug gab. Allzulange aber konnte die Bekanntschaft noch nicht sein, da alle Artisten immer nur längstens vier Wochen im Ort blieben resp. bei mir wohnten. Diese Truppe war auf vier Wochen engagiert und befand sich in der letzten Woche ihres Engagements. Ich glaube, sie war dann nach Südamerika, nach Buenos Aires, engagiert. —

Wie weit das Verhältnis bereits vorgeschritten war, entzog sich bisher meiner Kenntnis; jedenfalls

blieb dem Paar nur noch eine knappe Woche zur Auskostung ihres Glücks, ehe das Weltmeer sie vielleicht für immer trennte. Ich konnte mich auch an jenem Abend nicht weiter um sie kümmern, was sie verhandelten, da mein Geschäft mich in Anspruch nahm. Mr. Juan bewohnte bei mir ein Appartement von Wohn- und Schlafzimmer, während seine Kollegen auf derselben Etage, der ersten, aber weiter von ihm getrennt, ihre Zimmer besaßen. Sie verdienten bei ihrem allabendlich lebensgefährlichen Beruf eine so große Gage, daß sie sich die besten Zimmer schon wählen konnten. Der Zufall wollte es, daß ich am nächsten Tage Ohrenzeuge einer Zusammenkunft zwischen Frau Sonja und Mr. Juan wurde. Während am Nachmittage unten im Café bereits Marat an dem Tische des Parnaß mit den übrigen Herrn thronte, und er offenbar keine Ahnung hatte, daß seine Frau im Hause anwesend war, hörte ich, als ich den Korridor der ersten Etage passierte, aus dem Zimmer des Mr. Juan einen heftigen Wortwechsel dringen. Da bei diesem Duett eine weibliche Stimme beteiligt war, und ich doch wußte, daß Mr. Juan das Zimmer allein bewohnte, so stockte unwillkürlich mein Schritt. Ich hörte, wie Frau Sonja erregt rief. „Du zweifelst noch an meiner Liebe. Ich bin hier auf dein Zimmer gekommen — trotz aller Gefahr einer Überraschung. Undankbarer."

„Sonja," antwortete er, „ich bin von einer wahnsinnigen Eifersucht erfüllt. Ich will nicht, daß du noch länger mit diesem Manne lebst. Du liebst ihn."

„Er ist mein Mann!"

„Um so schlimmer."

„Narr! Wenn ich ihn liebte, stände ich dann hier in deinem Zimmer?"

„Warum verweigerst du mir das letzte, den endgültigen Beweis deiner Liebe? Du entnervst mich. Geh von ihm und komme mit mir."

„Juan, das geht nicht", antwortete sie ihm nach einem kurzen Zögern.

„Warum nicht? Was kann er dir bieten? Mit mir steht dir die ganze weite Welt offen."

„Ich will aber nicht!" antwortete sie mit trotziger Stimme.

„Dann liebst du ihn doch — und willst es mir nicht eingestehen."

„Vielleicht."

„Sonja!" erhob er drohend seine Stimme. „Ich glaube, du hast überhaupt kein Herz."

„Vielleicht", erwiderte sie wieder gleichmütig.

„Du bist eine herzlose, kokette Frau."

„Willst du mir eine Szene machen, hast du mich nur dazu kommen lassen?"

„Nein. Du weißt, unser Engagement ist in wenigen Tagen abgelaufen. Wir müssen weiter — nach — Südamerika. Bleiben lange Zeit von Europa fort; wer weiß, ob wir nochmals nach hier zurückkommen und wir beide uns je wiedersehen."

„Das wußtest du doch", entgegnete sie, als ob sie bei dieser Angelegenheit überhaupt gar nicht beteiligt wäre, und polierte dabei ihre Nägel.

„Ja, das wußte ich," antwortete er ihr ironisch, „aber das wußte ich nicht, daß du kein Herz hast und mich so schnell vergessen könntest."

„Wenn du mir solche Szenen machst, ist es am besten doch so."

„Ich mache dir keine Szenen. Ich dachte nur, wir werden uns nie mehr trennen.“

„Du meintest, ich würde meinem Manne davonlaufen, als deine Geliebte mit dir leben?“

„War ich nicht bereit, dir jedes Opfer zu bringen?“ antwortete er mit entrüsteter Stimme. „Und habe ich dir nicht schon alles geopfert und dir jeden, aber auch jeden Wunsch von den Augen abgelesen?“

„Wenn du das ein Opfer nennst, mein Lieber. Bisher war es jedem —“ hier stockte sie plötzlich, als wäre sie beinahe durch die Erregung dazu gekommen, ihm auch von denen „vor ihm“ zu erzählen.

„Ich tat es gern, denn du warst ja für mich schon so gut wie meine Frau. Dein Mann ließ sich scheiden, gingest du von ihm —“

„O nein“, rief sie fast triumphierend, wohl weil er dann schon oft das Vergnügen gehabt hätte, diese Seele einer Frau loszuwerden. „So bin ich heute noch immer eine anständige verheiratete Frau, was wäre ich aber als deine Geliebte?“ —

Mir konnte dieser Jüngling Mr. Juan, der wohl trotz seines spanischen Namens ein biederer Deutscher und gar kein Don Juan war, leid tun, wäre er nicht ein Dummkopf gewesen, um nicht von dieser Frau zu lassen.

„Hüte dich vor mir!“ schrie er im jähen Zorn aufflammend.

„Au, du tust mir ja weh!“ rief sie wimmernd.

Ich wollte schon gegen die Tür schlagen, denn mir wurde ihre freundschaftliche Abschiedsszene zu laut. Die übrigen Gäste konnten sie hören. Da vernahm ich aber schon wieder die Stimme der Frau, wie sie ihn mit zärtlichen Liebesworten zu beschwich-

tigen suchte. „Oh, was bist du für ein starker Mann — oh, wie stark deine Muskeln sind. — Oh, du erdrückst mich — Ja, ich will alles tun, was du von mir verlangst."

„Willst du das?"

„Ja, — ja Geliebter, alles —"

Welch ein Wandel der Gefühle, sagte ich mir. Ist das eine Katze oder welch ein Weib hat er da drinnen. Wer kennt sich unter euch Weibern je aus?

Und sie schien diesem Trapezsimson zu seiner Entkräftung mehrere Küsse aufzudrücken, denn ich vernahm nur so ähnliche Geräusche — und ein Seufzen ihrerseits. Soweit ich noch bibelfest bin, ließ eine Delila ihrem Simson die Haare schneiden, um ihn zu entmannen, was damals wohl billiger war als heute. Diese moderne Delila schien ein anderes Mittel zu wissen. Bei den heutigen meist kahlgeschorenen und kahlköpfigen Männern würde das altbiblische Mittel wohl nicht mehr verfangen. Daß aber ein Weiberhaar mehr zieht als zehn Ochsen, das hätte ich wieder einmal vor Augen gehabt, würde die zollstarke Tür diesen Vorgang mir nicht schamvoll verborgen haben.

„Bist du nun beruhigt?" hörte ich sie ihn nach einer Weile sanftschmeichlerisch fragen.

„Ja, ich bin dir dankbar, meine Sonja."

„Ich will dich immer groß und stark sehen," schmeichelte sie weiter — „dich von der großen Menge bewundert sehen, alle überragend."

„Nun, bin ich das nicht? Nennt man mich nicht überall den König der Luft?"

„Ich weiß — ich weiß, mein Juan, und doch hast du mir noch immer nicht das höchste deines Mutes und deiner Kraft geboten, wo mein Herz (sie sagte

‚Herz' ganz deutlich, ich habe mich damals nicht verhört) aussetzen, mein Atem stocken würde."

„Ach, ich verstehe dich, Sonja, du meinst den Todessprung, den ich mit meinen drei Kollegen noch immer übe. Das wird, wenn er endlich klappt, eine Sensationsnummer geben. Und wir werden in wenigen Jahren dann so viel verdient haben, daß ich mich zur Ruhe setzen kann. Dann kaufe ich dir Brillanten, soviel du magst, und die meine Sonja so liebt — und ein schönes Landgut dazu."

„Ach ja!" sagte sie, wie mir schien, mit etwas gemachter Begeisterung.

„Aber können die anderen dir die Nummer nicht nachmachen?" forschte sie mit Mißtrauen.

„Nein, nur ich habe den Trick heraus, und es fehlt ihnen dreien auch dazu der Mut. Ohne mich sind sie nichts, ohne mich ist unsere Nummer zerrissen. Sie müssen dann mit ganz kleinen Gagen arbeiten, wollen sie nicht verhungern."

„Höre mal, Juan, ist denn die Nummer noch nicht so weit, daß du sie hier zeigen kannst?"

„Nein, Sonja. Ich bin noch nicht sicher genug, und so etwas muß gleich am ersten Abend klappen. Du wirst sie aber von mir in Buenos Aires bestimmt zu sehen bekommen. Das Volk soll jubeln, aber für meine Sonja nur allein, wenn ihr kleines Herz aussetzt und ihr Atem stockt, werde ich an jenem Abend den kühnen Sprung ohne Netz machen."

„Wie schade", schmollte sie. „Ich hätte das alles noch hier erlebt."

„Aber warum denn?"

„Weil — weil ich gern möchte, daß die Zeitungen darüber begeistert berichten, dein Bild bringen und

vor allem, daß ich meinem Manne einen Brief bei unserer Abreise hinterlassen kann: Weil er ein so kühner, kraftvoller berühmter Mann ist, verlasse ich dich und folge ihm bis ans Ende der Welt, wenn es sein muß. —"

„O Sonja", stammelte er verblendet durch so viel Liebe und Schmeichelei. „Aber es wird nicht gehen."

„Juan, denke an den Preis, den ich dir damit gebe. An jenem Abend nach der Vorstellung folge ich dir wie ein Hund, erfülle dir jeden Wunsch, aber auch jeden, wie du vorhin sagtest. O du, ich kann leidenschaftlich sein, von einem Feuer, vor dem du vielleicht zurückschrecken könntest" — Sie mußte ihn wohl wieder sehr liebkosen, um seine geäußerten Bedenken zu zerstreuen. Nach einer Pause sagte er mit energieloser Stimme: „Wie du mich schwach machen kannst. Nun gut, so will ich dich ja gerade haben. Ich werde es also wagen, und es muß und wird gehen. Ich werde noch heute mit dem Direktor des Varietés sprechen, daß er als Abschiedsvorstellung den Todessprung von der Decke ankündigen soll."

„O mein Juan!" rief sie mit einem freudigen Aufschrei, ohne Rücksicht, daß man diesen jauchzenden Schrei im ganzen Hause hören konnte.

Ich aber hatte genug. Die Tür konnte jeden Augenblick aufgehen, und die ehrbare Frau konnte unbemerkt das Zimmer des Luftkönigs verlassen wollen, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte. Ich ging schnell von dannen.

Am andern Morgen las ich bereits in den Anzeigen des Varietés die Ankündigung des Todessprunges von Mr. Juan. Auch an den Säulen prankte ein Riesenplakat, das in auffallender phan-

tastischer Weise die „four Lucifers“ darstellte mit der Ankündigung: Zum ersten Male in Europa, als Abschiedsvorstellung der Todessprung von Mr. Juan.

Als ich den alten Artisten Mr. John im Café traf, fragte ich ihn nach der Nummer.

In seiner eigenen Wortkargheit entgegnete er nur: „Er will es ja so haben, und da müssen wir mitmachen. Wird schon gehen. O Weiber — Weiber —“ murmelte er dann. „Für mich brauchte dieses Volk gar nicht existieren.“

Er witterte ganz richtig eine Weibergeschichte dahinter, ob er aber gerade Frau Sonja im Verdacht hatte, konnte ich ihm nicht anmerken. Mr. Juan bekam ja von den Damen so viel Aufmerksamkeiten in das Varieté und in das Hotel gesandt, daß es schwer war, auf eine bestimmte Person zu raten.

Die Weiber, die den starken Bizeps lieben, außerdem war er dazu ein schlankgewachsener Jüngling, waren wie toll hinter ihm her. Und manch eine hätte ihm wohl gern das Haar geschnitten nach Art der Frau Sonja, für die er nun einmal eine blinde, krankhafte Leidenschaft zu besitzen schien.

Also der Abschiedsabend kam. Auch ich konnte und wollte mich an jenem Abend von der Vorstellung nicht ausschließen, zumal ich in bestimmter Hinsicht ein doppeltes Interesse besaß. Frau Sonja hatte es bei ihrem Marat durchgesetzt, daß sie in das Varieté ging, er sollte durchaus mit. Marat lehnte aber seine Anwesenheit ganz energisch ab.

So eine Lufthopserei mit der frechen Bezeichnung „König der Luft“ sei für ihn eine Blasphemie. „Es lebe der Umsturz!“ brachte er hinter seinem roten

Sozibart hervor und stopfte sich darauf eine neue Tabakspfeife, als ob er die kühnste staatsstürzende Tat vollbracht hätte. Im übrigen wollte er nicht gestört sein, denn er schrieb gerade ein Gedicht über die Freiheit der Völker auf meiner marmornen Tischplatte in Ermangelung des häuslichen Schreibpapiers nieder. Manschetten trug er ja als richtiger Republikaner nicht, die ihm für diesen Zweck hätten dienen können, wie für jenen andern Dichter an der Tafelrunde des Parnaß. Ich war besorgt um meine Tischplatte, daß diese als Manuskript von ihm mir „enteignet" und irgendeiner Redaktion originaliter eingereicht werden könnte. Meine Hoffnung war nur die, daß er nicht jene Kräfte wie sein im Schatten lebender Trapezsimson besaß.

„Dann mag ich auch nicht hingehen", brummte Frau Sonja unmutig. Obwohl ich wußte, daß sie auf jeden Fall hingehen würde, so hielt sie es doch für nötig, diese Komödie zu spielen.

Wer wird je aus den Frauen klug. Zwischen ihrem Ja und Nein hat oft kaum eine Nähnadelspitze Platz.

„Daß du als die Frau eines Geisteshelden in ein Varieté willst, ist geradezu beschämend für mich", knurrte Marat und machte einen seiner vielen Gedankenstriche. „Nur die rohe Muskelkraft lockt euch an. Blödes Volk."

Ich mischte mich in diese eheliche Differenz über Kunst, indem ich sagte: „Gnädige Frau, würden Sie mir die Ehre erweisen, mit mir der Vorstellung beizuwohnen? Ich habe von Mr. Juan zwei Logensitze bekommen."

„Ach, wie nett von Ihnen, gewiß gern", erwiderte sie mit beredtem Aufschlag ihrer dunklen Augen.

„Ich komme euch beiden einen Verachtungsschluck aus meiner Kaffeetasse“, gab Marat zur Antwort. „Nun stört aber nicht länger meine Muse, wenn sie mich küßt.“ Ich dachte mir, diese Muse muß einen schlechten Geschmack haben; seine Frau Sonja zu küssen war entschieden appetitlicher.

Wir begaben uns beide also mit einem Auto ins Varieté; darin war ich immer nobel. Da uns die vorhergehenden Nummern nicht sonderlich interessierten und die „four Lucifers“ die letzte Nummer hatten, kamen wir noch immer zurecht. Frau Sonja sah sehr verführerisch aus und hatte ihre pikante Nase und Zubehör reichlich in die Dose ihres Puders gesteckt, zudem roch sie verteufelt gut nach Parfüm, dessen Urheber Mr. Juan sein konnte.

Ich hatte wieder auf meine vergangene Zeit zurückgegriffen, wo ich als „Ober Philipp“, als vollkommener Gentleman nach englicher Mode mich zeigte. Als wir den Saal betraten, sang gerade eine französische Soubrette ein Lied, das wohl die wenigsten verstanden. Es ließ an Eindeutigkeit auch nichts zu wünschen übrig. Aber jeder war begeistert, und sie erntete einen Sturm von Beifall.

Nun kam die Hauptnummer, die „four Lucifers“. Die Vorbereitungen im Saal wurden getroffen. Das Herablassen der Trapeze von der Decke. Auf polizeiliche Anordnung wurde auch über die Köpfe der im Parkett dicht zusammengedrängt sitzenden Zuschauer ein Schutznetz gezogen. Ich beobachtete dabei sehr aufmerksam die Gesichtszüge der Frau Sonja. Ich erwartete mit Spannung den Moment, wo ihr Herz aussetzen und ihr Atem stocken würde. Sie hatte eine große Düte Pralinés auf ihrem zarten Schoß und

knabberte seelenruhig, dabei die Logen musternd. Die Süßigkeiten gaben ihr anscheinend diese Ruhe. Die Musik setzte plötzlich ein, und im hellen Scheinwerferlicht standen mit einem gelenkigen Hervorspringen die „four Lucifers" nun auf der Bühne. Sie waren in lange schwarze Mäntel, die bis zum Boden reichten, gehüllt. Sie warfen sie ab, und im blutroten, prallen Trikot, mit silbernen, tausendfach glitzernden Schuppen besetzt, standen sie da und verneigten sich. Mr. Juan stand am Flügel der Gruppe und bot wirklich eine prächtige Erscheinung. Während der Verneigung suchte sein Auge die Loge, und als er Sonja erblickte, strahlte ein Lächeln über seine Züge. Sie wurden natürlich mit großem Beifall begrüßt. Dann machten sie verschiedene bewundernswerte Arbeiten an den Trapezen, wobei sie wie große Vögel von teuflischer Gestalt durch die Lüfte flogen. Nun kam der Haupttrick, der Todesflug. Hochoben an der Decke befand sich ein Trapez, und mit einem kühnen Schwung, daß mein Atem einen Augenblick fast stockte, flog Mr. Juan von einem unteren Trapez auf dieses. Unten waren nun zwei Trapeze angebracht. An dem einen hing der kräftige Mr. John und an dem dritten ein anderer Artist der Truppe. Die Musik setzte mit einem leichten immer mehr anschwellenden Trommelwirbel ein. Mr. Juan stand auf seinem in schwindelnder Höhe befindlichen Trapez, warf in unsere Loge mit leichter Handbewegung eine Kußhand. Dann ein Riesenschwung um das Trapez, und er flog mit einem Salto mortale zu dem Trapez, wo Mr. John mit dem Kopf nach unten und ausgestreckten Armen hing, um ihn aufzufangen und nach dem dritten Trapez anscheinend zu schleudern.

John fing auch Mr. Juan auf; ich konnte seine gewaltigen Armmuskeln anschwellen sehen, ein zweiter Luft-Salto mortale, und Mr. Juan flog unter atemloser Spannung zu dem dritten Artisten. Aber dieser versagte, die breiten Hände glitten ab. — Mr. Juan saust über das Netz hinaus und fiel mit hartem Aufschlag in die Nähe unserer Logenbrüstung.

Ein tausendfacher Aufschrei des Publikums. Viele Damen bedecken sich entsetzt das Gesicht. Auch ich war furchtbar erschüttert. Schnell hatten die Saaldiener den besinnungslosen Juan auf die Arme genommen und ihn über den teppichbelegten Steig vom Zuschauerraum zur Bühne getragen. Der Vorhang fiel schnell. Todesschweigen einen Moment im Saal. Dann erhob sich das Publikum wie ein aufgescheuchter Taubenschwarm. Mein Blick fiel nun erst auf Frau Sonja. Ich dachte, sie läge in Ohnmacht, oder wäre von ihrem Sitz aufgesprungen, um auf die Bühne zu eilen. Nichts von alledem. Sie schob gerade einen neuen Praliné in ihren rotgeschminkten Kindermund und sagte ruhig: „Beinahe hätte ich mich verschluckt. Armer Kerl, ob er tot ist?“ In diesem Augenblick hätte ich sie ermorden können. Brüsk erhob ich mich und sagte kurz: „Kommen Sie —“

Noch am selben Abend erfuhren wir durch Mr. John, daß Mr. Juan tot sei, er habe sich das Genick gebrochen. Frau Sonja saß dabei am Tisch und blätterte in einem Modejournal, das sie sehr zu interessieren schien. Sie hatte ihr Ziel erreicht; der ihr unbequem gewordene Artist war nicht mehr auf dieser Welt. Aber John ging mit einer Miene umher, als wolle er der ganzen Welt das Genick brechen, und Frau Sonja hatte doch mit ihrem über das

Modejournal gebeugten Nacken ein so zartes Täubchengenick, es wäre schade gewesen.

Wenige Tage später trug man den armen Juan zu Grabe unter Hunderten von Kränzen und dem Beisein der gesamten Artistenwelt. Nun zeigte Marat plötzlich ein lebhaftes Interesse für den toten König der Luft.

„Es ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit," sagte er, „wo wir Tischnachbaren im Café waren, daß wir ihm einen Kranz spenden, und ich werde am offenen Grabe eine Leichenrede halten." Es wurde also ein Kranz beschafft, der sehr schön und groß war. Marat wollte daran eine rote Schärpe mit Aufdruck haben, irgendein Zitat von einem Freiheitshelden; ich lehnte aber entschieden ab. Am Grabe hört jede Politik auf. Aber die Grabrede hielt Marat zu aller Überraschung doch. Er feierte ihn als einen Adler, der zur Sonne der Freiheit fliegen wollte und dem die Flügel brachen. Am Ende seiner mit vielen Phrasen gespickten Rede wurde er so ergriffen, daß seine Stimme bebte, und er zu weinen schien. Alle waren tief ergriffen. Als ich zu ihm trat, um für die schönen Worte ihm die Hand zu drücken, fragte er mich leise und lächelnd: „Na, wie war meine Jungfernrede, gut gemacht?"

Ich war paff und sagte mir, der Mann wird seinen Weg als Volksbeglücker machen. Ich hätte ihm allerdings sagen müssen: Die Rede war für Sie ein Kinderspiel, aber den schwarzen Rock für die Trauerfeier für Sie aufzutreiben, für mich eine Herkulesarbeit.

Einige Tage nach dem Begräbnis des Mr. Juan war die durch seinen Tod zerrissene Trapezkünstlertruppe bei mir im Caféhaus versammelt. Ihre Stim-

mung war eine sehr gedrückte. War doch Mr. Juan die Hauptnummer ihres Ensembles gewesen, der Stern, den die Liebe vom Himmel gestürzt hatte. Wo so schnell für ihn Ersatz hernehmen? Alle Engagementsverträge waren damit fragwürdig geworden. Bis sie ein neues, nicht einmal ebenbürtiges Mitglied gefunden und eingearbeitet hatten, mochten Wochen und Monate vergehen. Gerade auf der Kühnheit der Arbeit von Mr. Juan ruhte ihr Ruf und die hohe Bezahlung ihrer Nummer. Mr. John, sein bester Freund, war völlig niedergeschlagen, und ich hörte ihn oft im Selbstgespräch die Worte murmeln: Ja, die verdammten Weiber!

Das tragische Ende Mr. Juans hinderte aber Frau Sonja nicht, strahlend und schön wie immer am Literatentisch zu erscheinen. Es war mir, als ob ihre Neigung und Bewunderung für ihren Mann sogar zugenommen hätte, was aber nicht ausschloß, daß sie sich bereits einem neuen Verehrer, gewisse Anzeichen sprachen dafür, nicht grausam gegenüber erwies.

So saßen also wenige Tage nach dem Begräbnis die Literaten wieder an ihrem Tisch, und in nachbarlicher Gemeinschaft trauerten die übriggebliebenen „drei Lucifer" ihrem toten Freunde nach. So ernst und schweigsam es am Artistentisch zuging, um so heiterer war es am Parnaß. Herr Marat hatte das große Wort. Er fühlte sich noch als Redner, was er vielleicht zum ersten Male öffentlich getan, an der offenen Grube des Liebhabers seiner Frau. Er hatte dieses wohl als eine willkommene Probe seiner künftigen Aufgabe als Volksredner betrachtet. In seiner Begeisterung hatte er im noch nachwirkenden

Rednerrausch bereits die zweite Tasse Kaffee bestellt, was sonst nur bei höchst seltenen Fällen vorkam, so, wenn er einmal eines seiner verrückten Gedichte in einem Journal veröffentlicht und sonderbarerweise auch bezahlt bekommen hatte. Für jeden Gedankenstrich fünfzig Pfennige. Und er machte viele Gedankenstriche. Ich muß ihm allerdings die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er an solchen hohen Fest- und Feiertagen dem Kellner — wohl im Poetenrausch — auch die Zeche bezahlte. Er hatte dann am nächsten Tage immer die schönsten Gewissensbisse.

„Und ich sage euch," so posaunte er laut, „der arme Juan ist nur aus allen Wolken gestürzt, weil auch in den Lüften das Wort König abzuschaffen ist. Es gibt weder einen König von Gottes Gnaden noch einen König der Luft, wie er sich vermessen bezeichnete."

„Nun laß doch schon den armen Juan in Frieden ruhen", rief ihm Frau Sonja mit etwas nervöser Stimme zu, wobei ihre Augen verstohlen nach dem Nebentisch der Artisten blickten. Mr. John, der offenbar die lauten Worte Marats gehört hatte, blickte nur Frau Sonja stummen Blicks an, als wäre ihm die ganze Tragödie von Juans Tod bekannt.

Es trat nach diesen Worten eine kurze Pause ein, und niemand sprach ein Wort. Mit einem Male vernahmen wir alle, wie wenn eine Stimme aus dem Grabe ertönte, ganz deutlich die Worte: „Nicht der König, du Tor, sie war die Schuld."

Alles fuhr nach diesen Worten am Tisch plötzlich zusammen. Frau Sonja sank schreckensbleich, soweit dies

die dicke Puderschicht auf ihrem Gesicht zuließ, in das Polster des Sofas zurück.

Woher kam die Stimme? Wer hatte diese Worte gesprochen, da doch von den Anwesenden am Tisch niemand die Lippen geöffnet hatte? Auch am Artistentisch machte sich eine staunende Bewegung bemerkbar. Ein verlegenes Schweigen herrschte.

„Es scheint mir, hier geistert's", bemerkte dann Marat nach einer Weile spöttisch und klopfte seine Tabakspfeife auf dem Marmortisch aus, um sich eine neue zu stopfen. —

„Aber wehe — wehe, dreimal wehe, rufe ich aus dem dunklen Grabe, wo meine Seele keine Ruhe findet", ließ sich wieder die dumpfe Stimme warnend vernehmen.

Marat unterbrach vor Staunen seine stopfende Tätigkeit, während seine Frau mit dem Ausdruck des Entsetzens vom Tisch aufgesprungen war. Mit weitaufgerissenen, schreckvollen Augen starrte sie um sich. Dieser Vorgang hatte bei den Nachbartischen schon peinliches Aufsehen erregt. Nur Mr. John behielt seine Kaltblütigkeit wie immer; betrachtete, und wie es mir schien, mit einer gewissen Schadenfreude, Frau Sonja. Mir als Wirt war jedoch dieser ganze Vorgang aus gewissen Gründen doppelt peinlich. Es konnte mir nicht angenehm sein, wenn Gäste meines Lokals von einer noch unaufgeklärten Person öffentlich beleidigt wurden. Auch wäre es mir nicht angenehm gewesen, wenn mein Haus in den Ruf eines Spukhauses gekommen wäre, so merkwürdige Geister es auch sonst bewohnen mochten. Aber woher kam diese sonderbare Stimme? Um über die Peinlichkeit der Situation hinwegzuhelfen,

machte ich einige scherzhafte Bemerkungen. Es wollte sich jedoch die bisher geherrschte Heiterkeit am Tische nicht wieder einstellen. Frau Sonja blieb sichtlich verstimmt und drängte bald zum Aufbruch, dem diesmal ihr Mann nicht widersprach, obwohl er sonst immer der letzte Gast des Caféhauses war.

Die Artisten hatten schon früher das Lokal verlassen, und ich nahm an, sie wären nach oben in ihre Zimmer gegangen.

Ich hatte an demselben Abend schon halb den unangenehmen Vorfall vergessen und auch nicht Zeit gefunden, über die Ursache dieser vermeintlichen Geisterstimme weiter nachzudenken. Das Lokal hatte sich schon ziemlich geleert, als plötzlich vor Toresschluß Marat mit seiner Frau aufgeregt wieder in das Café gestürzt kam.

Sie trug eine kleine Reisetasche. Auf meine erstaunte Frage, ob sie beide noch in so vorgerückter Stunde verreisen wollten, riefen sie, wie aus einem Munde: „Es ist entsetzlich! Denken Sie, leiden wir beide an Sinnestäuschung? Bis in unser Haus verfolgt uns diese Stimme."

„Wie ist das möglich", entgegnete ich erstaunt mit etwas ungläubigem Lächeln.

„Ja," gab Frau Sonja hastig zur Antwort, „als wir uns auf der Treppe unseres Hauses befanden und das Licht plötzlich ausging, ertönte im Dunkeln die Stimme: Ich werde nicht eher Ruhe finden, bis du bei mir bist."

„Es ist entsetzlich", schloß Frau Sonja und brach in ein hysterisches Weinen aus.

„Herr Wirt," fuhr nun Marat fort, „meine Frau will unter keinen Umständen die Nacht in unserer

Wohnung verbringen. Können Sie uns für die Nacht ein Zimmer geben?"

„Ich glaube, es ist zufällig etwas frei geworden. Kommen Sie", damit schloß der Abend.

Die Folge war nun, daß Frau Sonja überhaupt nicht mehr in ihrer Wohnung nächtigen wollte. Sie behauptete, nur in meinem Hause fühle sie sich sicher. Ich muß hier bemerken, daß die mysteriöse Stimme sich seit jenem Abend nicht wieder bemerkbar gemacht hatte. Nun war Marat eines Abends nicht am Stammtisch erschienen. Er war angeblich zu einem politischen Vortrag in die Provinz gereist. Frau Sonja war an jenem Abend, mit Ausnahme der übrigen Literaten, allein am Tisch, und da sie ihr Zimmer im Hotel hatte, so konnte die Abwesenheit des großen Republikaners für sie nicht störend sein. Sie hatte ja nur wenige Treppen vom Stammtisch aus zu erklimmen. Daß sie es mit der ehelichen Treue, trotz der Liebe zu ihrem Marat, nicht sehr genau nahm, habe ich schon gesagt. So überraschte es mich auch nicht sonderlich, als ich zu bemerken Gelegenheit hatte, daß zwischen ihr und einem eleganten Reisenden meines Hotels sich eine Bekanntschaft angesponnen hatte. Da Marat aber anscheinend von der Treue seiner Frau überzeugt war oder dergleichen Seitensprünge ihn, den großen Revolutionär, nicht weiter aufregten, so konnten die Seitensprünge seiner hübschen Frau auch mir gleichgültig sein, solange nicht der gute Ruf meines Hauses davon betroffen wurde. Also an jenem Abend, wo Herr Marat durch Abwesenheit glänzte, achtete auch ich nicht weiter auf den Verbleib von Frau Sonja. Sie war jedenfalls ziemlich zeitig auf ihr Zimmer gegangen, um

dort dem bösen Geist zu entgehen. Ich hatte, wie immer, mit den Artisten noch einige Worte gewechselt und mich dann den anderen Obliegenheiten als Wirt zugewendet. Es war wohl spät in der Nacht, so zwischen 12 und 1 Uhr, als schon Ruhe im Hause herrschte und die verschiedenen männlichen und weiblichen Stiefelpaare vor den Zimmertüren Zeugnis ablegten von der vollzähligen Anwesenheit meiner Gäste. Ich machte gerade den letzten prüfenden Rundgang, um mich dann auch zur Ruhe zu begeben und meinem Nachtportier das Weitere zu überlassen, als plötzlich zu meiner lebhaften Überraschung die Tür von Nr. 8 in der ersten Etage aufgerissen wurde, wo Frau Sonja ihr Nachtquartier aufzuschlagen pflegte. Sie kam in dem Halbdunkel des Korridors mit einem Ausbruch des Entsetzens zur Tür herausgestürzt.

Aber wie! Sie war nur notdürftig mit ihrem spinnewebendünnen Hemde bedeckt, das ihr jeden Augenblick von den Schultern zu rutschen drohte. In ihrer Aufregung bemerkte sie das aber gar nicht, auch nicht, daß ich dadurch einen tiefen Einblick in ihre wohlgerundeten oberen Verhältnisse bekam. Mich erblicken und sich an meinen Arm klammern war eins. Ihr Haar flattetrte aufgelöst — und ihre nackten Füße zitterten. Eine furchtbare Angst blickte aus ihren dunklen Augen. Sie schmiegte sich schutzsuchend an mich mit dem wehklagenden Ausruf: „Die Stimme — die Stimme!"

„Aber gnädige Frau", beruhigte ich sie und streichelte ihr besänftigend die sich in meinen Arm krallenden Hände. „Es ist ja nur eine Einbildung, Sie leiden an Wahnvorstellungen."

„Nein — nein — fragen Sie — den —“ und ihre Augen schweiften angstvoll nach der offen gebliebenen Zimmertür von Nr. 8, wo in demselben Augenblick zu meiner Überraschung der elegante Reisende, ebenfalls im tiefsten Negligé, erschien. Auf seinem Gesicht lag ebenfalls ein Ausdruck des Entsetzens. In ihrer Aufregung hatten beide gar nicht das Gefühl, wie sie sich beide mir gegenüber kompromittierten.

„Herr Wirt,“ bemerkte er mit bebender Stimme, „in Ihrem Hause ist es nicht recht geheuer.“

„Mir scheint es auch so, mein Herr, indem Sie sich in das Zimmer von Madame verirrten“, konnte ich nicht unterlassen, vorwurfsvollen Tons zu erwidern.

„Nicht das“, entgegnete er unberührt. „Denken Sie, als wir beide im Bett liegen, ertönt mit einem Male im Zimmer eine rätselhafte Stimme wie aus einem Grabe: Das wirst du bleiben lassen, alter Junge.“

Ich hätte dem in seiner Liebestätigkeit durch so grausame und dabei burschikose Weise gestörten Liebhaber von Madame beinahe laut ins Gesicht gelacht. Aber ich mußte doch den in seiner Moralität gekränkten Wirt spielen und dabei gleichzeitig jeden Skandal zu vermeiden suchen. Ich war nur froh, daß durch die stürmische Flucht von Frau Sonja aus den Armen des Liebhabers nicht die übrigen Gäste munter wurden und wir allein auf dem Korridor blieben.

„Geben Sie mir ein anderes Zimmer“, brachte sie nur noch flüsternd hervor, ohne ihren durch die Störung offenbar enttäuschten Liebhaber eines Blickes zu würdigen. Da dieser wohl einsah, daß unter so

geisterhaften Umständen an eine Fortsetzung des erst begonnenen Schäferstündchens nicht zu denken war, er aber bei seinem unfreiwilligen Rückzuge doch die etwas ramponierte Ehre von Madame wiederherstellen müsse, so brachte er mit einer komischen Verneigung in seinen Unaussprechlichen nur die Worte hervor: „Gnädige Frau, ich weiß Sie in guten Händen, im übrigen stets gern zu Ihren Diensten; gute Nacht."

Dieses „Stets gern zu Ihren Diensten" ließ unverkennbar seine bürgerliche Stellung im Dienste des reisenden Merkur erkennen, worauf auch seine großen Koffer hinwiesen.

Ich brachte aber Madame auf ein anderes Zimmer, konnte jedoch meine Nächstenliebe nicht so weit ausdehnen, wie sie es wünschte, ihr für die Nacht als Schutz für den Geist meine weitere Gesellschaft zu widmen. Was in früheren Jahren für den „Ober Philipp" als Pflicht für das Wohl seiner Gäste erschienen wäre, konnte heute für den „Proprietär Philipp" in einem ganz anderen Lichte erscheinen. —

Sie war verdammt verführerisch, das mußte ich ihr lassen. —

Jener gestörte Reisende zog es am nächsten Tage vor, ehe Madame erschien, mein Hotel zu verlassen. Aber auch Frau Sonja war nicht zu bewegen, länger in meinem Hause die schützende Unterkunft zu suchen. Nur mußte ich lachen, als sie am Abend Marat vom Bahnhof abgeholt hatte und beide am Stammtisch, Arm in Arm, erschienen. Sie versicherte ihm, sie hätte seinetwegen, wo er ihr fehlte, kein Auge geschlossen, was er mit dem Witz beantwortete: Dabei müssen die Frauen, wenn ihre Männer auf

Reisen sind, doch erst recht ein, wenn nicht beide Augen zudrücken. — Es war ihnen beiden aber wohl der Aufenthalt in meinem Hause etwas verleidet worden, sie drang darauf, obwohl ich ihr strengste Diskretion zugesichert, den Schauplatz ihrer Tätigkeit zu verlegen. Sie erschienen beide immer seltener und blieben dann ganz fort. Erst später, nach Monaten, bekam ich von Mr. John die Aufklärung der geheimnisvollen Stimme. Er war über Frau Sonja derartig aufgebracht gewesen, der er den Tod seines Freundes Juan zuschob, daß er ihr jeden Schaden zufügen wollte, um ihn zu rächen. Und da er ein guter Bauchredner war, so hatte er den im Grabe nicht Ruhe findenden Geist gespielt. In jener Nacht hatte er sich in das Nebenzimmer geschlichen und so den Liebesrausch des Pärchens durch dumpfe Grabestöne unterbrochen, die er ihnen durch das Schlüsselloch der Verbindungstür zugerufen hatte. Um unbemerkt aus dem Zimmer zu entkommen, als er vernahm, daß ich es der erschreckten Sonja zur Beruhigung zeigen wollte, hatte er das Fenster geöffnet und war als gewandter Trapezarbeiter von außen in dunkler Nacht auf dem Gesims in sein im gleichen Stockwerk liegendes Zimmer geschlichen.

Diese Geisterstimme soll aber derartig entnervend auf Frau Sonja noch nachträglich gewirkt haben, daß sie mitten in der Umarmung eines Mannes schreckensbleich ihn loslassen mußte. Sie soll später fromm geworden sein und einen spiritistischen Salon mit Erfolg betrieben haben.

II

Der Leser weiß bereits, daß bei mir die durchreisenden Artisten mit Vorliebe verkehrten. Das „Hotel Internationale" hatte einen internationalen Ruf mit der Zeit erlangt. So stieg auch eines Tages eine sehr stattliche Erscheinung mit sehr energischen, dabei aber nicht unschönen Zügen bei mir ab. Eine Art Brunhilde, wie sich noch zeigen wird. Als ihr der Fremdenzettel zur Ausfüllung überreicht wurde, schrieb sie sich als „Miß Corah, Dompteuse aus New York" ein. Infolge dieser Offenbarung näherten wir uns alle ihr nur in den respektvollsten Entfernungen. Besonders Friedrich, mein Hausdiener, tat dies um so mehr, als sie ihn eines Tages ob ihrer schlecht gereinigten Stiefel wie ein Kind am Kragen genommen und mitsamt den Stiefeln zur Tür hinausgetragen hatte. Auch liebte sie es, mit einigen schweren Gegenständen in ihren Mußestunden zu jonglieren. Es dienten ihr dazu auf dem Zimmer meine Stühle; ja, einmal hatte sie den nicht gering erschrockenen Zimmerkellner und den Hausdiener mit je einem Arm ergriffen und sie beide gegen die Zimmerdecke zu ihrem Vergnügen gestemmt. Daß sie unter so zarten Liebkosungen bisher eine Miß geblieben war, wunderte uns daher nicht weiter.

Ihre ganze Liebe äußerte sich in ihrer Neigung zu ihrer Tiergruppe, sechs Löwen. Zum Glück waren

diese eingesperrten Wüstenkönige nicht auch noch bei mir untergebracht. Sie befanden sich hinter dem sichern Gitter ihres Wagens in dem Varieté, wo Miß Corah abends auftrat und Rittersmann oder Knapp allabendlich aufforderte, mit ihr den Löwenkäfig zu betreten. Sie nannte sich auf dem Plakat „Die Löwenbraut“, wo ihre prallen Schenkel im Trikot verführerisch hervortraten, aber dennoch von den Herren Wüstenkönigen sehr respektiert wurden. Miß Corah hatte sehr männliche Allüren, verbunden mit einer Altstimme, die wie das Grollen des Löwen in der Wüste klingen konnte, wenn ihr Zorn erweckt wurde. Ich spüre noch heute ihren zarten Händedruck bei der Ankunft und Abreise. Sie speiste auch in meinem Restaurant. Es war mir dabei öfter peinlich, wenn sie auf das Essen wartete, aus langer Weile mit ihrem Eßbesteck jonglierte, wozu unter Umständen auch einige Tafelfrüchte und Weinflaschen traten. Ich wagte nicht, dieser Brunhilde das Unpassende ihres Benehmens zu untersagen. Man wußte ja nicht, woran man mit ihr im Zorn war.

So saß Miß Corah mit ihren Glutaugen, bedeckt mit einem extravaganten Hut, eines Tages mittags im Speisesaal und versicherte, sie hätte einen Löwenhunger, was bei ihrem Beruf nicht weiter wunderlich war. Mit ihr hatte sich ein junges Ehepaar eingefunden, das erst am Morgen bei mir eingetroffen war und sich offenbar auf der Hochzeitsreise befand. Er, ein junger Mann, vielleicht 26 Jahre alt, der sich als Hans Heinichen, Fabrikant, nebst Frau Toni in das Fremdenbuch eingetragen hatte. Sie war ein hübsches, zartes Frauchen, das nur Blicke für ihn hatte, und er nur für sie. Sie

tat noch ungeheuer verschämt und errötete bei jedem Wort, das er unter geheimnisvollem Flüstern an sie richtete. Sie hatten fortwährend zu tuscheln und wußten gar nicht, was sie aßen. Ich hielt dabei einen vorzüglichen Koch; aber was bedeutet das bei Verliebten, zumal Hochzeitsreisenden! — Dieser Mann wußte z. B. Tournedos à la Rossini auf eine Art zu bereiten, wofür jener biblische Mann des Alten Testaments eher Veranlassung gehabt hätte, das Recht seiner Erstgeburt zu verkaufen, als um ein Linsengericht. Und einen Kartoffelsalat wußte der Mann zu „komponieren“, um den man das Himmelreich wieder verlassen hätte. Ich würde diese Rezepte meinen Lesern gern hier angeben, fürchtete ich nicht, das Urheberrecht jenes Mannes zu verletzen und mich strafbar zu machen. Über das Urheberrecht hatte ich seiner Zeit von Marat einige Aufklärungen erhalten, wie er seine Gedankenstriche geschützt wissen wollte. Ich bin daher sehr vorsichtig geworden. Als das junge Ehepaar unter meiner Leitung an einem separaten Tisch in der Nähe von Miß Corah Platz genommen hatte, machte sie sofort sehr sonderbare Augen. Nicht, daß sie den jungen Ehemann so liebevoll beäugte, nein, die junge Frau war es, die anscheinend ihr Wohlgefallen erregte. Das Paar, besonders Frau Toni Heinichen, hatte keine Ahnung, daß es das besondere Wohlgefallen von Miß Corah erregt hatte. Die beiden saßen ja Aug' in Aug' an ihrem Tisch. Ich bemerkte mit gelindem Erstaunen, wie Miß Corah mit steigendem Unmut das Getue der beiden Verliebten beobachtete. Daß ihre schönen, zärtlichen Blicke, die sie fortgesetzt der jungen Frau zuwarf, gar keine Beachtung noch Verständnis fan-

den. Was hatte sie denn nur? So etwas wie eine eifersüchtige Regung schien sich bei Miß Corah zu zeigen. Beneidete sie die Liebesleute, wo sie so, ohne liebenden Mann, hier an der Hoteltafel einsam sitzen mußte, weil keiner es wagte, die reckenhafte Dompteuse zu küren? O mächtige Gliedmaßen, schrecktet ihr die Männerwelt, die da glaubte, von den bewegten Massen erdrückt zu werden? Ich merkte an ihrem unter dem Tisch nervös werdenden, hin und wieder zornig aufstampfenden Fuß, daß etwas bei ihr im Anzuge. Sie wollte anscheinend die Aufmerksamkeit der jungen Frau erzwingen. Ich fürchtete daher, wie ich sie kannte, um meine Teller und Weinflaschen, die ich ihr allerdings bei Zerstörung mit 100 Proz. Aufschlag auf die Rechnung gesetzt hätte, aber bei einer Löwenbändigerin bleibt das immer ein heikles Unterfangen. –

Wohl um ihre innere Erregung zu beruhigen, bestellte Miß Corah bei dem servierenden Kellner eine Flasche Siphon. Und um sie von dem Paar mit ihren indiskreten Blicken abzuwenden, beschloß ich, Miß Corah in eine Unterhaltung zu verwickeln. Ich trat an ihren Tisch mit der Frage, ob sie mit dem Essen zufrieden sei, wobei ich mich so stellte, daß ich ihr die Aussicht auf das Paar nahm. Statt aller Antwort schob sie mich mit ihrer linken Hand, wie ein Bündel Heu, beiseite und sagte nur: „Gut." – Ich ließ mich noch nicht abschrecken und gab ihr den wohlgemeinten Rat, den schweren Tischwein, den sie so liebte, mit einer Apolinaris zu verdünnen. Sie trank nämlich wie ein Wachtmeister und blühte dann wie eine Päonie. Sie würdigte mich aber weiter keiner Antwort, sondern nahm die inzwischen ge-

brachte Siphon dem Kellner einfach aus der Hand. Ehe wir es versahen, drückte sie auf den Hahn der Flasche, und ein Strahl ergoß sich im Bogen über den Nachbartisch, an dem das Ehepaar saß. Erschrocken sprang der junge Ehemann auf, über den sich das meiste ergossen hatte, und schüttelte sich das Wasser von seinen Sachen. Und als ich eine zornige Einwendung über diese so absichtlich gezeigte Ungeschicklichkeit machen wollte, bekam ich ebenfalls einen Wasserstrahl, desgleichen der Kellner. Wir wichen unwillkürlich zurück, und Miß Corah beherrschte das Schlachtfeld. Ihre Stimmung war plötzlich umgeschlagen; sie wollte sich ausschütten vor Lachen. Dann trat sie an den Tisch des jungen Paares mit den Worten: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, meine Ungeschicklichkeit. Aber ich weiß mit solchem zerbrechlichen Zeug nicht umzugehen.“ Und mit ihrer Serviette fuhr sie dem noch ganz perplex dastehenden jungen Ehemann über den Rock und über das Gesicht. Bei der jungen Frau, die ebenfalls sprachlos und errötend sitzengeblieben war, entschuldigte sie sich ebenfalls mit größter Liebenswürdigkeit, immer in die zärtlichen Worte ausbrechend und ihr dabei die Wangen streichelnd: „Oh, ich ungeschickte Person, diesem jungen hübschen Frauchen solch einen Schreck einzujagen. Ohrfeigen könnte ich mich.“

Bei einer so gezeigten offenbaren Reue blieb dem gestörten jungen Ehepaar nichts anderes übrig, als seine Verzeihung auszusprechen, daß dergleichen ja vorkommen könne.

Miß Corah hatte ihren Zweck erreicht; die Verbindung war hergestellt. Sie wußte es mit einer be-

strickenden Liebenswürdigkeit einzurichten, daß das Paar den feuchten Tisch verließ, um sich zu ihr zu setzen. „Oh, meine Herrschaften, Sie sehen mich totunglücklich, Sie in diese Lage gebracht zu haben. Zum Zeichen, daß Sie mir meine Ungeschicklichkeit nicht weiter nachtragen, bitte ich Sie, an meinem Tisch Platz zu nehmen."

Und es dauerte nicht lange, daß Miß Corah Sekt zur Versöhnung bestellte. Ich muß sagen, Miß Corah war während ihres Aufenthaltes bei mir eine gute Kundin gewesen, wenn Sie manchmal auch etwas laut wurde — aber sie konsumierte reichlich. Dem jungen Ehepaar schien die neue Bekanntschaft sichtlich sehr interessant; besonders als sie es aus dem Munde von Miß Corah selbst hörten, daß sie eine Löwenbändigerin sei. Da ich infolge der Sektbestellung mich selbst etwas um den Tisch bemühte, besonders auf die notwendige Temperatur des Weines achtete, so hatte ich Gelegenheit, einen Teil der Unterhaltung zu hören.

„Ah, unser Herr Wirt bedient uns selbst!" bemerkte Miß Corah, als ich ihr das Glas eingoß.

„Aber selbstverständlich, Miß Corah," erwiderte ich, „auf Sekt verstehe ich mich. Es geht ihm wie bei manchen Frauen, sie wollen kalt behandelt sein."

„Sie scheinen ja ein großer Frauenkenner, Herr Wirt", bemerkte sie lachend. „Sie wirken überhaupt so — wie soll ich sagen — so distinguiert."

„Miß Corah," konnte ich ihr nur schmeichelnd erwidern, „ich habe einstmals die Welt gesehen und bin als ‚Ober Philipp' nicht nur mit großen Staatsmännern in Berührung gekommen, sondern auch mit Damen der großen Welt."

„Ach, wissen Sie, Herr Wirt," dabei lächelte Miß Corah so eigentümlich, „auch die Damen der großen Welt sind in gewissen Dingen so wie die Damen der kleineren Welt. Aber ihr Männer bildet euch immer gleich etwas ein, jede müßte verschossen in euch sein. Dabei finde ich euch Männer einfach gräßlich. Prosit, schöne Frau." Damit erhob Miß Corah ihr Sektglas und ließ es, mit einem tiefen Blick in Frau Toni Heinichens Augen, an deren Glas anklingen.

„Das ist ja für uns beide, Herr Wirt," fiel nun der junge Ehemann ein, „keine Schmeichelei, was wir da von Miß Corah hören müssen." Hierbei versuchte er seinerseits, seiner jungen Frau mit einem liebevollen Blick zuzutrinken. Ich konnte wieder bemerken, wie Miß Corah unmutsvoll die starken Brauen zusammenzog. Sie drückte mit ihrer Hand so gegen das von ihr umfaßte Glas, daß es zerbrach und der Sekt über ihre kräftige, mit zahlreichen Ringen geschmückte Hand rieselte.

„Oh, ich wollt', ich könnte die Männer einmal so bei meinen Löwen im Käfig haben. Das sind wenigstens noch edle Tiere, aber so ein Mann — brrrr!" — Und ihre Augen blitzten.

„Na, und Sie, gnädige Frau," die durch den genossenen Sekt Farbe bekommen hatte und anfing, ihre Schüchternheit etwas zu verlieren, „wie denken Sie über die Männer?" fragte ich Frau Heinichen. „Offenbar doch nicht schlecht, da Sie doch ein Exemplar von uns gewählt haben?"

Anstatt aller Antwort legte sie mit zärtlichem Augenaufschlag ihre rechte Hand auf die ihres neben ihr sitzenden Mannes. Es war wirklich ein reizendes Paar. Er, ein sehr bescheidener, junger Ehemann,

der in seinen jungen Jahren von den Frauen noch nicht viel gelernt haben konnte, offenbar ein Muttersöhnchen. Diese energische Dompteuse war ihm etwas Neues. So ein Weib hatte er noch nicht gesehen. Aber interessieren mochte er sich kaum für Miß Corah, die ihn wie ein Baby in ihre Arme hätte nehmen können. Zu dieser Miß Corah gehörte ein anderer Kerl, als dieser Jüngling. Die brauchte eine Mannsnatur, die mit der Hundepeitsche, wie sie sie für ihre dressierten Bestien benötigte, umzugehen verstand. Ein brutaler, sieben Fuß hoher Kerl — wenn ihr nicht, wie sie schon offen gesagt, die Männer überhaupt zuwider gewesen wären.

Ich war mir noch nicht klar darüber, ob das alles nur Pose war, was sie sich über die Männlichkeit leistete. Vielleicht eine gehabte Enttäuschung oder auch eine wahnsinnige Sinnlichkeit, die sich hinter dieser Abneigung verbarg. Ich hatte ja in meiner langen Laufbahn soviel Frauen bedient und Gelegenheit gehabt, sie kennenzulernen. Diese „Blümchen-rühr-mich-nicht-an“ kannte ich; wußte, wie sie nachher auf ihren Zimmern ganz anders waren und alle Augenblicke nach dem Kellner klingelten, nur um den Geruch der männlichen Bestie einzuatmen.

Das junge, blonde Frauchen mit den schönen blauen Augen wirkte noch wie ein ganz junges Mädchen. Sie war reizend in ihrer mädchenhaften Scham und Naivität. — Diesen Eindruck mußte sie auch bei Miß Corah machen, die kein Auge von ihr ließ, so daß Frau Toni Heinichen manchmal ganz verlegen fortblicken mußte. Unter der allmählichen Wirkung des genossenen Sektes legte die Dompteuse ihren vollen Arm vertraulich um die schlanke Taille

des jungen — Mädchens hätte ich beinahe gesagt — aber sie war ja doch nach dem Meldezettel die Frau des Mannes hier am Tisch.

„Und wann hatten Sie Ihre Hochzeit?“ fragte Miß Corah interessiert.

„Wir haben erst gestern geheiratet“, antwortete die junge Frau unter leichtem Erröten. „Hier ist unsere erste Station auf unserer Hochzeitsreise.“

„Wir wollen uns hier einige Tage aufhalten, um die Kunstgalerien zu besichtigen“, fügte er zu.

„Wie kann man nur so jung heiraten“, erwiderte Miß Corah sinnend und streichelte dann den schlanken Arm der jungen Frau.

Ich dachte mir im stillen, was ihr in eurer Verliebtheit schon sehen werdet; aber dazu sind ja wohl die Museen da. —

„Herrgott!“ mit diesen Worten sprang Miß Corah plötzlich auf. „Ich vergesse in so reizender Gesellschaft ganz, meiner Vorstellung beizuwohnen.“

Das junge Paar blickte sich einen Augenblick fragend an. Aber Miß Corah wartete gar nicht seine Antwort ab. Mit der ihr eigenen Energie bestimmte sie gleich: „Ich lasse vom Portier sofort eine Loge, unmittelbar an der Bühne, für Sie reservieren. Sie werden von da aus alles sehen. Herr Wirt, sagen Sie dem Portier Bescheid, daß im Varieté auf meinen Namen sofort eine Orchesterloge reserviert wird.“

„Wir nehmen Ihre Einladung, Miß Corah, dankbar an“, erwiderte nun der Ehemann, als ob es gegen die Bestimmung von Miß Corah überhaupt keine andere Willensmeinung gäbe.

„Nach der Vorstellung setzen wir hier im Hotel

unser gemütliches Beisammensein fort", bemerkte Miß Corah und wandte sich dann wieder an mich: „Herr Wirt, also bitte, für uns einen besonderen Tisch gegen 10 Uhr zu reservieren. Meine Nummer kommt um 9 Uhr dran. Wir können also um 10 Uhr uns hier wieder treffen, oder nein, ich komme in die Loge, und wir fahren gemeinsam dann in unser Hotel. So wird's gemacht, junge Frau, oder muß man noch Fräulein sagen?" Und mit diesen Worten drückte sie die überraschte Frau Heinichen plötzlich an sich und lachte ausgelassen.

Man erhob sich darauf von der Tafel. Das junge Ehepaar ließ sich auf seine Etage, der zweiten Nr. 18, fahren, um sich für die Vorstellung anzuziehen, während Miß Corah sie beide erwarten wollte, um mit ihnen dann gemeinsam ins Varieté zu fahren. Ich eilte schnell zur Portierloge, um ins Varieté zu telephonieren und die Loge auf den Namen von Miß Corah festzulegen.

Als ich zurückkam, empfing mich Miß Corah mit den Worten: „Was sagen Sie zu dem hübschen Frauchen, ist es nicht ekelhaft?"

„Was denn?" fragte ich mit unschuldiger Miene, damit sie etwas deutlicher über dieses „ekelhaft" wurde, obwohl ich mir schon meine eigenen Gedanken machte. Aber ich wollte, sie sollte endlich Farbe bekennen.

„Na, Sie verstehen mich doch, ein so junges Ding den Lüsten eines Mannes auszuliefern."

„Miß Corah, er ist ihr Gatte, und sie lieben sich anscheinend sehr", entgegnete ich sehr gemessen.

„Ach, was weiß denn so ein junges Mädchen." —

„Was — Mädchen!"

„Natürlich, sie ist noch ein Mädchen. Wenn sie es nicht wäre, nein, sie muß es sein, würde sie von der sogenannten Männerliebe genug haben."

„Nun, weshalb regen Sie sich darüber auf?"

„Weil ich nicht will, daß sie in ihrer Unschuld und Jugend verdorben wird!" Und sie stampfte energisch mit ihrem Fuß auf.

„Na, hören Sie mal," ließ ich mich vernehmen, „Sie haben doch nicht das Recht, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen und eine noch frisch geschlossene Ehe stören zu wollen, — nur — nur — weil Sie — hm — etwas anders vielleicht geartet sind." Ich war mir jetzt ganz klar über die stattliche Dompteuse. Schon ihre bisher gezeigten eifersüchtigen Anwandlungen hatten sie in diesen Verdacht bei mir gebracht. Da ich aus Erfahrung bei meinem Pariser Aufenthalt wußte, zu welchen Handlungen derartige Weiber in ihrer Leidenschaft fähig sind, und ich auch in meinem Hotel jeden Skandal vermieden wissen wollte, so nahm ich mir vor, ein sehr wachsames Auge über die frisch geschlossene Bekanntschaft zu haben. Mit dem jungen Ehemann konnte ich nicht darüber sprechen, wer weiß auch, ob er mich überhaupt verstanden hätte. Die junge Frau konnte ich erst recht nicht warnen, die hätte mich noch weniger verstanden. Also mußte sich meine ganze Aufmerksamkeit auf Miß Corah richten. Ich mußte dabei mit aller Vorsicht und Diskretion handeln, denn ein bloßer Verdacht genügt noch nicht, sich in die Angelegenheiten fremder Menschen, noch dazu meiner Gäste, einmischen zu wollen. Ich hätte am liebsten diese Miß Corah ausquartiert, aber aus welchem Grunde? Ich hätte unter Umständen meine ganze Artistenkundschaft ein-

gebüßt, denn ihre kollegiale Zusammengehörigkeit ist sehr ausgeprägt. Eine verteufelte Lage. Diese temperamentvolle Dompteuse führte sicher etwas im Schilde. Und wenn sich meine Vermutung als richtig erwies, so schien mein Hotel von dem jungen Paare dazu ausersehen zu sein, als erste Station auf ihrer Reise, aus einer Frau Toni Heinichen auch — tatsächlich eine Frau Toni Heinichen werden zu lassen. Dahingehende unzarte Bemerkungen meines Etagenkellners und des Zimmermädchens überhörte ich einfach. Das Personal ist manchmal zu taktlos und weiß zwischen seinem Chef keinen Abstand zu halten. Ich war heute der Proprietär und nicht mehr der Philipp der Einzige, welcher dergleichen Dinge zum Scherz mitgemacht hätte. Kurz und gut, ich witterte etwas in der Luft, das mir Peinlichkeiten und geschäftlichen Schaden bringen konnte. Wäre ich diese verteufelte Dompteuse doch los. Aber diese Miß Corah brächte es in ihrem Zorn fertig, mich mit dem steifen Arm zum Fenster meines eigenen Hauses (first class) als Wirtshausschild hinauszuhalten, mich ihren Löwen zum Fraß vorzuwerfen usw. Ich sah in dieser kurzen Minute schreckliche Dinge sich über meinem Haupte zusammenziehen. Der Schweiß brach mir auf der Stirn aus. Nur keinen öffentlichen Skandal, so sehr ich auch für Reklame bin.

Mittlerweile kam das junge Paar ahnungslos und heiter aus seinem Zimmer, fertig angezogen, zurück. Miß Corah schloß zu meinem starken Mißvergnügen die junge Frau, als kannten sie sich bereits seit einer Reihe von Jahren, als ihre beste Freundin in die vollen Arme. Dann fuhr das Auto vor und entführte sie zu dritt in das Varieté. Ich hatte hier-

bei den teuflischen Wunsch, möchte doch einer dieser Wüstenkönige oder alle zusammen heute abend diese Dompteuse mit Haut und Haar verzehren.

Da diese braven Tiere vielleicht wirklich in Afrika geborene Löwen waren, so mochten sie an Besseres als an die prallen Schenkel ihrer Herrin gewöhnt sein und beliebten einen guten Missionar ihr vorzuziehen. Oder auch die europäische Dressur mit der Peitsche hatte sie inzwischen zu völligen Vegetariern werden lassen. Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. —

Der Abend verging schneller, als man gedacht, wie es besonders in einem Hotelbetrieb der Fall ist. Das ankommende und abreisende Publikum läßt einen kaum zur Besinnung kommen. Ich fühlte mich bei dieser rastlosen Beschäftigung sehr wohl. Saß, wenn es sein mußte, sehr würdevoll im Gehrock hinter meinem Schreibtisch (natürlich Diplomatentisch) im Bureau, hinter einem großen, imponierenden Geldschrank, und empfing so Lieferanten und auch Hotelgäste, wenn letztere mir Wertsachen hinterlegen wollten. Ich hatte einmal einen Schauspieler bei mir wohnen, der rezitierte alles mögliche, besonders die Worte: Bereit sein ist alles. Ich aber behaupte: Die Aufmachung ist alles! Da mein Betrieb noch nicht so umfangreich war, wie im „Europäischen Hof", wo eine eigene Buchhaltung bestand, so war ich mein eigener Buchhalter und schrieb die Noten den abreisenden Gästen mit Würde und Abrundung nach oben aus. Mein „Ober" übernahm dann die Überreichung. Oder auch ich empfing meine Gäste im Vestibül des Hauses, dabei mit geübtem Blick Äußeres und Gepäck musternd. Meine Begrüßungen unter-

schieden sich um wenige Grad von denen meines Portiers und meines Obers. Meine würdevollen Verneigungen waren nicht ganz so tief wie jener. Man sah sofort in mir den Besitzer des Hauses, wozu auch ein sich allmählich entwickelnder Embonpoint das seine beitrug.

Nachdem ich nun an jenem Abend noch meinen üblichen Rundgang durch das Café gemacht, dabei meine Stammgäste begrüßt und ihren oft mehr als langweiligen wiederholten Bemerkungen mit scheinbarem großen Interesse gelauscht, manchen albernen, zu Tode gejagten Witz für ausgezeichnet erklärt hatte, begab ich mich in den Speisesaal. Dort war auf meine Anordnung in einer Nische mit zartem Ampelschein der Tisch für die Dompteuse und ihre Gäste gedeckt worden. Als Aufmerksamkeit für das junge Paar hatte ich einige Blumen hinzufügen lassen.

Ich war schon in früheren Jahren, noch als „Ober Philipp", der Beschützer so mancher zarten Liebesbande gewesen und wollte nun bei dieser legitimen Ehe dies erst recht sein. Derartige Mannweiber wie Miß Corah sind mir durchaus zuwider, und ich hoffte, in dem stillen Kampf zwischen uns beiden der Sieger zu bleiben. Überdies machen sich derartige kleine Aufmerksamkeiten immer bezahlt.

Es dauerte auch nicht lange, so traf das Trio ein. Es begab sich gleich in den Speisesaal. Die junge Frau war noch ganz begeistert.

„Nein, liebe Miß Corah, wie ich Ihren Mut immer wieder bewundern muß, diesen schrecklichen Bestien entgegenzutreten. Einmal zitterte ich um Sie ganz fürchterlich, als der eine Löwe sich so ungebärdig

zeigte und mit aufgerissenem fauchenden Rachen und schlagender Pranke Ihnen gar nicht gehorchen wollte."

„Und er mußte doch!" entgegnete Miß Corah triumphierend. „Alle müssen mir gehorchen."

„Wie sind Sie, Miß Corah, eigentlich auf diesen so lebensgefährlichen Beruf gekommen?" fragte der Ehemann, wobei er seiner Frau den eleganten Abendmantel abnahm.

„Oh, das ist ein ganzer Roman", lächelte die Löwenbraut, und unter Stuhlrücken nahm man Platz. „Ich stamme nämlich aus sehr gutem Hause. Miß Corah ist nur mein Künstlername. Mein Vater war Gutsbesitzer, und der viele Umgang mit Tieren brachte mich darauf. Mein Vater sagte immer: ‚Mädel, an dir ist ein Junge verlorengegangen.' Eigentlich wollte ich Stierkämpferin werden. Unser Zuchtbulle war mein erstes Versuchsobjekt. Er behandelte mich einfach abscheulich. Ja, das Männliche."

Ich unterbrach diesen geschilderten Lebenslauf durch die stumme Überreichung der Weinkarte.

„Meine Herrschaften," fuhr Miß Corah fort, „Sie sind heute abend meine Gäste —" das Ehepaar wollte lebhaft protestieren und die Ehre für sich in Anspruch nehmen, aber mit der ihr eigenen Energie setzte Miß Corah ihre Einladung durch.

„Da darf ich wohl bestellen. Herr Wirt, bitte also Sekt, einfach Sekt."

Na, das fängt ja gut an, dachte ich bei mir. Ich gab dem Tischkellner den Auftrag, wie es Miß Corah wünschte, französischen Sekt trocken zu bringen.

Nach ihrer Bemerkung liebte sie nur französischen Sekt, und zwar trocken. Das süße Zeug konnte man doch nicht trinken, wie sie sagte.

„Ich bin durch meine vielen Reisen im Auslande so an französischen Sekt gewöhnt. Er ist mir derartig zum Bedürfnis geworden, daß ich schon morgens, wenn ich zur Probe den Käfig meiner Freunde betrete, ein Glas zu mir nehme."

So schwer abkömmlich ich auch in meinem Geschäft war, beschloß ich doch, der Bedienung dieses Tisches aus bestimmten Gründen meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Ich hatte ein festes Menü zusammenstellen lassen, selbst die Karte ausgeschrieben und in den silbernen Halter getan. Darauf verstand ich mich doch! In wie vielen Séparées meiner glorreichen Vergangenheit als „Philipp der Einzige" hatte man sich ganz meiner kulinarischen Führung anvertraut. Ich war nicht umsonst in Paris in die Schule gegangen. Welch Horror hatte mich manchmal gepackt, wenn ich erleben mußte, wenn irgendein reich gewordener Prolet in seinem Unverstand die delikaten Sachen, Gedichte aus der Küche, verschlang, als wären sie Erbsen mit Sauerkraut. Schon wie meine Austern als Entree serviert wurden, war allein ein künstlerischer Hochgenuß, womit auch dieses Souper begann. Ich will meine Leser und ihrem gewiß extrem ausgebildeten Gaumen nicht durch eine Aufzählung der gebotenen Gerichte erregen, denn es wäre vielleicht für manchen eine Tantalusqual. (Dieses schöne Wort habe ich von Marat am Literatentisch. Wenn vielleicht auch sein revolutionärer Gaumen nicht sehr entwickelt und mehr für Volksgerichte, wie saure Bohnen, war, so glaube ich doch, hin-

sichtlich der Fremdworte kann ich mich auf ihn verlassen.)

Eigentlich ist es ja dankbarer, für eine Gesellschaft alter Herren ein exquisites Souper zu servieren, wo nur der Gaumen mitspricht und nicht, wie bei verliebten, jungen Leuten, das Herz. Aber dieses Trio war ein sonderbares Gemisch. —

Also kurz, mein Essen fand eigentlich nur bei Miß Corah große Worte der Anerkennung, wenn sie auch mit den Augen noch nebenbei die junge Frau fast verschlang. — Übrigens trank sie wie ein Grenadier und nötigte die junge Frau zum Mittrinken. Ich füllte die Gläser indes so geschickt, daß Frau Toni mehr den Schaum bekam. Es war wie bei einem Wohltätigkeitsbasar, wo das Glas Sekt hoch im Preise steht — die reine Schaumschlägerei. Der junge Ehemann war nun auch in eine fidele Laune gekommen, die sich durch häufiges Streicheln seiner Frau und heimliches unter dem Tisch gegen das Knie Stoßen und Treten des Fußes äußerte. Ich weiß es nämlich daher, weil ich am nächsten Tage ein blaues Knie und einen schmerzhaften Fuß hatte, da ich dem Tisch beim Eingießen oft sehr nahe kommen mußte. Der Gipfelpunkt aber wurde erreicht, als Miß Corah plötzlich vorschlug, Frau Toni gefalle ihr dermaßen, daß sie nicht umhin könne, ihr einen Kuß zu geben, und sie bäte, sich künftig „du" zu sagen. Gesagt, getan, und schon hatte sie Frau Toni umarmt und abgeküßt. Mich berührte diese Sache höchst widerlich. Der junge Ehemann war schon etwas benebelt und legte diesem Vorfall weiter keine Bedeutung bei. Zum Glück hatten sich die an diesem Abend nicht sehr zahlreichen Gäste meines Speise-

saals schon entfernt, so daß wir allein waren. Nur aus der Ferne, aus dem Café, wo ich seit einiger Zeit Musik eingeführt, klang ein süßlicher Walzer „Wenn die Liebe stirbt".

Wenn auch der Ehemann, wie schon gesagt, etwas angeheitert war und er die immer stärker werdende Zärtlichkeit der Dompteuse zu seiner jungen Frau gar nicht bemerkte, was er, wie vielleicht auch die junge Frau, auf einen Ausfluß einer starken Weinstimmung hätte schieben können, so war er sich doch der vorgerückten Zeit bewußt, die er nun mit seiner Frau auf ihrem Zimmer verbringen wollte. Etwas wankend, mit einem blöden Lächeln, erhob er sich vom Tisch mit den Worten: „Nun, mein Schatzerl, Toni, nun wird es aber wohl Zeit, daß wir uns gute Nacht sagen."

Wenn die junge Frau nicht schon durch den genossenen Sekt eine etwas rote Farbe gehabt hätte, nun wurde sie erst rot wie eine glutvolle Rose. Sah dabei aber ihren Gemahl liebevoll und verheißend an und sagte: „Wie du willst, mein Hans."

„Was, Sie werden uns nicht doch schon den schönen Abend stören wollen!" rief Miß Corah im hellen Zorn. „Jetzt ausrücken, das gibt es nicht", und mit ihren kraftvollen Armen umschlang sie ihre neue Freundin und hielt sie fest.

Ich sprang dem hilflosen jungen Ehemann bei, der endlich zu seinem Recht als Gatte kommen wollte, welches Sehnen seine junge Frau auch zu teilen schien. Auch mir war es bereits reichlich spät geworden, und mein Tischkellner hatte sich übermüdet schon im Halbschlaf in die dunkle Ecke, in die Nähe des Büfetts, zurückgezogen. Ich sagte daher: „Aber Miß Corah,

die Herrschaften sind gewiß ruhebedürftig.“ Aber wie eine Besessene fuhr Miß Corah auf mich los, als sie merkte, daß das Recht des Ehemanns ihr ihre Beute zu entführen drohte und dieser in mir eine Unterstützung fand. „Was, Sie talentloser Wirt und Herbergsvater, fangen nun auch noch an, anstatt für Getränke zu sorgen! Sie sind der talentloseste Wirt, der mir je vorgekommen.“ Und mit diesen Worten ergriff sie ihr Sektglas und warf es zu Boden.

Ich blieb sehr ruhig und entgegnete nur: „Sie sehen, das leibliche Wohl meiner Gäste steht mir höher als mein persönlicher Verdienst. Ich bin daher der beste aller Wirte.“

„Nun gut, es sei,“ sagte Miß Corah, „wenn alles gegen mich ist. Aber vorher wollen wir die junge Frau mit diesen Blumen hier auf dem Tisch schmücken und so auf ihr Zimmer geleiten. Und ehe wir uns für heute abend trennen, müssen wir noch einen Abschiedsschluck nehmen und das ‚Du‘ nochmals mit dem schäumenden Sekt weihen.“

„Der Wein ist alle“, bemerkte ich und nahm die leere Flasche aus dem Kühler und stellte sie zu den bereits geleerten übrigen Flaschen.

„Sofort eine neue herbei — und ein neues Glas für mich!“ Notgedrungen mußte ich ihrem Wunsche Folge leisten.

Während Miß Corah ihr „Tonerl“, wie sie sie nannte, unter Lachen und Liebkosen mit den Blumen schmückte und den Ehemann als Scheusal bezeichnete, der soviel Schönheit und Liebreiz gar nicht verdiene, nahm ich vom andern Tisch ein neues Sektglas für Miß Corah und eilte dann, die neue Flasche zu holen, die sie durchaus verlangte. Als ich die

drei um diesen Gang, den müden Kellner wollte ich nicht stören, allein gelassen und zurückkam, bemerkte ich noch gerade, wie Miß Corah das Glas von der jungen Frau in der Hand hielt.

„So, nun aufgemacht! Ist er kalt genug?"

„Ja, Miß Corah, als fürsorgender Wirt habe ich auf alle Fälle eine mehr kalt gestellt."

„Na, das ist auch die einzige vernünftige Idee, die Sie heute abend gezeigt", lachte Miß Corah und entnahm mir dieses Mal die Flasche, um Frau Toni selbst einzuschenken.

„Dieser Trunk will besonders gut eingeschenkt und genossen sein", bemerkte sie unter eigentümlichem Lächeln, als alle Gläser gefüllt waren, wobei auch ich nicht zu kurz kam, obwohl ich gar kein Verlangen nach Sekt hatte. Aber was muß ein Wirt nicht alles in sich aufnehmen können im Interesse des Geschäfts!

„So, nun wollen wir, Tonerl, erst richtig, ich muß wohl sagen, Schwesternschaft trinken." Die junge Frau erhob ihr Glas und stand vom Tisch auf, um mit Miß Corah feierlich anzustoßen. Ich dachte im stillen, nun, morgen wird ja diese Sektlaune einem Kater Platz gemacht haben, und ihr werdet die Torheit selbst einsehen, mit der Löwenbändigerin nach einer Bekanntschaft von einigen Stunden die Duzfreundschaft getrunken zu haben. Schon vor eurer Abreise wird das tolle Zeug alles vergessen sein.

Miß Corah hatte sich ebenfalls erhoben und sagte: „Nein, Tonerl, so trinkt man nicht die Schwesternschaft. Wir müssen es wie die Studenten machen Und mit dem Herrn Gemahl, ob er will oder nicht, machen wir es ebenso, wenn er auch ein Ekel ist." Und mit diesen Worten streckte sie ihren rechten

Arm durch den rechten Arm Frau Tonis, und beide Damen tranken. Dann dieselbe feierliche Zeremonie mit dem jungen Ehemann. Miß Corah unterließ es dabei nicht, der jungen Frau einen, wie mir schien, überlangen Kuß auf den Mund zu geben, daß Frau Toni, endlich frei werdend, von dieser Umarmung zurücktaumelte und mit einer Miene, die Staunen und Verlegenheit ausdrückte, auf ihren Stuhl sank. Der Mann bekam notgedrungen nur einen sehr flüchtigen Kuß, während er, mit scheuem Blick auf seine Frau, die vollbusige Artistin umfing.

„So, nun, Kinder, könnt ihr ruhig schlafen gehen," lachte Miß Corah eigentümlich, „Herr Wirt, Kerzen her! Laßt uns die Hochzeitsfackeln anzünden und das Paar aufs Zimmer geleiten."

Niemand war froher als ich, daß das Souper nun endlich sein Ende erreicht hatte und ich selbst ins Bett kam, ohne daß Miß Corah meinem Hotel noch irgendeinen Schaden bereitet hätte. Sie hatte sehr viel getrunken, aber sie vertrug andererseits auch etwas. Mein Kellner war durch den Aufstand vom Tisch inzwischen auch munter geworden. So wollte ich denn auf den Scherz von Miß Corah eingehen und dem Paar durch brennende Kerzen, jeder sollte eine tragen, heimleuchten lassen. In einem modernen Hotel mit durchweg elektrischem Licht — heute eine seltene Erscheinung, — die nur möglich wurde, indem wir am Büfett die für die Notbeleuchtung bestimmten Kerzen auftrieben und die dazu gehörenden silbernen Leuchter nahmen. Leider hatte meine Hauskapelle im Café bereits aufgehört zu spielen, sonst hätte ich diese noch beordert, den Vortritt zu nehmen und unter dem Spiel des „Hochzeitsmarsches", ich

glaube der Mann heißt „Lohengrin", dem Paar das Geleit zu geben.

Während wir noch die Kerzen suchten und sie endlich fanden und in den Leuchtern anzündeten, wurde die junge Frau von einer fürchterlichen Müdigkeit befallen. Sie mochte wohl an einen so reichlichen Alkoholgenuß nicht gewöhnt sein, wie ihn Miß Corah ihr förmlich aufgedrungen und diese ihn auch vertrug.

Frau Toni wurde plötzlich ganz blaß, sank mit schlaffem Kopf auf das Sofa am Tisch mit den Worten zurück: „Ach, ich bin — zum Umfallen müde." Unter heftigem Gähnen verlor sie das Bewußtsein und schlief wie eine Tote. Das Gesicht des jungen Ehemanns nahm plötzlich den Ausdruck größter Besorgnis an. Hatte ihn eben noch der Wein in die animierteste Stimmung versetzt, so war er um so plötzlicher ernüchtert. Er bemühte sich sofort mit größter Besorgnis um seine Frau: „Mein Herzchen, mein Schatz, werde doch munter, bis wir oben sind. Oben kannst du ja ausschlafen." Aber alles Rütteln und Schütteln bei der jungen Frau half nichts. Sie schlief wie eine Tote. Miß Corah dagegen blieb bei der prächtigsten Laune, ja, ich glaubte, feststellen zu können, daß sie immer vergnügter wurde. Wenn ich auch die Ursache der gezeigten großen Müdigkeit im Alkohol suchte, so konnte ich doch einen gewissen Verdacht nicht zurückweisen. Gleich in einen derartig tiefen Schlaf zu fallen, der jedes Wiedererwachen und jede Bewegungsmöglichkeit lähmte, war doch etwas merkwürdig. Dann bestärkte mich noch die Heiterkeit von Miß Corah. Die so gestörte Hochzeitsnacht, wobei sie mir nicht ganz unschuldig erschien, ließ eine

gewisse Schadenfreude aus ihren Augen leuchten. Denn daß die junge Frau vorläufig nicht aufwachen und mindestens bis morgen mittag schlafen würde, darüber war ich mir ganz klar. Da sie unmöglich so länger auf dem Sofa liegen konnte, ordnete ich an, daß sie auf ihr Zimmer getragen wurde. Um ein unnützes Aufsehen in so vorgerückter Stunde im Hotel und beim Personal zu vermeiden, packten wir alle selbst zu und trugen Frau Toni auf ihr Zimmer. Hierbei beteiligte sich Miß Corah ganz besonders, nach ihren Kräften zu urteilen, hätte sie die junge Frau ganz allein, wie ein Kind, auf ihren Armen ins Bett tragen können. So glich dann unser erst geplanter Hochzeitszug eher einem Leichenzuge. Mit einer wahren Leichenbittermiene trug der Ehemann mit uns seine Frau ins Bett. Er hatte sich wohl die kommende Nacht ganz anders vorgestellt.

Sehr richtig bemerkte Miß Corah, als wir die junge Frau ins Bett gelegt hatten, sie könne doch die Nacht unmöglich in ihren Kleidern schlafen. Und als der Mann entgegnete, er würde seine Frau schon ausziehen und es ihr bequem machen, wehrte Miß Corah ab.

„O nein, ihr Männer versteht das doch nicht. So etwas kann eine Frau viel besser. Schon allein das Korsett macht euch Schwierigkeiten. Ich mußte nun aus Anstandsrücksichten notgedrungen das Zimmer verlassen, wo der Mann und Miß Corah allein blieben. Wie es mir vorkam, hätte sie am liebsten den Mann auch noch entfernt. Ich zögerte auf dem Korridor, ob ich mich sogleich auf mein Zimmer zur Ruhe begeben oder erst noch das Erscheinen von Miß Corah abwarten sollte. Ich blieb vor der Tür

des jungen Paares. Nach einer Weile, die mir unendlich lange vorkam, trat Miß Corah wieder zur Tür heraus, dem armen Ehemann boshafterweise noch eine angenehme Ruhe wünschend. Sie schien mir sehr erregt. In ihren Augen flackerte es eigentümlich, wie ich schon öfter bei sinnlich erregten Männern beobachten konnte. Ihr voller Busen senkte sich auf und nieder. „Oh, ist diese junge Frau schön gebaut", sagte sie wie zu sich selbst. Das Zimmer von Miß Corah befand sich auf derselben Etage, nur einige Zimmer weiter. Ich begleitete sie zu diesem, wobei sie mir noch die Komödie vorspielte, — alle Frauen sind geborene Schauspielerinnen, — wie unendlich leid es ihr täte, daß die junge Frau sich anscheinend etwas zu viel zugemutet hätte und ihr armer, lieber Mann sich nun wohl oder übel in Geduld fassen müsse. „Hoffentlich hat dieser Ohnmachtsanfall nichts weiter auf sich und die junge Frau ist morgen wieder munter. Ich werde mich ihrer sehr annehmen, Herr Wirt, vielleicht können Sie mir, wenn es irgend geht, ein Zimmer geben, das neben dem ihren gelegen ist. Haha."

Mit einem plötzlichen Lachen verschwand sie hinter ihrer Türe. Ich dachte mir aber, ich werde mich hüten, euch beide so nahe zu bringen. Ich rief mir noch einmal alle Einzelheiten des Vorfalls ins Gedächtnis, und dabei fiel es mir auf, als ich die letzte Flasche persönlich holte, daß Miß Corah das Glas von der Frau Toni in ihrer Hand gehalten. Mit Gewandtheit konnte sie ihr bei dieser Gelegenheit ein Schlafpulver oder ähnliches unbemerkt ins Glas getan haben. Jedenfalls hatte sie mich überlistet, denn diese Art Weiber sind in der Verfolgung ihres

Zieles rücksichtsloser und schlauer als wir Männer, denen in solchen Fällen die List abgeht, die sie durch Brutalität ersetzen. Todmüde und zerschlagen suchte ich mein Lager auf, mit dem Seufzer, daß der Beruf eines Hoteliers doch vielerlei Aufregendes und Verantwortungsvolles mit sich bringt, worüber sich ein „Ober" nicht weiter den Kopf zerbrechen muß. Er findet in der Beobachtung sein Vergnügen und eventuell auch seinen Nutzen, während die Folgen auf den Ruf des Wirtes und seines Hauses fallen.

Der frühe Morgen, also schon nach wenigen Stunden, fand mich wieder auf den Beinen. Wenn ich mich auch im allgemeinen auf mein Personal verlassen konnte, so waren es doch alles Durchschnittsmenschen, die außergewöhnlichen Lagen ziemlich hilflos gegenübergestanden hätten. Ich unterließ es daher auch bisher, einige von ihnen zu erwähnen. Der Portier, ein etwas behäbiger, älterer Herr, den ich mit übernommen hatte, war nur in mittleren Hotels tätig gewesen. Er machte aber eine ganz gute Figur. Mein „Ober" war ein ziemlich gewandter Mensch, schlank und groß, dem aber doch der letzte Schliff mangelte, wie ich es so gewohnt war. Ich will dabei, aus angeborener Bescheidenheit, keine Vergleiche ziehen. — Meine Zimmermädchen konnten hübscher sein, und ich wollte daher demnächst hierin einen Wechsel vollziehen. Der Hausdiener Friedrich war kein solcher Stiefelphilosoph wie der Friedrich im „Europäischen Hof" zu meiner Zeit, aber auch ein Sozi bis in die Spitzen seiner trinkgeldgewohnten Finger. Er scheint sich nicht damit zu begnügen, wie der Friedrich im „Europäischen Hof", die Gäste nur von den Stiefelsohlen bis höchstens zu den Waden zu betrachten, was

ja bei hübschen Damenbeinen auch seine Reize hat. Aber einen Hotelpagen Fritz habe ich, der richtige helle Junge. Eigentlich ein frecher Bengel, aber sehr — sehr brauchbar. Ich hatte ihm eine sehr schicke, jedoch diskrete Livree anfertigen lassen. Ich werde mich noch näher mit ihm zu beschäftigen haben. —

Als ich also am Morgen den Korridor entlang schritt, wo die Zimmer von den jungen Eheleuten und der Dompteuse lagen, um mich in die unten gelegene Empfangshalle zu begeben, befand sich noch alles im tiefen Schlaf. Vor dem Zimmer des jungen Paares standen friedlich, ja ich möchte sagen zärtlich nebeneinander die Stiefel. Der eine weibliche hatte sich sogar an den einen männlichen scheinbar angeschmiegt. Aber diese Anschmiegung hatte wohl nur zufällig hier stattgefunden. Die junge Frau wird nur auf dem Papier des Standesamtes und dem Meldezettel meines Hotels Frau Toni Heinichen sein.

Unten in der Hotelhalle war schon voller Betrieb von abreisenden und ankommenden Gästen, so daß ich nicht weiter über Miß Corah und das junge Paar zum Nachdenken kam.

Ebenso fand ich in meinem Bureau eine große Anzahl eingelaufener Briefe vor. Zu der Zahl der bei mir täglich eingehenden Offertenbriefe für meinen Hotel- und Caféhausbetrieb gehörten auch die Schreiben von Heiratsagenten. Man hatte bald in Erfahrung gebracht, daß ich noch ledig war. Daß nun ein unverheirateter Hotelbesitzer in noch jungen Jahren ohne die Hilfe einer Frau sein Geschäft leitet, wurde geradezu als eine Absonderlichkeit betrachtet. Zudem ging das Geschäft gut. Wie man sich also wird denken können, wurde ich geradezu überschüttet von

männlichen wie weiblichen Agenten, die mich verheiraten und mir schon hier auf Erden den Himmel bereiten wollten. Nun war ich durchaus nicht abgeneigt, mich zu verheiraten und in meiner Frau eine Stütze für mein lebhaftes und anstrengendes Geschäft zu finden, nur ich wollte nicht gerade aus der segnenden Hand eines Vermittlers diese schöne Himmelsgabe in Empfang nehmen. Mich zu befriedigen, war überhaupt eine eigene Angelegenheit. Ich war durch meinen früheren Beruf als „Ober“ so verwöhnt. Wenn ich auf meine zarten Bande mit „Diana“ in Paris und mein Verhältnis, wenn auch nur als Episode, mit Marie aus dem „Europäischen Hof“ zurückblicke, konnte ich mich schwer in die Rolle eines soliden Ehemanns mit einer Frau ohne jeden Schuß Eleganz, wie ihn jene Frauen besaßen, hineindenken. Ich will darum den Leser vorläufig nicht mit meinen eigenen Herzensangelegenheiten behelligen, sondern lieber meine Beobachtungen an den Leidenschaften meiner Hotelgäste vorführen, wobei ich immer, wie mir einmal im „Europäischen Hof“ jener gelehrte Professor übersetzte, der tertius gaudens, der lachende Dritte, bin.

Als ich solchen Gedanken in meinem Bureau nachhing, und den Berg von Heiratsanzeigen mit den blonden und schwarzen Schönen, schillernd in allen Farben, ausgestattet mit allen Herzens- und Gemütsvorzügen mit nicht zu knapper Kasse, letzteres unterstrichen, achtlos beiseiteschob, konnte ich bemerken, wie ein Auto mit einem Pärchen gerade vor meinem Hotel vorfuhr und anscheinend Zimmer suchte. Ich eilte zur Unterstützung meines Portiers, um die üblichen Empfangshonneurs zu machen, in die Halle.

Ich traf gerade ein, als schon das Reisegepäck vom Auto abgeladen worden war. Der Portier hatte ihnen auf ihren Wunsch bereits ein Zimmer mit Bad auf der ersten Etage angewiesen. Ich bemerkte noch, wie er Herr von Rehenberg mit Frau bei Zimmer 12 an die Fremdentafel schrieb. Ich begrüßte die Ankömmlinge mit der üblichen Verneigung, — denn Verbeugung wäre zu viel gesagt, — die mich von meinem Personal unterschied. Sie waren noch beide jung, und sie tat sehr verliebt. „Wie du willst, lieber Schatz.“ „Aber gewiß doch, mein Schatz.“ So floß es immerfort wie Honig über ihre etwas zu rot gefärbten Lippen. Mein erster Gedanke war: Noch ein Hochzeitspaar. Dann kann es ja hübsch werden, wenn die so ganz anders geartete Miß Corah da auch noch Feuer fing und mit einer Sektattacke gegen die vielleicht auch noch bestehende — Festung vorrückte.

Sofort faßte ich den Entschluß, zum mindesten den Preis für den französischen Sekt um ein Bedeutendes zu erhöhen.

Beim genaueren Betrachten der Frau von Rehenberg mußte ich meine zuerst gefaßte Meinung aufgeben. Diese Frau hatte Augen, die mir doch schon auf eine gewisse Erfahrung in der Liebe hinwiesen. Ich habe ja dafür einen geschulten Blick. Aber sie war hübsch, brünett, mit einem feinen Profil und schmaler Oberlippe, die zum Kuß reizte. In der Toilette sehr gewählt und doch elegant. Offenbar also aus der Großstadt stammend. Er war ein schlanker Mann, ungefähr Anfang der Dreißig, mit rassigen Zügen, glattrasiertem Gesicht und etwas dünnen Haaren auf dem Schädel. So ein Mittelding zwischen Reserveoffizier und Assessor. Ziemlich bestimmt, ja

ich möchte sagen, brutal in seinen Anordnungen. So das gerade Gegenteil von dem Herrn Hans Heinichen, der wohl oben noch immer den tiefen Schlaf seiner jungfräulichen Frau bewachte, daß ihr nichts fehle. — Aber so ist es ja meist bei den Ehen, die Gegensätze ziehen sich an. Das Gepäck beider Gäste war auch sehr gediegen und wies auf eine gute Gesellschaftsklasse hin, wie ich sie sonst nur im „Europäischen Hof" kennengelernt hatte. Und da der Bahnhof ihrer Ankunft in der unmittelbaren Nähe des „Europäischen Hofes" sich befand, so nahm es mich etwas wunder, daß sie gerade bei mir abstiegen. Ich will damit aber nicht sagen, daß mein Haus nicht von gutem Renommée war. Dafür bürgte schon mein Name als der frühere „Philipp der Einzige".

Hinsichtlich des „Europäischen Hofes" hatte allerdings Herr Marat, mein Stammgast aus dem Caféhause, einige Bemerkungen gemacht, die seiner ganzen revolutionären Seele entsprangen. Er meinte, dieser Europäische Hof wäre Europa, das mit seiner Klasseneinteilung, von der ersten Etage bis hinauf zur vierten, sich überlebt hätte, daher die Bezeichnung modernes Hotel ein Unsinn wäre, dem ich natürlich widersprach. Es gäbe nur eine Einheitsklasse und nicht die des „Portemonnaies", meinte er. Wie der Leser staunend bemerken wird, sprach Herr Marat hierbei von Dingen, die er absolut nicht kannte. Was wußte er von einem Portemonnaie. Doch ich möchte bei derartigen Reflexionen als aufmerksamer Wirt meine Gäste nicht aus dem Auge verlieren. Ich fuhr mit Ihnen selbst im Lift nach oben in die erste Etage, wo wir gerade ankamen, als mein Hotelpage Fritz mit dem Handgepäck vor der Zimmertür von Nr. 12 stand. Der

Junge grinste über das ganze Gesicht, warum, wußte ich mir nicht zu deuten. Die Herrschaften waren mit dem Zimmer zufrieden. „Gut, Herr Wirt," sagte Herr von Rehenberg, „das behalten wir. Nun bitte sofort ein Bad. Nicht wahr, Lilli?"

„Aber gewiß, mein Schatz", flötete Lilli wieder und warf ihren leichten Reisemantel ab, wobei die Formen einer tadellosen Büste plastisch sich aus der duftigen dünnen Bluse emporhoben. Mit einem letzten Blick auf diese angenehme Erscheinung verschwand ich und gab dem Zimmermädchen die weiteren Anordnungen für das Bad.

Beim Fortgehen kam ich auch an dem Zimmer der Miß Sorah vorbei und konnte gerade noch bemerken, wie ihr entblößter, voller Arm nach den Stiefeln langte, die vor ihrer Tür standen. Es waren sehr elegante langschäftige Stiefel bis hoch hinauf zur Wade zum Schnüren mit Silberquasten. Im übrigen war die Löwenbraut mit dem Anblick ihrer vollentwickelten Reize nicht spröde. Als sie mich erblickte, trat sie mit einem kräftigen „Guten Morgen" in den Türrahmen. „Nun, wird das Zimmer neben Heinichens heute frei? Sie wissen doch...?"

Sie stand ohne Morgenrock ganz sans gêne mir gegenüber, als ob wir von einem Geschlecht wären. Vielleicht waren wir es auch — so halb und halb. Wenn auch ihre Formen — und was für welche — unzweifelbar auf das zarte Geschlecht hinwiesen. Das gutsitzende Korsett zwängte sie ein, daß ich Miß Sorah mit dem Logenhaus der zwei Weltkugeln vergleichen möchte. Ihre prallen Schenkel waren bis oben hin durch zwei fleischfarbene Strümpfe bedeckt. Es machte ihr dies alles offenbar nichts aus, da

sie ja allabendlich in ihrem Trikot in ähnlicher Weise den Käfig der Löwengruppe vor einem mehr als hundertköpfigen Publikum betrat. Im Leben ist eben alles Gewohnheit, und ich war für sie nicht einmal ein Mann, sondern vielleicht ein drittes Geschlecht.

Ich antwortete ihr ausweichend „Guten Morgen, schon auf?"

„Natürlich, wir waren doch ganz solide. Außerdem muß ich zu meinen Viechern. Nun wie ist es?"

„Ja, Miß Corah, bis jetzt ist das Zimmer noch nicht frei. Ich weiß auch nicht, ob der Herr heute schon abreist."

„Dann quartieren Sie ihn aus", entschied sie kurz. „Er bekommt meins."

„Wenn er damit einverstanden ist", antwortete ich etwas ärgerlich über diese selbstherrliche Bestimmung in meinem Hause.

„Muß er."

„Oh, nein."

„Doch,... Das Paar schläft natürlich noch?" fragte sie nun sehr interessiert.

„Dank Ihrer Vorsicht."

„Wieso meiner Vorsicht?" entgegnete sie mit Mißtrauen.

„Nun der Sekt hat doch der jungen Frau einen so ‚gesunderhaltenden' Schlaf gegeben."

„Gott sei Dank", lachte sie. „Ich hoffe, daß, wenn ich aus dem Varieté zurückkomme, sie beide dann auf sind. Wir frühstücken zusammen."

Damit machte sie eine schnelle Schwenkung, daß ihr Hemd wie eine Wetterfahne flog und sie hinter der schnell zufallenden Tür wie der Mond hinter einer Wolke verschwand. Ich trollte meines Weges,

um einmal nachzusehen, wann das von Miß Corah so begehrte Zimmer frei wird. Soweit in meiner Erinnerung, wollte der Inhaber des Zimmers heute mit dem Frühzuge abreisen. Ich wollte eventuell anderweitig darüber verfügen, aber nicht für Miß Corah.

Als ich zum Zimmer kam, stand dessen Tür bereits weit auf. Das Zimmermädchen war anscheinend schon dabei, es wieder in Ordnung zu bringen. Das Reisegepäck war entfernt, also der Betreffende war abgereist. Bei dem kurzen Einblick vernahm ich plötzlich aus dem Nebenzimmer des jungen Paares, das nur durch eine Tür mit dem davorgestellten Spiegelschrank getrennt war, Stimmen.

„Nun, meine kleine, liebe, süße Frau, bist du endlich munter geworden?"

„Ha—uha", gähnte etwas als Antwort, das anscheinend die junge Frau bedeutete.

„Nein, mein Mäuschen, so lange zu schlafen. Seit heute nacht — nicht einen Moment bist du wach geworden und hast deine lieben Augen aufgemacht."

Ich mußte mir das Lachen verbeißen und dachte, seid nur erst zehn Jahre länger verheiratet, da werden ihr schon die Augen sehr aufgegangen sein. Zwischendurch knallten ein paar Küsse, die der über das Erwachen seines Frauchens selige Ehemann ihr wohl gab.

„Ach nicht doch — Hans", gab sie noch halb im Schlaf und etwas übellaunig, wohl verkatert, zur Antwort. Und wieder ertönte ein kräftiges Gähnen mit „Ha—uha!" Ich sah sie ordentlich vor mir die Arme recken, aber nicht nach ihrem Hans!

„Ach bitte, laß mich doch noch schlafen", bat sie. — „Aber nicht — doch". Ungnädig schien Frau Toni ihrem um so frischeren und ungeduldigeren Mann den Rücken gekehrt zu haben, denn er erwiderte lachend: „Ach, ich finde dich auch so reizend, denn die seidene Daunendecke zeichnet alle Linien deines Körpers ab!"

Die stählerne Matratze des Metallbettes krachte; Frau Toni hatte wahrscheinlich mit einem Ruck eine Umgruppierung ihrer „Lage" vorgenommen.

„Bist du denn noch so müde?" fragte der Mann weiter, um seine Frau nicht wieder einschlafen zu lassen.

„Ja, sehr" — gab sie halblaut zögernd zur Antwort. „Warum schläfst du denn nicht mehr?"

„Oh, mein Liebling, ich habe deinetwillen fast die ganze Nacht nicht geschlafen."

„Warum denn nicht?"

„Nun, du fielst doch gestern in einen todähnlichen Schlaf. Ich glaube, der Sekt ist dir nicht bekommen."

„Ach doch, nur wurde ich mit einem Male so müde."

„Ja, liebes Kind, das kommt davon, wenn man sich mit fremden Leuten an einen Tisch setzt und sich von ihnen traktieren läßt. Ich muß dir offen gestehen, mir gefällt die neue Bekanntschaft nicht."

„O Unsinn. Miß Corah finde ich im Gegenteil sehr nett."

„Nun, mein liebes Kind, ich bin dafür, wir verlegen unser Quartier noch heute, ohne Miß Corah vorher wiederzusehen, in ein anderes Hotel. Noch besser, wir reisen ab."

„Na, das fehlte gerade!" Frau Toni mußte sich

wohl mit einem energischen Ruck aufgerichtet haben, denn das Bett krachte wieder. „Abgesehen davon, daß es von uns sehr unhöflich wäre, nachdem wir ihre Gäste waren, sähe es auch so aus, als fliehen wir vor ihr. Oder fürchtest du, dich in sie zu verlieben?“ lachte sie.

„Um Gottes willen!“ beteuerte er, „nein. Ich finde sie schrecklich und als keinen passenden Umgang für uns.“

„Das sehe ich nicht ein. Sie ist doch eine sehr liebenswürdige, lustige Frau.“

„Ich finde, etwas zu liebenswürdig“, erwiderte er brummend.

„Ich glaube gar, Hans, du bist eifersüchtig“, lachte sie. „Sag'.“

„Wie kann ich auf eine Frau eifersüchtig sein“, entgegnete der Ahnungslose. „Aber ich finde, sie herzt und küßt dich etwas viel, daß mir gar nichts bleibt.“ Und er schien sich dem Bett seiner Frau genähert zu haben, um, ehe ihm von anderer Seite alles genommen würde, vorher noch seinen berechtigten Anteil zu haben. Denn ich hörte eine Weile nichts. Es schienen Küsse zu sein. — Ich wollte nun nicht länger den indiskreten Lauscher spielen und mich mit dem beruhigenden Gefühl aus dem Zimmer zurückziehen, daß Miß Corah nun doch das Nachsehen haben und die junge Frau ihren Verführungen entgehen würde.

Die wahre und berechtigte Liebe schien mir auf dem Marsche zu sein. Ich war schon an der Tür des Zimmers, in dem ich mich befand, als gegen die Tür des Nebenzimmers des Ehepaares gepocht wurde. Ich hemmte meine Schritte, und gleich darauf ver-

nahm ich die Stimme von Miß Corah: „Ich wollte nur guten Morgen sagen. Schon auf?"

Drinnen darauf im Zimmer leises Geflüster, und zögernd ruft dann der junge Ehemann: „Guten Morgen, wir sind noch nicht auf." (Da sagte er die Wahrheit, das konnte ich ihr bestätigen.)

„Und Frau Toni?" forschte Miß Corah weiter.

„Ich liege noch, Miß Corah, und kann Sie nicht —"

„Du — du — mein Engel", verbesserte Miß Corah, wie es schien, etwas unmutig. Sie befürchtete wohl, wie ihr die Zügel entglitten, die sie glaubte, bereits so schön angelegt zu haben.

„Also schön, du —" lachte Frau Toni — „ich kann aber so niemand empfangen."

„Ich wollte auch nur guten Morgen wünschen und wissen, wie du geschlafen hast."

„Ausgezeichnet und ganz durch die Nacht, ohne Störung."

„Dies ‚ohne Störung' gefällt mir ausgezeichnet und beruhigt mich", lachte nun ihrerseits Miß Corah. „Nun, ich bin bald zurück, und ich hoffe, wir werden uns beim Frühstück sehen. Guten Morgen, liebe Freundin."

Damit entschwand Miß Corah. Ich hörte ihren festen männlichen Schritt trotz der weichen Teppichläufer auf dem Korridor.

Drinnen bei dem jungen Ehepaar brummte eine Stimme, diesmal war es aber „Er": „So ein Weib, nicht mal des Morgens hat man Ruhe vor ihr und wird gestört." Was er mit der Störung meinte, wußte ich nicht, dachte mir aber mein Teil.

Ich vermutete, Miß Corah würde im Laufe des Tages noch recht oft stören, wenn sie nicht vor=

zogen, plötzlich und heimlich zu verschwinden. Vorsichtig verließ ich nun auch meinerseits das Zimmer. Ich kam im Laufe des Vormittags infolge meiner Geschäfte nicht mehr dazu, mich um das Ehepaar kümmern zu können. Nur gegen Mittag erblickte ich es einträchtig in Gesellschaft von Miß Corah. Sie hatte es also doch durchgesetzt, ihrer habhaft zu werden. Ich trat zu ihrem Tisch, wo sie beim zweiten Frühstück waren, und machte meine Begrüßung als Wirt. Vor dem Gedeck von Frau Toni prangte in einer Vase ein wunderschöner Blumenstrauß. Auf meine bewundernde Bemerkung deutete Frau Toni auf Miß Corah: „Meine neue Freundin (die Freundin kam ihr schon ziemlich geläufig über die Lippen) war so aufmerksam."

Der Ehemann saß stumm dabei und stocherte unmutig in meinem vorzüglichen Essen, was mich am meisten kränkte. So etwas schadet dem Renommée meiner Küche.

„Nun, haben sich die Herrschaften schon ein Programm für den heutigen Tag gemacht?" fragte ich.

„Ja," antwortete anstatt des Ehepaares Miß Corah, „ich habe mit Toni verabredet, ein Modegeschäft aufzusuchen, wo es vorzügliche Gelegenheitskäufe zu machen gibt."

Oh, diese berechnende Dompteuse, gibt es wohl ein Wort, was verführerischer auf eine Frau wirkt als „Gelegenheitskäufe?" Ich glaube, um derentwillen ist eine Frau imstande, ihren schon im Himmel gesicherten Platz noch einmal zu verlassen. In diesem Falle hatte Frau Toni das Bett verlassen.

„Mein lieber Hans", wandte sich Frau Toni an

ihren Mann, „da wirst du dich aber sehr langweilen, wenn du uns begleitest."

„Allerdings, ich hatte mir den Verlauf unserer Hochzeitsreise etwas anders gedacht", gab er verstimmt vorwurfsvoll zur Antwort.

„Ja, Herr Heinichen, das ist allerdings nichts Anregendes für einen Mann. Sie würden uns sogar dabei stören, denn ihr Männer habt für so reizende Dinge gar keinen Blick, findet nur alles zu teuer."

„Ich würde meiner Frau nichts abschlagen und ihr jeden Wunsch gern erfüllen, soweit es im Vermögen meiner Kasse steht."

„Haha," lachte Miß Corah, „hört nur, wie vorsichtig ausgedrückt: ‚soweit es im Vermögen meiner Kasse steht.' Nein, mein Lieber, um seiner Frau willen muß man Schulden bis in die Puppen machen können, stehlen und sogar morden."

Ich blickte mit entsetzten Augen auf Miß Corah, ob sie scherzte. Aber aus ihren Augen loderte eine solche Leidenschaft, daß mir ihre Worte als nicht übertrieben und scherzhaft erschienen. Die junge Frau sah aber mit einer gewissen Bewunderung auf ihre temperamentvolle neue Freundin.

„Dazu habe ich eine viel zu vernünftige und gute Frau, daß sie derartige Dinge von mir verlangen oder annehmen würde", setzte sich der Mann zur Wehr, „die sich jederzeit ihrer Pflicht bewußt bleiben wird, ihrem Mann gegenüber!."

Frau Toni schlug die Augen hierzu nieder und errötete etwas.

„Von Verlangen, gestrenger Herr Ehemann", erwiderte die kampfbereite Miß Corah, die ihr auserkorenes Opfer durchaus nicht gehen lassen wollte,

„davon ist auch nicht die Rede. Ein Mann muß das stillschweigend, unaufgefordert für seine Frau tun können."

Ich hielt mich während dieser Auseinandersetzung sehr zurück, war nur im stillen sehr froh, noch nicht eine Frau wie die Dompteuse gefunden zu haben, für die ein Mord aus Liebe eine Kleinigkeit zu sein schien. Ja, das macht der Umgang mit so wilden Bestien. Es wagte darum auch kein Mann, bei ihr anzubeißen, na, die Enttäuschung. Aber mit Genugtuung hatte ich doch vernommen, daß der junge Mann sich allmählich zur Wehr setzte und sich seine Frau nicht so kampflos wegnehmen lassen wollte.

„Wenn mich jedoch die Damen als störend empfinden, so will ich meine Anwesenheit bei dem Einkauf nicht aufdrängen — und mich inzwischen anderweitig zu unterhalten suchen", bemerkte der Ehemann, wohl mit der Absicht, dadurch die Eifersucht seiner Frau wachzurufen und sie zu veranlassen, nur mit ihm zusammenbleiben zu wollen.

Seine Frau legte im ersten Impuls auch ihre Hand auf die seinige, aber Miß Corah entgegnete: „Nicht störend wäre Ihre Anwesenheit. Ich sagte das vorhin nur in Ihrem Interesse. Außerdem würden Sie Ihrer Frau die Freude nehmen, mit dem neuen Einkauf geschmückt zur Überraschung vor Ihnen zu erscheinen."

„Ja, Hans, das ist wahr", fiel Frau Toni ein. „Ich will dich überraschen. Mit etwas recht Schönem, worin ich dir gefalle."

Und besiegt willigte der Mann ein. Ich zuckte die Achseln, verabschiedete mich, um mich zum nächsten Tisch zu wenden. Hier saßen Herr von Rehenberg und

Frau Lilli beim Lunch. Wie ich später aus der Eintragung ersah, hatte er sich als Rittergutsbesitzer angemeldet. Ich machte meine Verneigung, indem ich die Gäste von Nr. 12 fragte, wie sie mit dem Zimmer zufrieden wären.

„Ja, Herr Wirt, das sind wir“, bestätigte Herr von Rehenberg. „Nicht wahr, Lilli?“

„O gewiß, mein Schatz.“

„Ich will hoffen, daß auch unsere Nachtruhe ebenso unser zufriedenes Eingeständnis erweckt“, fuhr Herr von Rehenberg fort.

Ich bemerkte bei dieser kurzen Unterhaltung, daß beide keine Trauringe trugen, wenn auch Frau Lilli an beiden Händen sehr schöne und wertvolle Ringe aufwies. Aber das will bekanntlich nichts sagen. Über Trauringe habe ich während meiner Laufbahn als Zimmerkellner und Ober sehr zahlreiche Erfahrungen gemacht und könnte darüber so mancherlei berichten. So erlebte ich es einmal auf einem öffentlichen Ball, wo ich beruflich beschäftigt war, wie ein Trompetentusch des Ballorchesters ertönte und ein soeben gefundener Trauring ausgeblasen wurde. Fast dreiviertel der anwesenden Herren fuhr a tempo mit der Hand in ihre Westentasche, um sich zu versichern, ob der dort für den Abend versenkte Schatz noch auf dem dunklen Grunde ruhe. — So wurde mir auch einmal für eine Schuld ein Trauring als Pfand übergeben. Ich war damals noch sehr naiv und mußte später zu meiner Belehrung feststellen, daß bei diesem Ringe nur die Treue echt war. So hätten auch in diesem Falle demonstrativ getragene Trauringe mich nicht zu der Überzeugung bringen können, dieses Paar hier ist legitim verbunden. Ich weiß nicht

was es war, aber ich wurde das Gefühl nicht los, hier in dieser Ehe stimmt etwas nicht. Sie machten zwar beide einen tadellos gesellschaftlichen Eindruck. Sie zeigte mir aber etwas zuviel Liebe und Gefühl und Unterordnung, wie man das bei einem schon nicht mehr in den Flitterwochen lebenden Paar selten findet. Und daß dies nicht mehr die Flitterwochen waren, das sagte mir so verschiedenes bei Frau Lilli. O nein, diese Dame wußte bereits sehr gut auf den Wegen des Liebesparadieses Bescheid. Ja, sie schien mir eine sehr liebebedürftige Dame zu sein. Da war ein Liebesüberschuß vorhanden, der nicht nur für einen, sondern für mehrere Männer ausreichte. Aber wie gesagt, sie hatte nichts Herausforderndes an sich, war sehr dezent im Benehmen; aber diese Maske kannte ich schon. Ich habe häufig beobachten können, daß sich sehr oft dahinter eine glühende Sinnlichkeit verbirgt. In einem Hotel meiner Laufbahn flehte mich einmal ein Gast direkt an, ihm die Möglichkeit zu verschaffen, daß er ein getrenntes Zimmer von seiner Frau bekomme. Ich höre den Unglücklichen noch immer sagen: „Nein, mein lieber Philipp, was zuviel, das ist zuviel. Sie begleitet mich auf allen Reisen, und ich hoffte, gerade diese Reisen würden Erholungsreisen für mich werden.“ Wie sollte ich dem Ärmsten helfen, wenn man auch für seine Gäste viel tut, — aber was zuviel, das ist zuviel, — So antwortete ich auch. —

Diesem Paar sagte ich nun die ungestörte Nachtruhe zu. Verwies auf die geräuschlosen Läufer der Korridore, Doppelfenster und das Fehlen der Straßenbahnen. Alles Wohltaten für einen müden Hotelgast. Nochmal eine Verneigung meinerseits, und ich wandte

mich nun meiner übrigen Tätigkeit im Hause zu. Welch ein behagliches Leben führte ich doch dagegen früher als Zimmerkellner oder „Ober". Da konnte ich mir Muße nehmen, meine Gäste zu beobachten bis zu den intimsten Dingen. Unter nichtigen Vorwänden bin ich öfter in die Zimmer gedrungen, um meine Neugierde zu befriedigen. Ein kurzes Anklopfen, und schon war die Tür von mir geöffnet. Ich traf dabei manchmal auf Situationen — na, Situationen, die ich diskreterweise hier verschweigen will. Infolge meiner fortwährenden Beschäftigung kam ich oft erst wieder am Abend dazu, mich um das Befinden meiner eben geschilderten Gäste zu bekümmern.

III

Miß Corahs Engagement sollte nun in wenigen Tagen im Varieté zu Ende gehen. Das junge Paar ihrer Bekanntschaft wohnte jetzt schon über acht Tage in meinem Hotel. Die Hochzeitsreise erfuhr so eine Unterbrechung, wie sie wohl nicht im Reiseplan vorgesehen worden war. Die beiden Damen schienen unzertrennlich, und ich bemerkte oft Herrn Heinichen gelangweilt und allein sitzend auf seine Frau wartend. Aber warum brachte er nicht die Energie auf, mit seiner Frau abzureisen und damit dem Verkehr mit der Dompteuse ein Ende zu machen. Er tat mir leid. Aber ich konnte ihm doch nicht raten, mein Haus zu verlassen und abzureisen. So kam es, daß Frau Toni eine leidenschaftliche Besucherin des Variétés geworden war. Immer zur Auftrittszeit saß sie in einer Loge in der Nähe der Bühne und ließ kein Auge von Miß Corah, wie diese ihre gefährlichen Vorführungen mit ihren fauchenden und brüllenden Bestien machte. Waren ihre Nerven in jenen Momenten so aufgeregt oder was war es, was sie immer wieder zu dieser Dompteuse zog? Es konnte doch unmöglich das bei ihr der Fall sein, was bei jenem Engländer mitsprach, der einer Tierschaustellung beständig nachreiste. Gefragt, warum er das tue, ant-

wortete er: Ich warte auf den schönen Moment, wo der Tierbändiger von seinen Tieren aufgefressen wird.

Wie weit die Beziehungen zwischen den beiden Damen vorgeschritten waren, darüber sollte ich einige Tage später durch einen Zufall Aufklärung bekommen. Ich befand mich nach der Vorstellung von Miß Corah auf ihrem Nachbarzimmer, das infolge Abreise frei geworden war... Ich hörte, wie Miß Corah nach der Vorstellung zurückkehrte und ihr Zimmer betrat. Gleich darauf vernahm ich auch eine weibliche Stimme, die ich sogleich als die von Frau Toni erkannte. Beide Damen sprachen ziemlich laut, wohl in der Annahme, das Nachbarzimmer sei unbewohnt. Mich zu entfernen, hatte ich keine Veranlassung, es hätte ebensogut der Bewohner dieses Zimmers anwesend und ungewollter Hörer ihrer Unterhaltung geworden sein.

Miß Corah sprach ziemlich erregt: „Ich will nicht, daß du noch länger das Zimmer mit jenem Menschen teilst."

Was für ein Mensch, fragte ich mich. Sollte sie damit den Ehemann meinen. War es schon so weit gekommen, daß er zu jenem Menschen geworden war.

„Aber Liebste, ich versichere dich", wandte Frau Toni schüchtern ein, „wir leben wie Schwester und Bruder."

„Toni, das kann ich dir nicht glauben."

„Es ist aber so."

„Du sagst mir doch, dein Mann liebt dich."

„Ja, das tut er auch noch. Aber er ist ein viel zu stolzer Mann; nachdem er gemerkt, daß mir seine Liebkosungen unangenehm sind, ist er kälter."

„Du liebst ihn also nicht mehr?"

„Ich hatte meinen Mann sehr lieb, denn wir haben uns aus Liebe geheiratet. Aber seit ich dich kennengelernt, da ist, ich weiß nicht was, eine Veränderung mit mir vorgegangen. Ich habe ihn auch noch lieb, aber meine Liebe zu ihm ist eine ganz andere geworden. Die Liebe einer Schwester. Mir ist aber seine körperliche Berührung, sogar auch nur Annäherung, nicht angenehm."

„Und wenn ich dich umarme, Toni?" schmeichelte nun die Stimme der Miß Corah.

Es trat eine Pause ein, ich schloß daraus, daß die beiden Frauen sich wohl herzten. Am liebsten hätte ich mit den Fäusten gegen die Tür gehämmert. Aber mit welchem Recht? Ich hätte nur damit mich und mein Hotel bloßgestellt. Ja, ich durfte nicht einmal dem ahnungslosen Mann von meinen Beobachtungen etwas verraten, wie die Miß Corah bereits eine derartige Herrschaft über seine Frau erlangt hatte. Angeekelt verließ ich das Zimmer, konnte dabei aber nicht unterlassen, die Tür des Zimmers mit einem lauten Knall zuzuwerfen. Drinnen im Zimmer von Miß Corah hörte ich noch einen empörten Aufschrei, und gleich darauf öffnete sie auch ihre Zimmertür, um nachzusehen, wer in so rücksichtsloser Weise die Ruhe des Hotels zu stören wage. Ich drehte mich aber nicht um. In voller Wut läutete ich unten von der Portierloge aus unbemerkt Sturm nach dem Zimmer von Miß Corah. Sie sollten beide keine Ruhe haben, und das fortgesetzte Gebimmel der Zimmerglocke sollte sie beide in eine gelinde Raserei versetzen. Der Zimmerkellner und die Stubenmädchen sollten das Zimmer bestürmen, um sich zu überzeugen, was dort los sei. Bald darauf kam auch

der Zimmerkellner die Treppe herabgesaust mit dem Auftrage, Miß Corah beschwere sich, daß auf ihrem Zimmer die Glocke des Haustelephons dauernd läute. Ich spielte den Ahnungslosen. Hier hätte niemand an dem Apparat gerührt. Meine Alarmierung des gesamten Etagenpersonals hatte aber den gewünschten Erfolg gehabt. Den beiden Damen war die Laune vergangen, sich auf diese Weise ihre freundschaftliche Zuneigung offenbaren zu wollen. Sie kamen Arm in Arm die Treppe hinab. Auf der Stirn von Miß Corah lag eine Wolke des Zorns, die sich über meinem Hause zu entladen drohte.

„Herr Wirt, Ihr Hotel ist ja ganz schrecklich. Da muß an dem Apparat bei mir im Zimmer etwas nicht in Ordnung sein. So ein andauerndes Gebimmel."

„Ah, das tut mir leid, Miß Corah. Aber es kommt nicht nur bei Zimmerapparaten vor, daß etwas gestört ist."

„Wie meinen Sie?" sah sie mich herausfordernd an.

„Ich meine, Miß Corah, alle Apparate haben so ihre Mucken. Man sieht ihnen das von außen gar nicht an. Aber der Kontakt, daran liegt es." Ich machte zu dieser technischen Erläuterung das ernsthafteste Gesicht der Welt. Ob sie fühlte, daß ich mich über sie lustig machte? Sie sah mich jedenfalls sehr merkwürdig an, dann erwiderte sie: „Ich finde, in Ihrem Hause ist es überhaupt etwas reichlich laut. Da knallen die Zimmertüren, daß das ganze Haus erzittert."

„Oh, das tut mir außerordentlich leid, aber auch ich vernahm den Knall. Er klang wie ein Warnungsschuß."

„Welch merkwürdige Vergleiche Sie heute haben",

entgegnete die Dompteuse. „Nicht wahr, Schatz?“ wandte sie sich zu der untergefaßten Frau Toni.

Frau Toni spürte mir gegenüber einige Verlegenheit. In ihrem Gesicht war eine Röte aufgestiegen. Sie fühlte wohl, daß ich der Ohrenzeuge ihres intimen Gesprächs und der Attentäter mit dem Warnungsschuß war. Sie schwieg schuldbewußt.

Miß Corah dagegen mußte, wie immer, das letzte Wort behalten, indem sie sagte: „Herr Wirt, es wäre mir wirklich sehr angenehm, wenn in Zukunft Ihr Haus weniger von Warnungsschüssen durchhallte. Ich brauche diese Beigaben nicht, die Sie hoffentlich Ihren Gästen nicht noch besonders auf die Rechnung setzen. Ich würde deren Bezahlung durchaus verweigern.“ Und ungnädig ließ mich die gereizte Löwenbändigerin stehen und begab sich mit ihrer Freundin Arm in Arm in den Speisesaal, wo der ausharrende Ehemann die Rückkehr des unzertrennlichen Paares mit einer Geduld erwartete, wie sie eben nur ein Verliebter haben kann. Ich konnte das durch die Glasscheibe beobachten, die von der Halle des Hotels in den Speisesaal führte. Hierbei konnte ich auch zu meiner Genugtuung die Anwesenheit von Herrn von Rehenberg und Frau Lilli feststellen, denn man findet das sehr oft, daß die Hotelgäste ihre Mahlzeiten nicht im Hotelrestaurant einnehmen, sondern in fremden Lokalen. Aber meine vorzügliche Küche und meine wohlgepflegten Weine mußten wahren Sachverständigen bald klar werden lassen, wohin sie ihre Schritte zu lenken hatten. Sie waren allein am Tisch und schienen sich an den Genüssen meiner wohlgewählten Speisekarte zu delektieren. Er aß mit ganzer Hingabe. Sie dagegen brachte die Ruhe eines behaglichen Ge-

nießens nicht ganz auf. Ihr Füßchen, übrigens ein reizend kleines mit Goldkäferschuhen bedecktes, verirrte sich alle Augenblick auf seinen soliden Stiefel und fußelte mit ihm. Dieser ließ sich aber nicht aus der Ruhe seines Genießens bringen. Sie schienen beide im Theater gewesen zu sein. Sie war in eleganter Abendtoilette, tiefes Dekolleté, besonders der Rücken. Diese rücksichtslose Offenbarung war sehr hübsch. Das helle, zarte Fleisch leuchtete wie leichtgetönter Marmor aus dem dunklen, mit Perlenflitter besetzten Kleid. — Oder war es auch nur der Rest von einem Kleide? Denn es reichte oben nicht und unten nicht. Aber einerlei, der Anblick war hübsch. Er war im Smoking.

Sie hatten von meinem Burgunder eine Flasche im Körbchen liegen. Ich bemerkte mit Entrüstung, wie der Tischkellner diesen edlen, feurigen Wein, den ich nur mit Andacht zur Hand nahm, etwas zu hastig ihnen eingoß. Das konnte ich nicht länger mit ansehen, auch wollte ich mich gleichzeitig als aufmerksamer Wirt bemerkbar machen. Ich betrat den Speisesaal und schritt zu ihrem Tisch. Ich fing noch gerade die Worte der Frau Lilli auf: „Du, Herbert, findest du die Idee von uns nicht reizend, so unser Abschiedssouper zu feiern?"

„Sehr nett, mein Kind", antwortete er ernst und zertrümmerte dabei mit Sachverständnis eine prächtige Hummerschere. Diese Krustentiere scheinen eine besondere Eigenschaft zu besitzen, wie ich in meiner servierenden langjährigen Tätigkeit genug Gelegenheit hatte, festzustellen. Bei Liebesvereinigungen oder auch bei Trennungen spielen sie eine große Rolle. Sollten bei den Trennungen ihre Scheren die Ver-

anlassung sein, daß sie von den Paaren als Tafelgenuß bevorzugt werden? Dabei glaube ich, diese Passion ist nur eine einseitige. Sie blieben lieber auf dem Meeresgrunde ruhen als in dem Magen eines zärtlich Abschied nehmenden Paares.

Hier überraschte mich aber die Bemerkung der Frau Lilli von Rehenberg. Abschiedssouper? Ich konnte mir keine zärtlichere Vereinigung denken als diese. Sie hatte aber meine Anwesenheit bemerkt und schwieg. Ich machte meine übliche Verneigung und nahm dem Kellner den Weinkorb mit der darin ruhenden Flasche ab, wobei ich ihm sagte: „Fritz, Sie müssen den Burgunder viel ruhiger eingießen. Es ist ein so empfindlicher Wein, der ebensowenig das Schütteln verträgt wie manche Ehe, sonst steigt der Bodensatz nach oben, und es gibt eine Trübung."

Ich hatte diesen Vergleich nicht unabsichtlich gewählt, in der Hoffnung, man würde am Tisch darauf reagieren, und ich würde über das Abschiedssouper Näheres erfahren. Aber meine Erwartungen erfüllten sich nicht. Nur Frau Lilli lachte laut und sagte: „Herr Wirt, Sie scheinen ja in der Ehe eigentümliche Erfahrungen gemacht zu haben." Der Herr Gemahl senkte nur seine Hummerschere einen Moment und sah mich durch sein Einglas lächelnd an. Lachen durfte er nicht, sonst hätte das Glas mit der Mayonnaise intime Bekanntschaft gemacht.

„O gnädige Frau, dieser Vergleich kam mir ganz unwillkürlich, denn ich kann über die Ehe nicht urteilen, nur über die Frauen. Ich bin noch unverheiratet."

„Sie Glücklicher", antwortete sie, wie ich glaubte, mit einem leichten Seufzer.

Nanu, dachte ich bei mir, ihr beide scheint mir doch so glücklich und verliebt.

Ich hatte mittlerweile mein kunstgerechtes Eingießen des wie Rubin funkelnden Burgunders beendigt. Mit einer gewissen weihevollen Stimmung ergriff das zum Abschiedssouper vereinte Paar die gefüllten Gläser. Ein tiefer Blick in die Augen, ein leises Anklingen des feinen geschliffenen Glases, und mit wohligem Behagen sogen sie beide das wohltemperierte Göttergetränk. Oh, man wußte bei Philipp den Gästen mit Sachkenntnis das Leben und die dann später folgende Nota mundgerecht und angenehm zu machen.

„Ihr Wein ist gut", nickte er mir befriedigt zu.

„Ja, Herr von Rehenberg, es macht auch die Behandlung. Es ist ein Wein für Kenner. Ich begreife eigentlich nicht, warum der Sekt in der Liebe immer einen so großen Anhang findet. Ist ein reiner ungemischter Traubensaft wie dieser Burgunder nicht ein Getränk wie geschaffen über alle Traurigkeiten, auch des Abschiednehmens, hinwegzuhelfen?"

Er lächelte ein wenig und sagte dann: „Sie haben recht. Der Sekt ist mehr ein Parvenü, während dieser Burgunder von altem edlen Blut ist."

„Nun redet er auch noch von Abschiednehmen", fiel Frau Lilli verzweifelten Tones ein.

„Wir haben uns nämlich scheiden lassen", bemerkte Herr von Rehenberg sehr ruhig.

„Aber nicht möglich", erwiderte ich ungläubig. „Dazu scheinen Sie beide mir viel zu glücklich. Sie scherzen."

„Durchaus nicht, Herr Wirt", kicherte Frau Lilli. „Wünschen Sie vielleicht die Scheidungsurkunde zu

sehen, wie man sonst bei zweifelhaften Reisenden die Trauungsurkunde verlangt."

„Oh, durchaus nicht", versicherte ich. „Auch bin ich hinsichtlich der Trauungsurkunde nicht solch ein Sittenrichter. Manchmal ist eine illegitime Vereinigung sittlicher als eine legitime." Ich wollte ihnen eine Brücke bauen, falls sie mir ein Geständnis machen wollten.

„Da haben Sie recht, Herr Wirt. Ist es nicht viel schöner —" Frau Lilli stockte einen Moment, „hm, es kommen zwei Menschen zusammen aus Neigung, als wenn zwei Geldsäcke zusammengelegt werden?"

„Ja, das verflixte Geld", nickte Herr von Rehenberg nachdenklich.

„Ach ja", seufzte sie zur Bestätigung.

„Ach ja", konnte auch ich nicht unterlassen, teils aus Höflichkeit als Wirt, teils aus innerer Überzeugung nach gemachten Erfahrungen, mit zu seufzen.

Beide griffen wieder zu ihren Gläsern und tranken in langen Zügen. Ich fühlte mich veranlaßt, meine Tätigkeit als Mundschenk zu wiederholen. Der Burgunder ging ins Blut. Man merkte es bei Frau Lilli, deren Wangen immer röter und Augen immer feuriger wurden. Auch bei ihm wirkte nun der Wein. Nur wußte er sich mehr zu beherrschen. Der Kellner brachte den neuen Gang. Hammelkoteletten auf Spargelspitzen. Eine Spezialität meiner Küche, besonders die Sauce deliziös, aber Küchengeheimnis. Wir schwiegen während des Servierens, wobei ich mich an meine frühere Tätigkeit mit meiner vertraulichen Armbewegung bei gewissen Damen erinnerte. — Ich merkte diesen beiden an, daß die Hammel-

koteletten mit dem Spargelspitzenbeet den Trennungsschmerz bedeutend erleichterten. — Das brachte mich auf die Idee, ein Spezialmenü für Scheidungslustige einzuführen, wobei natürlich der Preis nicht in Scheidemünze, sondern in Gold festgesetzt werden sollte. Frau Lillis Fuß wurde immer zärtlicher, und ich beobachtete, daß auch der Exgemahl jetzt diesen entzückenden kleinen Frauenschuh zwischen seine Füße nahm und zärtlich drückte. Und meine abendliche Musikkapelle aus dem Café ließ ihre Weisen, wenn auch aus der Entfernung, klingen. Es war ein verführerischer Walzer, wenn ich nicht irre: Gehen wir ins Chambre séparée. —

Daß die beiden im Begriff waren, sich für immer zu trennen, wollte mir nicht in den Sinn. Ich wollte doch gar zu gern herausbekommen, was denn die Ursache dieser scheinbar unüberwindlichen Abneigung war.

„Nun, meine Herrschaften, es freut mich als Wirt, daß Ihnen meine Küche zu munden scheint und Sie der Wein zu netten Scherzen reizt, sich mir gegenüber als Geschiedene auszugeben“, bemerkte ich, nachdem ich sie beobachtet.

„Herbert,“ sagte sie zu ihm, „er glaubt uns nicht.“

„Ja, dann können wir dem Herrn Wirt nicht helfen und müssen schon als legitimes Paar das Zimmer für diese letzte Liebesnacht teilen.“

„Verzeihen die Herrschaften meine Indiskretion, aber Sie sind zu glücklich.“ —

„Wir wären es, wenn wir beide das nötige Geld hätten, das uns zu unserem Glück notwendig erscheint“, erwiderte er.

„Ja, ich muß meinem geschiedenen Mann recht

geben“, sagte Frau Lilli, wobei sie ihn, ob der verheißenen Liebesnacht, glutvoll und verlangend anblickte. „Wir beide sind Genußmenschen. Uns dünkt ein Leben ohne die notwendigsten Dinge, die andere als Luxus bezeichnen, als etwas Entsetzliches. Unser gemeinsamer Sinn ist auf ein Leben von vollkommener Schönheit gerichtet. Mein Mann ist nämlich Künstler, Maler.“

Ich war paff. So sehr hatte mich mein sonst so zuverlässiger Blick getäuscht. Da gebe einer noch etwas auf das Äußere der Menschen, wenn ein Künstler heute aussieht wie ein Kavalier, und ein Kavalier gleicht einem Bohemien, wie Herr Marat.

„Könnten Sie sich, Herr Wirt, diese entzückende kleine Frau in einem einfachen Kleide vorstellen? Nicht in seidenen Strümpfen und was dazu gehört? Sehen Sie sich diese Hände an“, damit hob er eine ihrer allerdings schöngeformten und wohlgepflegten Hände gegen den rosafarbenen Schein der Tischlampe. „Können Sie sich dieses Wunder der Natur durch Arbeit entstellt, von Not umhüllt denken? Ich nicht. Ja, wir beide sind zwei schönheitsdurstige Menschen, und ich habe dieses Wunder der Natur entdeckt.“

„Ja, mein Schatz“, flötete sie zärtlich und drückte ihm mit beredtem Augenaufschlag die Hand. „Ich war das Modell, welches du lange schon suchtest.“

„Ja, das bist du, nur kann meine arme Kunst das nicht aufbringen, was dir einen würdigen, goldenen Rahmen gibt.“

Ich mußte ob dieser Äußerung Frau Lilli nochmals mustern, denn der Rahmen, in dem sie hier mit ihm am Tisch saß, war doch ein recht kostspieliger.

Welchen Rahmen mußte sie denn noch haben? Sie unterhielten sich in meiner Gegenwart so ungeniert, als ob ich überhaupt nicht gegenwärtig wäre. Das machte wohl der Burgunder, wenn auch nicht von zarter, so doch von geübter Hand eingegossen.

„Na, und du, mein Schatz," antwortete sie ihm lachend, „benötigst du etwa keinen Rahmen? Du bist doch auch krank, wenn du dich nicht auch mit allem Luxus umgeben kannst. Ach, wie glücklich könnten wir beide sein, wenn wir das Geld zu alledem hätten!"

„Drum wollte ich dich, Geliebte, nicht länger in diesem Elend des Entbehrens und dürstend nach allem Schönen festhalten. Du wirst nun wieder heiraten, den sehr — sehr reichen Mann, der dir alles bieten kann, wo ich versage —"

„Du, Herbert," unterbrach sie ihn, „er muß dir alle Bilder abkaufen — dafür werde ich sorgen. Ich werde dich entdecken, haha, als den mir „fremden" Maler, der mich in allen Lagen und Stellungen malen muß. Und wenn du ihm genug Geld abgenommen hast, — dann lasse ich mich wieder scheiden, und wir vereinen uns aufs neue."

„Das ist eine glänzende Idee!" gab er zur Antwort. „Wenn er dir folgt." —

„Oh, er muß, er liebt mich ganz toll. Und er vertraut mir."

„Bist du ganz sicher?"

„Ganz sicher. Ich habe ihm gesagt: Mein Lieber, die erste Bedingung ist gegenseitiges Vertrauen. Kein Nachspüren und kein Wühlen in der Vergangenheit. Ich habe einmal einen Mann geliebt — das ist nun vorbei. Wer, ist egal."

„Wirklich?“ fragte er belustigt. Sie waren inzwischen beim Dessert angelangt und forderten nun eine Flasche Sekt. Sie zerteilte während des Gesprächs kunstgerecht eine Mandarine und bot sie ihm wie eine offene Seeblume an, wie sie sich anscheinend nun wohl auch künftig teilen würde. —

„Rede nicht solchen Unsinn. Säße ich sonst mit dir an diesem Tisch und kompromittierte mich mit dir?“

„Das ist ausgezeichnet, meine geschiedene Frau kompromittiert sich mit mir.“

„Allerdings, denn ich bin inzwischen Braut geworden und im Begriff, ihn zu heiraten. Vorher stellte ich aber die Bedingung: Ich habe noch eine Angelegenheit zu ordnen mit meiner alten Tante —“

„Als wie ich?“ und er deutete auf sich unter Lachen.

„Ungeheuer!“ stimmte sie lachend mit ein. — „Und er glaubt mich bei meiner Tante — —“ plötzlich stockte sie und erbleichte. Ihre noch soeben hochroten Wangen wurden fahl, und ihre Augen starrten weit aufgerissen, als ob sie ein Gespenst erblickt, nach der Saaltür.

„O Gott —“ konnte sie nur hervorbringen. —

Ich, der ich mich in Hörweite ihres ziemlich lauten Gesprächs befand, war mit meinen Augen ihrem Blick gefolgt, und mir schien hinter der Glasscheibe der Saaltür soeben der Schatten eines Mannes verschwunden zu sein.

„Ich glaube, — Er —“, kam es fast tonlos über ihre Lippen. Gleichzeitig winkte sie mich an den Tisch. „Bitte, Herr Wirt, — stellen Sie sich so, daß man mich von jener Saaltür hier nicht sitzen sehen kann. Ich glaube, einen Bekannten dort erblickt zu haben —“

Und vorsichtig blickte sie hinter meinem Rücken noch einmal zur Tür und rief erschrocken: „Er ist es! Eben sah er nochmal spähend durch die Glastür."

„Wirklich?" fragte Herr von Rehenberg nicht minder bestürzt.

„Oh, der Elende," fuhr sie zornig fort, „er spioniert mir nach! Nicht einmal mit meinem geschiedenen Mann kann ich ungestört ein Glas Wein zum Abschied trinken. Aber er soll mich kennenlernen!"

„Kind, Vorsicht", mahnte er. „Bedenke, was auf dem Spiel steht."

„Herr Wirt, wie kann ich unbemerkt den Speisesaal verlassen? Gibt es noch einen anderen Aufgang zu den Zimmern?"

„Ja, gnädige Frau", erwiderte ich und war innerlich auf der Seite des so um seine letzte Liebesstunde geprellt werdenden Paares. „Dort hinten jene Tür führt nach oben."

„Man kann mich aber sehen, wenn ich aufstehe und durch den Saal gehe", wendete sie ein.

„Gnädige Frau, behalten Sie nur jene Tür im Auge, und wenn der Saal dunkel ist, verschwinden Sie durch die Tür."

„Wie, ich soll? — Er ist doch hell erleuchtet."

„Warten Sie ab. Bitte, Herr von Rehenberg, erheben Sie sich und stellen Sie sich statt meiner vor die gnädige Frau", was er kopfschüttelnd auch tat.

Mit schnellen Schritten eilte ich an den nicht fernen Lichtschalter und schaltete mit einigen Griffen das elektrische Licht aus. Ein allgemeines Oh! ertönte im Saal. Und wie ich glaube, waren über diese plötzliche Finsternis einige Paare nicht böse. Ich

vernahm einige unterdrückte Aufschreie, auch schien es mir, als wenn es in meiner Nähe ein Geräusch wie von einem Kuß gab.

„Meine Herrschaften, bitte einen Augenblick um Entschuldigung, die Sicherung ist durchgebrannt", sagte ich laut zur Beruhigung der Gäste.

Ich ließ einige Minuten vergehen, während Heiterkeit im Saal herrschte und hier und da ein Streichholz aufflammte. Dann schaltete ich wieder ein, und als mein Blick zuerst nach dem Tisch von Frau Lilli gerichtet war, sah ich ihn völlig unbesetzt. Beide waren verschwunden; sie und ihr Kontakt. Darauf begab ich mich in die Halle, um festzustellen, wer denn der Urheber der plötzlichen Flucht von Herrn und Frau v. Rehenberg war.

„Bitte, hier kommt der Herr Wirt", damit wies der Portier auf mich; er hatte soeben mit einem erregten älteren Herrn gesprochen. Es war ein Herr von etwa 40 Jahren mit bereits angegrauten Schläfen. Sein Gesicht war glatt rasiert, und er machte einen sehr selbstbewußten Eindruck. Aber alle seine starken Bewegungen waren nicht fein, wie ich es sonst bei den Herren meines Verkehrs aus dem „Europäischen Hof" gewohnt war. Er erinnerte mich etwas an jenen Biedermann aus dem „Europäischen Hof", den Mann aus dem Volke, der mit einem Taler in der Tasche den Grundstock seines Vermögens durch ehrliche Arbeit gelegt hatte. Man sah hier auf den ersten Blick, es war ein Mann mit gefüllter Brieftasche, der es sich leisten konnte. Alles an ihm roch nach Geld. Aber von allem war etwas zu aufdringlich, etwas zuviel Kleidung wie Benehmen.

„Sie sind der Wirt?" fragte er mich mit strengem

Blick, als ob ich ihm das größte Unrecht zufügen wollte.

„Ja, womit kann ich dienen?"

„Wohnt bei Ihnen eine Dame mit einem Herrn?"

„Bei mir wohnen viele Herrschaften, wenn Sie mir nicht den Namen nennen können oder wollen", erwiderte ich sehr kühl und etwas aus dem Bewußtsein meines Proprietärgefühls.

„Ja, das ist es eben, den richtigen Namen wird sie Ihnen nicht angegeben haben."

„Dann bedaure ich sehr —" und wollte den mir nicht sonderlich sympathischen Herrn schon stehenlassen.

„Hören Sie mich an," mit diesen Worten trat er mir ganz nahe, „ich muß Sie ganz allein sprechen."

„Bitte", entgegnete ich und führte den Herrn in mein Bureau, wo wir allein waren.

„Mein Name ist Bollinger", stellte er sich mir vor. Auf meine Aufforderung hin nahm er Platz. „Denken Sie, Herr Wirt, ich bin seit einigen Wochen mit der entzückendsten, geschmackvollsten, kapriziösesten kleinen Frau verlobt."

„Ich gratuliere", konnte ich nicht unterlassen, mit einer leisen Ironie zu bemerken.

„Danke, danke. Wir wollen heiraten."

„Diese Ansicht hat man in diesem Falle wohl meist."

„Ganz recht", nickte er. „Nun hat sich meine Verlobte zuvor eine Reise bei mir ausbedungen zu irgendeiner alten Tante." —

„Vielleicht eine taube", warf ich ein.

„Aha, sollte sie mich darum nicht mit haben wollen.

Aber hinter was käme ich nicht. Also kurz, ich mißtraute dieser tauben Tante und ward um so hellhöriger. Ich kenne doch die Frauen." —

„Gratuliere Ihnen, viele lernen sie nie kennen."

„Oh, ich kenne sie!" rief er selbstgefällig. „Also kurz, ich forschte den Briefträger aus, wohin sich meine Verlobte ihre Briefe nachsenden lasse, und erfuhr, daß sie gar nicht abgereist sei. Auf all mein Klingeln und Klopfen in der Wohnung hatte mir immer nur eine etwas sehr schnippische Kammerzofe, die aber mit allen Wassern gewaschen schien, geantwortet: ‚Bedaure, gnädige Frau ist noch verreist.' Auf telephonischen Anruf bekam ich immer die gleiche Antwort. So geht das nun schon seit acht Tagen. Wie der Zufall nun spielt, so sah ich heute früh meine Braut mit einem anderen Herrn, und zwar in einem Auto mit Reisegepäck."

„Wahrscheinlich fuhr sie zum Bahnhof", entgegnete ich ihm, der sich in seiner Erregung fortwährend mit einem seidenen Taschentuch die feuchte und viel Raum bietende Stirn trocknete. Wie geschaffen für eine hervorragende Auszeichnung, um die Frau Lilli wohl nicht in Verlegenheit sein würde.

„Das Auto fuhr sehr schnell vom Bahnhof. Ich verlor es bald aus den Augen. Ich habe mich aber sofort mit einem Detektivbureau in Verbindung gesetzt und ihm eine Beschreibung, ja auch eine Photographie meiner Braut gegeben."

„Ausgezeichnet," rief ich, „wie Sie die Frauen kennen!"

„Ja, ich bin ein alter erfahrener Lebemann und habe für alle meine Kenntnisse so manches Haar

lassen müssen.“ Und wieder fuhr die mit Brillanten geschmückte, gewöhnliche, breite Hand mit dem Seidentuch über die polierte Kugel.

„Heute nachmittag erhielt ich auch bereits in meiner Wohnung den telephonischen Anruf des Bureaus, sie hätten ermittelt, wo meine Braut abgestiegen sei. Im ‚Hotel Internationale‘, und das ist bei Ihnen.“

Teufel, sagte ich bei mir, da hat sich der Esel von Portier doch wieder mal von so einem gewiegten Beobachter ausfragen lassen, was bei mir nie hätte passieren können.

„Sind Sie auch Ihrer Sache ganz sicher, Herr Bollinger?“ fragte ich.

„Wenn ich noch hätte zweifeln können, so gab mir der Blick, den ich zufällig in Ihren Speisesaal warf, die Gewißheit.“

„Sie sahen sie?“

„Ja, und mit jenem Herrn an einem Tisch sitzen, mit dem ich sie heute bereits im Auto sitzen sah.“

„Und Sie glauben, sich nicht getäuscht zu haben?“

„Ausgeschlossen! Ich kenne jede ihrer Bewegungen. Sie lachte, wie ich sie schon zu oft über mich habe lachen hören.“

„Nun, Herr Bollinger, was soll ich in Ihrer gewiß betrüblichen Angelegenheit tun? Ich glaube, dieses Lachen rührt nur von meinem Burgunder her, den ich Ihnen rate, ebenfalls zu kosten.“

„Damit Sie lachen können, Herr Wirt, was? Aber gut, ich nehme Ihnen zwölf Flaschen ab.“

„O nein, Herr Bollinger, so war das nicht gemeint. Ich lasse mir meine Bemühungen auf diese Weise nicht bezahlen. Er ist nur für Gäste.“

„Ich bin Gast, Herr Wirt. Ich habe mir vom Portier bereits ein Zimmer geben lassen."

„Warum traten Sie nicht an den Tisch Ihrer Braut, wenn Sie glaubten, sich nicht zu irren?"

„Dieses Zusammensitzen ist noch kein Beweis unseres Abkommens."

„Ihres Abkommens? Worin besteht denn das?"

„Wir haben einen Verlobungsvertrag aufgesetzt. Ich bin nämlich Geschäftsmann und habe gern alles schriftlich. Das Schriftliche ist viel wert im Leben. Oh, ich kenne die Frauen. In dem Abkommen steht: Falls durch die Schuld eines der Verlobten, wie durch einen die Ehre kränkenden Verdacht oder dergleichen, die Verlobung aufgehoben wird, so hat der Schuldige dem anderen die bisher gehabten Aufwendungen zu ersetzen."

„Oh, das ist ein ganz verteufelt praktischer Vertrag, Herr Bollinger. Und darauf ging Ihre Braut ein?"

„Ja. Dieser Vertrag erscheint wohl nur in Deutschland etwas ungewöhnlich, aber ich war in England — — —"

„Allerdings", bestätigte ich ihm. „Auch ich war dort und kenne die praktischen Engländer."

„Sie fand meinen Vorschlag sogar sehr vernünftig, nur wollte sie den Zusatz aufgenommen wissen: Wenn ich der Schuldige wäre, hätte ich ihr eine Vergütung für die gehabte Aufregung von 100000 Mark zu zahlen."

„Oh, da müssen Sie jede unnötige Aufregung vermeiden, Herr Bollinger. Drum Vorsicht —"

„Als ich mich sträubte, begründete sie das damit,

ich wäre ein Lebemann, und sie wäre rasend eifersüchtig auf mich. Das schmeichelte mir. Nun werden Sie zugeben, daß, wenn eine Braut mit einem anderen Herrn verreist, mit ihm soupiert und in einem Hotel Wohnung nimmt, triftige Gründe vorliegen, daß sie ihrem Verlobten untreu ist. Und ich möchte nicht der Reingefallene sein."

„Sehr begreiflich, Herr Bollinger. Aber Sie werden doch nicht von mir verlangen wollen, daß ich Ihnen die Hand biete, meine Gäste zu überfallen, und daß wir einen Skandal in meinem Hotel erleben."

„Nein. Ich verlange nur von Ihnen, daß Sie sich, unter Vermeidung jedes unnötigen Aufsehens, auf das Zimmer von Frau Lilli — ich weiß nicht, wie sie sich hier nennt — begeben und ihr sagen: ‚Bollinger ist da! Herr Bollinger wünscht einige dringende Worte an Sie zu richten.' Im übrigen wollen Sie ihr von mir noch ausrichten, jedes Verleugnen wäre zwecklos. Das Hotel ist von einigen Detektiven umstellt, die ihre Anwesenheit mit einem fremden Mann jederzeit feststellen würden. So, Herr Wirt, nun haben Sie die Güte. Ich nehme einstweilen in der Halle Platz — und behalte damit die Ankommenden und Fortgehenden selbst im Auge. Oh, mich legt man nicht hinein!" Mit diesen Worten erhob sich Herr Bollinger. Die Sache war mir mit Rücksicht auf mein Haus sehr fatal. Andererseits war mir Herr Bollinger ein zuwiderer Patron, dem ich gern ein Schnippchen geschlagen hätte. Aber die Sachlage war faul für Frau Lilli, die sich und ihren geschiedenen Mann mit Hilfe des reichen Bollinger wirtschaftlich zum Genießen der Schönheit zu rangieren gedachte.

Ich konnte ihm nur noch erwidern: „Herr Bol-

linger, Sie müssen sich auf die größten Unannehmlichkeiten seitens der Dame (ich verschwieg durchaus die Anwesenheit des Mannes) gefaßt machen, auch meinerseits, wenn Sie sich im Irrtum befinden."

„Ich bin meiner Sache ganz sicher", entgegnete er bestimmt.

Ich begab mich darauf auf die erste Etage in das Zimmer von Herrn und Frau v. Rehenberg. Ich wurde mit größter Spannung erwartet.

„Nun, wie ist es?" rief mir Frau Lilli gleich beim Betreten des Zimmers entgegen.

„Gnädige Frau, Sie sind erkannt. Herr Bollinger wünscht mit Ihnen einige Worte zu sprechen."

„Ich bin für ihn nicht zu sprechen. Ein Mensch, der so wenig vornehm ist und mir nachspürt, ist für mich erledigt."

„Der Ansicht bin ich auch, gnädige Frau, aber verdient er nicht, für diese Handlungsweise bestraft zu werden, anstatt daß Sie laut Vertrag — oh, pardon —"

„Was, hat er mit Ihnen darüber gesprochen?" fragte sie empört.

„Ja, da es mir nun einmal unwillkürlich über die Lippen gekommen ist."

„Kind", mischte sich Herr v. Rehenberg nach bisherigem Stillschweigen in unser Gespräch: „Wie legen wir ihn rein? Das laß uns doch einmal in Ruhe bedenken. Er darf dich hier nicht finden."

„Na, er wird doch die Frechheit nicht so weit treiben wollen, bis hier aufs Zimmer zu dringen", sagte sie mit Empörung.

„Ohne Ihre Einwilligung jedenfalls nicht, das würde ich als Wirt verhindern. Aber er hat sich ein Zimmer bei mir im Hotel zur besseren Beobachtung ohne mein Wissen geben lassen. Außerdem läßt er den Hotelausgang durch einen Detektiv Tag und Nacht bewachen."

„So eine Frechheit!" riefen beide.

„Das ist ja schon mehr Freiheitsberaubung", sagte Frau Lilli, und ihre Augen funkelten vor Zorn. „Und mit solch einem Menschen habe ich mich verlobt! Ich kann doch hier nicht ewig im Hotel sitzen."

„Gnädige Frau", entgegnete ich nach einigem Nachsinnen. „Mir kommt eine Idee, wie wir Sie unbelästigt hinausbringen, Herr Bollinger für seine indiskrete Nachforschung hineingelegt wird, und er bezahlen muß, daß ihm die Augen übergehen sollen."

„Wie wollen Sie das machen?" fragte Herr v. Rehenberg, während Frau Lilli mich mit gespannter Erwartung anblickte.

„Sie verlassen in einer Verkleidung den für das Hauspersonal bestimmten Ausgang."

„Da wird man natürlich auch einen Posten aufgestellt haben, der jeder Schürze, oder als was Sie mich verkleiden wollen, ins Gesicht blickt", bemerkte Frau Lilli etwas ungläubig.

„Gnädige Frau, ich denke Sie auch nicht unter einer Schürze zu verdecken, sondern als männliches Individuum, auf das Männer für gewöhnlich nicht so achten, sicher zum Hause herauszubringen."

„Nun," fragte sie gedehnt, „wen sollte ich vorstellen? Ihre männliche Bedienung hat doch sicher aber sämtlich eine kräftige, hochgewachsene Figur, wie sie

für einen Hausdiener oder Kellner mir notwendig erscheint, während ich zarte Frau — —"

„Aber nicht für einen Liftboy," sagte ich, „und mein Junge, der Fritz, hat Ihre Figur."

„Ausgezeichnet!" rief Herr v. Rehenberg.

„Niemand wird ihn oder vielmehr Sie beachten, wenn Sie noch dazu mit einem Gepäckstück den Nebenausgang des Personals verlassen", redete ich weiter auf sie ein.

„Die Sache fängt an, mich zu reizen und diesen Menschen tüchtig an der Nase herumzuführen", lachte Frau Lilli.

„Und wir wollen ihm eine tüchtige Nase drehen, wobei auch Ihr Herr — hm, früherer Gemahl eine Rolle spielen soll", wandte ich mich an diesen.

„Nun, welche Rolle haben Sie mir bestimmt, Herr Wirt?" fragte er.

„Hören Sie mich an. Die Aufmerksamkeit des Herrn Bollinger muß völlig auf diese Zimmertür gerichtet bleiben. Wir sagen ihm daher nicht, daß Sie, gnädige Frau, ihn nicht empfangen wollen, sondern im Gegenteil, ich ermuntere ihn, in das Zimmer zu dringen."

„Aber nicht, solange ich mich hier befinde!" unterbrach mich Frau Lilli unwillig.

„Nein, durchaus nicht. Aber er muß Herrn v. Rehenberg mit einem weiblichen Wesen in einer kompromittierenden Lage finden, wenn er eindringt. Herr v. Rehenberg spielt den Empörten, droht mit Polizei, Gericht, Hausfriedensbruch usw., und der eifersüchtige Narr muß dann zu seiner Überraschung gewahr werden, daß er Herrn v. Rehenberg nicht

mit der ungetreuen Braut, man sagt ja wohl in flagranti, überraschte, sondern mit einer ganz fremden Dame."

„Wo nehmen Sie die her?" unterbrach mich die ungeduldige Frau Lilli wieder.

„Die habe ich bereits in meinem Liftboy. Sie müssen ihm natürlich für seine Livree Ihr Negligé zur Verfügung stellen, am besten mit einem Nachthäubchen, wenn Sie ein solches tragen."

„Aber natürlich", und sie klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Dieser Esel soll schön reinfallen!"

„Und ich werde ihm eine Rechnung aufmachen für seine Ruhestörung in meinem Hause, daß sich ihm alle Haare sträuben würden, wenn er noch welche hätte."

„Teufel — Teufel", sagte Herr v. Rehenberg nachdenklich, wobei er sinnend das Zimmer mit langen Schritten durchmaß.

„Na, was hast du denn schon wieder, — was gefällt dir nicht?" fragte Frau Lilli ihren Mann.

„Ja, bedenkt Ihr denn nicht, in welchen ehrenrührigen Verdacht ich komme, findet er mich hier derartig mit einem Liftboy im Zimmer?"

„Ausgezeichnet!" rief Frau Lilli und wollte sich ausschütten vor Lachen. „Nun, was diesen Verdacht betrifft, so bin ich jederzeit bereit, als Zeugin aufzutreten, daß dieser Verdacht unbegründet, im Gegenteil, daß du — —" Sie sprach nicht weiter über ihre eventuelle Art ihrer Zeugenschaft.

„Ich bleibe ja dabei und halte meine schützende Hand über alles", beruhigte ich ihn. „Nur müssen wir den Jungen für seine Rolle entschädigen, im übrigen garantiere ich für den Jungen."

„Gut, Herr Wirt, er soll belohnt werden, selbstverständlich", sagte Frau Lilli, die nun anscheinend vor Ungeduld darauf brannte, ihrem Verlobten den Streich zu spielen. „Und auf diese Weise habe ich in dir, Herbert, dann einen Zeugen gegen Bollinger, daß er meine Ehre durch sein Nachspüren verletzte und unser Vertrag ihm die Zahlung einer Abstandssumme auferlegt, will er nicht zu dem Schaden noch den Spott der Öffentlichkeit auf sich laden, wenn es zu einem Prozeß kommen sollte."

„Du bist doch eine zu praktische Frau", erwiderte Herr v. Rehenberg gerührt und umarmte sie zärtlich. Welche Blüten treibt doch die sogenannte Liebe, sagte aber ich mir. Ich ließ nun das glückliche, unglückliche ehemalige Ehepaar einen Augenblick allein, um den Liftboy, den Fritz, zu holen. Herr Bollinger saß währenddessen unten in seinem Klubsessel weich und noch immer Schildwache. Als er mich erblickte, stand er auf und fragte: „Nun, wie steht die Angelegenheit?"

„Die gnädige Frau behauptet, Sie nicht zu kennen, und weigert sich, Sie zu empfangen, noch dazu in so vorgerückter Stunde", log ich frech.

Es mußte hierbei ein eigentümliches Lächeln meine Lippen umspielt haben. Herr Bollinger glaubte meinen Worten nicht recht. Er sagte: „Sie scheinen mir etwas verbergen zu wollen. Ich wette, sie ist nicht allein, sondern jener Herr teilt mit ihr das Zimmer. Aber hinter was käme ich nicht."

„Da Sie eine so feine Nase haben, Herr Bollinger, so will ich mich lieber ausschweigen, und muß es Ihnen selbst überlassen, sich Gewißheit zu verschaffen."

„Schön", entgegnete er und wollte an mir vorüber zur nach oben führenden Treppe eilen. Ich trat ihm jedoch in den Weg. „So war das nicht gemeint, Herr Bollinger. So ohne weiteres in die Zimmer meiner Gäste dringen, das gibt es denn doch nicht bei mir. Wenn Sie sich aber später, wenn Sie Ihr Zimmer aufsuchen, in der Tür irren und anstatt Ihre Tür die von Nr. 8 aufklinken, so ist das entschuldbar. Jeder Mensch kann sich irren. Vielleicht werden Sie dabei gewahr, daß Sie sich in doppelter Hinsicht geirrt haben. Sie sind mir aber für den Schaden haftbar, den ich durch den Verlust meiner mit Recht empörten Gäste dann erleide."

„Gut, den ersetze ich Ihnen, weil ich weiß, daß jeder Irrtum meinerseits ausgeschlossen ist."

„Nun, warten Sie noch einen Augenblick, bis mehr Ruhe im Hause ist und die gnädige Frau nicht mehr an einen Überfall eines so eifersüchtigen Türken glaubt, wie Sie einer sind."

„Einverstanden", erwiderte Herr Bollinger und polierte wieder seinen Schädel mit dem Seidentuch, das er immer bereit im Rockärmel trug. Ich winkte nun dem Jungen und rief mit so lauter Stimme, daß es Herr Bollinger hören sollte: „Fritz, du mußt für Nr. 11 gleich mal mit dem Handkoffer zum Bahnhof. Der Herr erwartet dich an der Sperre."

Der Junge sah mich erst erstaunt an, da sonst Friedrich immer derartige Gänge übernahm, schon im Hinblick auf das Trinkgeld. Der Junge fürchtete daher wohl auch die Puffe und Knüffe des mit Recht in seinem Privileg geschädigten Friedrich. Ich beruhigte aber den Jungen, indem ich hinzufügte: „Er

hat mir ein gutes Trinkgeld für dich versprochen. Nun fix, mach, daß du nach oben kommst."

Der Junge eilte ab, ich ihm nach, soweit dies meine Würde als Proprietär zuließ. Oben im ersten Stock trafen wir uns. Ich rief nun den Jungen vorsichtig zu mir heran und machte ihm klar, daß er gegen Hergabe seiner Livree, und wenn er in das Negligé der Frau Lilli schlüpfe, sich ein gutes Stück Geld verdienen könne, vorausgesetzt, er wisse zu schweigen. Er sah mich erst überrascht sprachlos an, ob ich einen Scherz mit ihm treiben wolle, dann zuckte über sein Gassenbubengesicht ein verständnisvolles Grinsen, und sein Mund dehnte sich wie der Einwurf eines Briefkastens von dem einen Ohr zum andern.

„Jawoll, Herr Philipp, det machen wir, wenn et wat zu verdienen gibt."

„Natürlich, Junge, nur reinen Mund mußt du halten, sonst bekommst du es mit mir zu tun." Und ich erhob drohend meine Hand. Gleich darauf betraten wir das Zimmer von Herrn und Frau v. Rehenberg.

„So, meine Herrschaften, hier ist der Junge, der Fritz. Er ist mit allem einverstanden und wird seine Sache gut machen. Was, Fritz?"

„Jawoll, gnädige Frau, ick will det Ding schon schieben."

„Und was macht Herr Bollinger?" fragte Herr v. Rehenberg.

„Er wartet noch immer. Er wird Sie aber nachher, hinter meinem Rücken, überfallen. Lassen Sie darum die Tür unverriegelt."

„Na, das kann ja eine heitere Überraschung geben", lachte er.

„Nun bitte, gnädige Frau," bat ich, „keine falsche Bescheidenheit länger, auch du, Junge. Ausgezogen und die Sachen getauscht. Wir haben keine Minute zu verlieren."

Erst tat Frau Lilli furchtbar genant und zögerte, in unserem Beisein sich auszuziehen. Aber der Zwang und die in Aussicht stehenden 100000 Emchen durch Herrn Bollinger taten doch Wunder. Sie trat in den Hintergrund des Zimmers, und wir Männer wandten ihr diskret den Rücken. Aber der so gestellte Spiegelschrank ließ mich unwillkürlich diese ganze Umkleideszene schauen, ohne daß Frau Lilli eine Ahnung davon hatte.

Ich kommandierte: „Los, Junge, laß die Hosen runter!" Und unter Grinsen knöpfte der Junge seine dunkelgrüne, mit Goldknöpfen verzierte Jacke auf und zog diese aus, der bald die Hosen folgten. Unterdessen sah ich durch den Spiegel, wie Frau Lilli ihr Kleid aufgeknöpft und nach dem Fallenlassen des Rockes in einer reizend mit Spitzen garnierten Kombination dastand. Sie hatte wirklich wundervoll geformte Beine, und ich begriff den Kunstsinn des Malers, der später ihr Gatte wurde und sie als Modell entdeckt hatte. Auch Hals und Busen waren in tadelloser Form. Sie hatte dann ihr Korsett hastig aufgerissen und es mit lässiger Bewegung über einen Stuhl geworfen, was den Jungen zu der Bemerkung veranlaßte: „So 'n Ding brauche ick doch nich anziehn!" was große Heiterkeit bei uns hervorrief. Herr v. Rehenberg nahm die Hosen des Jungen und hielt sie seiner Frau hin, welche, ihre Kombination natürlich anbehaltend, in diese nach kurzem Zögern hineinstieg. Gleich darauf zog sie auch die ganz kurze,

nicht einmal die Fortsetzung des Rückens bedeckende Jacke an. Sie saß ihr prall über dem Busen, und sie sah ganz reizend darin aus. Nur der unbedeckte Teil des unteren Rückens machte mir ob seiner Ausladung Sorge. Ein geübtes Männerauge konnte hierbei auf den Verdacht kommen, da steckt etwas Weibliches in dieser Hose. Dann steckte sie ihr so schön onduliertes und duftendes Haar so dicht zusammen, daß es am Kopf fest anlag und unter der breiten Schirmmütze des Jungen Platz fand, ohne an Weiberhaar zu erinnern.

„Schatz, wie gefalle ich dir?“ fragte sie ihren Mann, sich kokett mit der breiten Rückenseite im Spiegel betrachtend.

„Entzückend“, entgegnete er. „Du ‚füllst‘ überall deinen Platz aus. Werde dich für ein Plakat verwerten.“ Und schon wieder umarmten sich beide, so daß ich sie in Anbetracht der Eile notgedrungen trennen mußte.

Dem Jungen hatte ich bedeutet, er solle das auf dem Bett ausgebreitet liegende, mit Spitzen garnierte Nachthemd über seine dicken, wollenen Unterhosen ziehen, was er unter pruschendem Lachen auch tat. Dann setzte ihm Frau Lilli ihr Spitzenhäubchen auf und deckte den Jungen mit der Bettdecke fein zu. Es war ein Bild zum Schreien, wie das Gassenjungengesicht des Fritz so aus dieser weißen, duftigen Umrahmung im Bett hervorlugte.

Auch Herr v. Rehenberg mußte in sein Pyjama steigen. Ich drängte zum Abschied. Noch ein Kuß und Frau Lilli mußte auf mein Ersuchen den kleinen Handkoffer auf ihre zarte abfallende Schulter setzen und mit mir das Zimmer verlassen.

Ich wollte sie bis zu dem Personalausgang zur Sicherheit selbst führen. Wir waren kaum einige Schritte gegangen, als Herr Bollinger, ich möchte sagen, angeschlichen kam. „Ich will nun mein Zimmer aufsuchen, Herr Wirt“, sagte er mit gemachtem Gähnen, ohne dem angeblichen Boy einen Blick zu schenken. Auch hielt Frau Lilli ihren Koffer so, daß ihr Gesicht so gut wie verdeckt war.

„Ich wünsche angenehme Ruhe, Herr Bollinger“, antwortete ich spöttisch. „Ich auch“, wisperte Frau Lilli übermütig und unbedacht neben mir. Zum Glück hatte Herr Bollinger die helle Stimme nicht gehört.

Ich hatte kaum Frau Lilli die Treppe gewiesen und kehrte über den Korridor zurück, als ich einen großen Skandal auf diesem vernahm. Er kam aus der Tür von Nr. 8, wo Herr v. Rehenberg wohnte. Ich eilte hinzu, auch andere Gäste waren aus ihren Zimmern getreten, und wir vernahmen, wie Herr v. Rehenberg den ganz überrascht dastehenden Bollinger anbrüllte: „Das ist eine Frechheit, sich so in der Tür zu irren und dann sich nicht einmal zu entschuldigen. Zum Teufel, was geht mich Ihre Braut an — Herr!!“ —

Als ich näher trat, sah ich, wie sich unter der Bettdecke im Bett eine Rundung abzeichnete. Sonst war nichts zu erblicken. Der Junge, der Fritz, hatte seinen ganzen Körper so vor dem Anblick versteckt.

„Sie geht mich sehr viel an,“ damit fand Herr Bollinger endlich seine Sprache wieder, „und ich will nicht Bollinger heißen, wenn sie nicht dort bei Ihnen, Herr, unter der Bettdecke steckt!“

„Das wäre ja noch schöner, daß ich Ihnen die

Dame zeige, mit der ich das Vergnügen und den Reiz habe, als meine Frau dieses Zimmer zu teilen."

Unter den Zuhörern ein Schmunzeln und leises Gelächter.

„Meine Herren," mischte ich mich nun ein, mit Mühe meinen Ernst bewahrend, „es geht nicht an, daß Sie beide zu so später Stunde die Ruhe meiner übrigen Gäste stören."

„Der Herr hat mich überfallen!" schrie Herr v. Rehenberg.

„Der Herr verbirgt meine Braut!" brüllte Herr Bollinger.

„Nun, Herr v. Rehenberg, ist dort in dem Bett tatsächlich ein weibliches Wesen?"

„Allerdings", antwortete Herr v. Rehenberg.

„Könnte das die Braut des Herrn Bollinger sein?"

„Nein, niemals!" sagte Herr v. Rehenberg bestimmt.

„Das kann jeder sagen", fuhr Herr Bollinger dazwischen und wischte mit dem seidenen Taschentuch über seinen Schädel.

„Würden Sie, Herr v. Rehenberg, um allem Streit und der peinlichen Situation ein Ende zu machen, nicht für einen Augenblick die Bettdecke lüften wollen, daß Herr Bollinger seinen Irrtum einsieht?"

„Nein", antwortete er. „Es sei denn, die Dame willigt selbst ein."

„Also fragen wir sie." Und ich trat zum Bett. „Gnädige Frau, Sie haben alles gehört. Nur Sie können den Streit schlichten. Sind Sie damit einverstanden, daß wir den Bettzipfel bei Ihnen lüften,

damit Herr Bollinger seinen Irrtum einsieht und sich entschuldigt? Ist das der Fall, so nicken Sie, bitte."

Und nach kurzer Pause bemerkten wir ein kurzes Nicken, es kam aber aus einer Richtung, wo unmöglich der Kopf von dem Jungen sitzen konnte, eher das Gegenteil. Was machte der Bengel für Unsinn! Und abermals ließ sich ein Gelächter der übrigen Gäste meines Hotels vernehmen. Der Kopf schien den Umfang eines Kürbis zu haben. —

„Bitte, Herr Bollinger," sagte ich, „lüften Sie selbst die Bettdecke." In seiner Aufregung und glaubend, dort wäre tatsächlich das Gesicht seiner ungetreuen Braut zu finden, lüftete er die Bettdecke, und eine Wölbung in grauen, dicken Unterhosen kam unter schallendem Gelächter der übrigen zum Vorschein.

Herr Bollinger sprang, wie von einer Natter gebissen, zurück und stotterte: „So sieht sie nicht aus!" Da warf sich diese Rundung wieder herum, verschwand, und oberhalb der Decke kam erst die Nasenspitze, dann der Gassenbubenkopf mit dem Spitzenhäubchen von Fritz zum Vorschein. Er streckte uns allen die Zungenspitze heraus.

„Nun, ist sie etwa das?" fragte ich den wie versteinert dastehenden Herrn Bollinger.

Der Kopf war schon wieder verschwunden. „Nein," sagte Herr Bollinger dumpf, „das geht nicht mit rechten Dingen zu." Alles lachte, nur Bollinger nicht. Der Junge wurde immer übermütiger. Er warf mit den Beinen die Bettdecke so hoch, daß ich fürchtete, er könnte jeden Augenblick die Offenbarung

zu Augen treten lassen, daß nicht eine „Sie", sondern ein „Er" dort im Bette läge. Ich warf schnell die Decke über den schamlosen Bengel mit dem Vorsatz, ihm später jene Körperstelle zu versohlen, die er Herrn Bollinger vorhin als sein Antlitz präsentierte.

Herrn Bollingers Rückzug war höchst ergötzlich. Seine Augen quollen vor Überraschung fast zum Kopf heraus, als sie die weniger hübschen, mehr frechen Gesichtszüge des Jungen, umrahmt mit der eleganten, duftigen Spitzenhaube, erblickten. Er geriet vor Erregung sehr ins Schwitzen, und seine derbe, breite Hand fuhr fortwährend mit dem Seidentuch über die jetzt hochrote Kugel, die er als Kopf trug. Ich mußte mich abwenden, sonst hätte ich ihm ins Gesicht gelacht.

„Nein, das ist doch nicht möglich —" stammelte Herr Bollinger — „daß ich mich so geirrt haben sollte! — Das geht nicht mit rechten Dingen zu."

„Wollen Sie damit etwa behaupten, mein Herr," fiel Herr v. Rehenberg mit strenger Miene wie ein Staatsanwalt ein, wobei er mit seinem Einglas den geknickten Bollinger anblitzte, „daß ich Ihnen, den mir ganz Unbekannten, eine Komödie vormache?"

„Entschuldigen Sie," entgegnete der vor kurzem noch so zuversichtliche, jetzt sehr kleinlaute Bollinger, „ich wollte Sie nicht beleidigen."

„Das will ich auch nicht hoffen. Aber Ihre gestammelte Entschuldigung ist mehr bei jener Dame im Bett angebracht. Sie dringen in ein fremdes Zimmer und machen sich damit des Hausfriedensbruches und der Ehrverletzung schuldig, das ist doch ein starkes Stück. Nicht wahr, meine Liebe?" Hiermit wandte sich Herr v. Rehenberg zum Bett.

Als Antwort erfolgte unter der Bettdecke ein Nicken, und damit der Bengel nicht etwa wieder aus Übermut mit den Füßen wie ein Esel ausschlage, hielt ich das Fußende der Bettdecke fest. Denn der Junge mit seinen mehr als volkstümlichen Manieren war zu allen möglichen Enthüllungen imstande. —

Der so energisch zur Höflichkeit und Anstand aufgeforderte Bollinger hatte inzwischen seine rote Kugel mit seinem Zylinder bedeckt, wohl, um sie vor Erkältung zu schützen. Er zog nun aber höflich diesen Hut und trat mit einer Verneigung zum Bett: „Meine Gnädigste, ich bin sehr unglücklich, daß ich diesen Überfall verschuldete und so die Ruhe mit Ihrem Herrn — hm — Gemahl störte. Ich bitte Sie wegen meines Betragens um Verzeihung. Können Sie mir verzeihen?"

Statt einer Antwort wackelte der Bengel nun mit seiner rückwärtigen Linie wie jener Teil bei den Enten.

Nun konnte aber auch Herr v. Rehenberg bei diesem Anblick nicht länger den Ernst bewahren. Er biß sich krampfhaft auf die Lippen, wie auch ich, sonst hätte es einen Ausbruch von Heiterkeit gegeben.

„Sie sehen, Herr Bollinger," rettete ich die Situation, „die Gnädige verzeiht Ihnen durch ihr stummes Nicken. Stören Sie aber nicht länger die Nachtruhe der Herrschaften."

„Oho, Herr Wirt," polterte nun wieder Herr v. Rehenberg mit gemachtem Zorn dazwischen, „so leichten Kaufs soll mir der Herr denn doch nicht davonkommen. Wie ist eigentlich Ihr Name?"

„Bollinger", antwortete der Sünder.

„Also, Herr Bollinger, Sie sollen von mir über diesen Überfall noch zu hören bekommen. So, nun sind Sie entlassen.“

Ich zog den völlig geknickten und sprachlosen Herrn Bollinger schnell zur Tür hinaus und schloß diese. Auf dem Korridor brachte Herr Bollinger immer wieder nur kopfschüttelnd hervor: „Nein, daß ich mich in meiner Eifersucht so geirrt haben soll, ist es denn möglich!“ Er zog es vor, nicht erst die Nacht in dem gemieteten Zimmer zu verbringen, sondern die ihm vorgelegte Nota bei „Diverses“, wie Schädigung des Rufes des Hotels, Belästigung der Gäste, Ruhestörung, die dafür stark angekreidete Summe ohne Murren, wenn auch mit bitterer Miene zu bezahlen. Noch in derselben Nacht läutete das Telephon in meinem Bureau. Frau Lilli meldete sich und gab unter beständigem Lachen uns die Kunde, sie wäre völlig unbehelligt aus dem Hause gekommen. Als eine kluge Frau, wie sie nun einmal war, habe sie sogleich noch durch ein Nachtgespräch bei Herrn Bollinger angerufen. Man hatte ihr nach langem Läuten endlich seitens der Dienerschaft die Auskunft gegeben, Herr Bollinger wäre nicht zu Hause, aber auch nicht verreist. Man wüßte nicht, wo er diese Nacht sei. Mit großer Empörung, die sie ja so fein raus hatte, wenn es sein mußte, habe sie also seine nächtliche Abwesenheit feststellen können.

Jetzt wird wohl manch einer meiner Leser den Zeigefinger nachdenklich an die Nase legen und sagen: Hat dieser Wirt eigentlich nicht sehr schlecht gehandelt, indem er seine Hand zu einer solchen Komödie gegenüber dem Herrn Bollinger bot, da es sich um eine Geldprellerei handelte? Ich weiß aber, meine schönen

Leserinnen werden dem Leser nicht zustimmen. Denn in Liebesdingen urteilen die Frauen immer anders als die Männer, und wo es uns Männern ein Schnippchen zu schlagen gilt, ganz besonders. Hand aufs Herz. — Ihre Sympathien werden daher sicher auf seiten der schönen Frau Lilli sein, die durchaus sich das Leben, wenn es erträglich gelebt werden soll, mit seidenen Strümpfen, Batisthöschen und -hemden und tausend anderen schönen Dingen garnieren mußte. Für mich gab es aber nur die Pflicht, meine Gäste, das waren Herr und Frau Lilli, solange sie unter meinem Dache weilten, zu schützen. Ich erwarte den ersten Steinwurf seitens der Damen.

Was später aus Herrn von Rehenberg und Frau Lilli geworden, ob sie Herrn Bollinger hat blechen lassen oder ob sie sich aufs neue mit dem bestimmten Ziel verlobt, habe ich nicht erfahren. Wenn sie geheiratet, hat sie sicherlich der Kunst ihres ersten Mannes genützt und auch dem nächsten Mann eine Auszeichnung zuteil werden lassen, die jedoch viele Männer aus Bescheidenheit nicht gern so zur Schau tragen, wie ihre Ordensbänder und Titel. Dem Bengel, dem Fritz, habe ich aber am nächsten Tage die Ohren reichlich lang gezogen, damit er lernt, in unserem Beruf Diskretion und Takt bewahren, auch in wollenen Unterhosen, denn sie könnten einmal ein Loch zeigen. —

Am zweiten Tage nach diesem Vorfall saß ich nachdenklich in meinem Bureau. Da trat Herr Hans Heinichen niedergeschlagen und blaß zu mir. In seiner Hand hielt er einen Brief. Mit zitternder Hand überreichte er mir diesen stumm. Ich las überrascht: Mein lieber Hans! Wenn Dich diese Zeilen erreichen, sitze ich mit Miß Corah bereits im Eisenbahnzuge.

Wir haben beide beschlossen, uns nie mehr zu trennen. Ich folge ihr ins Ausland in ihr Engagement. Ich war ja eigentlich nie Deine Frau und fühle heute mehr als je, daß ich nicht zu einer Ehe geeignet bin. Ich könnte Dir nur schwesterliche Gefühle entgegenbringen. Es war ein Irrtum zwischen uns. Glaube darum nicht, daß ich einem anderen Mann mehr geben könnte. Ich achte und liebe Dich als Freund und wünsche Dir deshalb ein besseres Glück als an meiner Seite. Du verdienst es und wirst mich deshalb vergessen müssen. Verzeih mir und vergiß

Deine Toni.

Ich faltete den Brief wieder zusammen und überreichte ihn dem wie gebrochen bei mir sitzenden Herrn Heinichen. Mich überraschte die Tatsache nicht sonderlich. Ich hatte sie kommen sehen, nur daß in diesem Falle bereits auf der Hochzeitsreise die Trennung erfolgte. Die Natur leistet sich manchmal Absonderlichkeiten, und eine solche Absonderlichkeit war Miß Sorah.

Ich tröstete den jungen Scheinehemann so gut es ging. Er packte gleich darauf seine und ihre Sachen, die sie ihm zurückgelassen, und fuhr ab. Nach langen Monaten, es kann wohl auch über ein reichliches Jahr gewesen sein, erhielt ich von ihm eines Tages eine Ansichtspostkarte aus der Schweiz, in der Nähe des Vierwaldstätter Sees. Im Hintergrund ragte die Spitze der eisigen Jungfrau, und vorn lagen grüne Matten mit weidenden Rindern. Unterzeichnet war die Karte von ihm und Frau Magdalene Heinichen. Offenbar hatte er also seine Toni vergessen und war zu einer neuen Ehe geschritten. Hoffentlich hatte er bei seinem Aufenthalt in der Schweiz aber nicht ver-

gessen, auch die Jungfrau zu besteigen, deren Ausblick mir von meiner Lehrzeit her in der Schweiz noch in sehr angenehmer schöner Erinnerung war, ohne daß wir unseren Gästen diesen Ausblick besonders auf die Rechnung gesetzt hätten. In dieser Beziehung muß man als Proprietär immer nobel sein. — Von dem Schicksal der Frau Toni erfuhr ich zufällig später, durch bei mir wohnende Artisten. Sie trat allabendlich mit Miß Corah im Löwenkäfig auf und sollte im übrigen Miß Corah derartig unter dem Pantoffel haben, wie man es nicht für möglich hält. Sie bearbeitete sie in ihrer Laune — ich hätte fast gesagt Divalaune, wenn das bei einer Löwenbändigerin nicht sonderlich klänge — manchmal mit der Peitsche, und Miß Corah soll über diese Zuneigung hocherfreut sein. So gewöhnt sich der Mensch an alles. —

Nun glaube der gütige Leser aber nicht, daß in meinem Hotel täglich derartige Dinge vorkamen. O nein! Es vergingen oft Monate um Monate, bis wieder einmal ein Fall von den menschlichen Leidenschaften vorlag, den ich für würdig erachtete, meinen Erinnerungen einzuverleiben. Sonst verkehrten bei mir sehr ruhige bürgerliche Leute, die ihre Schwächen wohl verpackt in ihrer Reisetasche ließen.

IV

In meinem Hotel machte mir ein Raum viel Verdruß, das war ein im zweiten Stock gelegenes größeres Zimmer. Es war ein Raum, der eigentlich immer künstliches Licht benötigte und daher als Hotelzimmer für Gäste zum Vermieten nicht geeignet war, obwohl er so groß war, daß man zwei Räume aus ihm hätte machen können. Ich wußte daher nicht recht, was ich mit diesem verbauten Raum anfangen sollte, und hatte mich schon genügend oft über diese zinslose Bude geärgert. Da verfiel ich eines Tages auf die Idee, es als Klubraum zu inserieren. Denn die Mitglieder eines Klubs benötigen weniger des Tageslichts, vielmehr des elektrischen Lichts. Raum bot er genügend, wenn der Klub ihn als Kegelklub oder als ein Fechtklub oder als Skatklub zu seinen Sitzungen benötigen sollte. Und was für Vereine gibt es nicht in Deutschland! Das erste ist doch, wenn drei Deutsche zusammenkommen, daß sie einen Verein bilden.

Auf mein Inserat meldete sich eines Tages bei mir ein sehr wohlangezogener Herr. Er war jedoch nicht nach der Mode gut angezogen, aber sein ganzes Äußere war wohl gepflegt und apart. Er trug eine wunderbare Krawatte, die fast das blütenweiße Ober-

hemd völlig verdeckte. Sie wurde durch eine Nadel zusammengehalten, ebenso sonderbar wie schön: eine goldene Mohnkapsel, deren Stengel mit kleinen Smaragden besetzt war. Ein gutgeschnittener glockenförmiger Gehrock umschloß seine mittelgroße schlanke Figur. Das Gesicht war fein und zeigte Intelligenz. In ihm saßen zwei dunkle Augen mit müdem, weltschmerzlichem Ausdruck, wie auch das Gesicht eine kränkliche wächserne Farbe zeigte. Dunkles, rabenschwarzes Haar hing genial bis fast auf den Rockkragen herab, wie ich es schon öfter zu beobachten Gelegenheit hatte bei Caféhausgeigern, wenn diese auf dem Podium mit ihrer wimmernden und schluchzenden Geige stehen und den zuhörenden Damen dabei schmachtende Blicke zuwerfen. Seine Hände waren fein, schmal und von ebensolcher wächsernen Blässe. Er schien ein starker Zigarettenraucher zu sein, denn der Mittelfinger der linken Hand zeigte an der Spitze eine bräunliche Farbe. Er war wohl noch jung, wenn auch die Züge etwas welk aussahen. Ein kleiner schwarzer, kaum wahrnehmbarer Schnurrbart saß ihm unter der Nase.

„Mein Name ist Fedor Sahib", stellte er sich mir vor. „Ich komme infolge Ihres Inserats betreffend das Klubzimmer."

„Sehr wohl, Herr Sahib", sagte ich, dabei diese auffallende, ganz schwarz gekleidete schlanke Gestalt mit meinen Augen scharf musternd. „Das Zimmer oder vielmehr der kleine Saal befindet sich im zweiten Stock. Wir haben aber Fahrstuhl, Lift, Sie verstehen?"

Er nickte nur hoheitsvoll mit seinen müden, blasierten Gesichtszügen.

„Nur muß ich Sie von vorn herein auf eine eigentümliche, vielleicht schätzbare Eigenschaft des Raumes aufmerksam machen, er benötigt ständig des künstlichen Lichts."

„Das ist uns gerade erwünscht, wir kommen außerdem nur des Abends zusammen. Darf ich den Raum sehen?"

„Gewiß gern", und wir fuhren nach oben. Nachdem er den Raum eingehend besichtigt, stellte er noch die Frage: „Wir stören doch durch unsere Zusammenkünfte nicht die Nachbarschaft?"

„Wenn die Herren nicht gerade eine studentische Vereinigung sind und bis in die Nacht Lieder singen, so werden Sie hoffentlich niemand stören. Hier rechts, dem Raum benachbart, befindet sich nur eine Besenkammer für das Zimmermädchen der Etage, und links sind die Toiletten."

„Schön, schön", antwortete er. „Ich als Vorsitzender nehme das Lokal. Wir sind durchaus keine studentische Vereinigung, sondern ein Klub von Ästheten. Nur Dichtung und Kunst erfüllen unsere Gespräche. Wir kommen alle Monat dreimal zusammen, da unsere Mitglieder nicht alle in der Stadt wohnen. Sie können dann wohl hier im Hotel übernachten?"

„Gewiß, wenn ich das vorher weiß, lasse ich Zimmer reservieren. Und wie nennt sich der Klub?"

„Der Klub nennt sich ‚Goldene Mohnkapsel'", erwiderte er und fuhr mit seinen zarten Händen wie ein segnender Priester weihevoll durch die Luft. Wie er überhaupt in seinem Tonfall und seinem Gebaren etwas gemessen Weihevolles hatte. Ich konnte in

früheren Jahren ein ähnliches Gebaren beobachten, als ich noch Kellner in London war. In unserem Hotel wohnte eine Orientale, ein Inder. An diesen erinnerte mich dieser Herr Sahib.

Da ich durch den inzwischen in meinem Café eingegangenen Parnaß schon genug an Verrücktheiten dieser Künstler und Ästheten gewöhnt war, so wunderte ich mich nicht weiter darüber, daß in diesem Fall eine goldene Mohnkapsel das Symbol ihrer Vereinigung war. Eher fürchtete ich für den Konsum, denn all diese Künstler sind nun einmal keine sehr materiell veranlagten Naturen. Mir wäre ein Klub von Kegelbrüdern, oder um höher hinauf zu greifen, von Politikern schon lieber gewesen. Aber die Hauptsache war, daß mal erst in diese bisherige camera obscura Menschen ihren Einzug hielten. Und als ich den Preis für die Benutzung des Lokals nannte, griff Herr Sahib statt aller Antwort nur mit priesterlicher Würde in seine Brieftasche und legte mir das Geld für drei Monate hin. Als ich die Einwendung erhob, daß ich eine derartige langfristige Vorausbezahlung nicht zur Bedingung gemacht, sagte er: „Das macht nichts. Wir wollen vor allem den Raum ganz für uns allein. Ganz gleich, ob wir täglich hier zusammenkommen oder nur dreimal im Monat. Dann noch eines: das Mobiliar entspricht nicht unseren künstlerischen Empfindungen. Sie können die Möbel entfernen, wir werden unsere eigene Einrichtung aufstellen lassen."

Damit war also der Raum vermietet, und bereits am nächsten Tage erschien ein Möbelwagen und mit ihm ein Dekorateur, der nach einem ihm übergebenen, besonders künstlerischen Entwurf die Einrichtung vor-

zunehmen hatte. Ich war erstaunt über die Pracht der Gegenstände, über die der Klub „Goldene Mohnkapsel“ verfügte. Die ganzen Wände wurden mit seidenen Behängen von roter Farbe bedeckt, auf denen in Goldstickerei die Mohnkapsel als eingewebtes Muster sich wiederholte. Schwellende orientalische Teppiche dämpften jeden Schritt. Einige sehr breite kostbare Decken tragende Diwane fanden Aufstellung, ebenso einige köstliche mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegte japanische Möbel. —

An der einen schmalen Wand stand solch ein japanisches Schränkchen mit zu öffnenden Türflügeln, daß es wie ein dreiflügelicher Altar wirkte. Die grellen elektrischen Lampen wurden durch rotseidene Schleier gedämpft und nahmen die Formen erleuchteter Mohnkapseln an. Und auf der Außenseite der Tür, die zum Klub führte, prangte ein kleines Emailleschild mit zinnoberrotem Untergrund, auf dem in Gold die Mohnkapsel sich zeigte.

Ich war nach diesem Einzuge, oder dieser Introduktion, wie ich ein solches komisches Wort einmal aus dem Munde des Herrn Marat vernahm, sehr neugierig auf die dichterischen und künstlerischen Leistungen des Klubs. Sie mußten ja ganz hervorragende sein, wenn schon Herr Marat es fertigbrachte, auf der einfachen Marmorplatte eines Caféhaustisches so eigenartige gedankenstrichlange Gedichte niederzuschreiben.

Wenige Tage später, nachdem die Einrichtung vollendet war, erschien Herr Fedor Sahib wieder und besichtigte alles. Auf meine zuvorkommende Frage, ob der Klub zu seiner Einrichtung von mir noch ein Klavier

oder ein Grammophon mit den neuesten Operettenschlagern gestellt wünsche, hatte er nur einen empörten Blick als Antwort. So sind die Ansichten über Kunst verschieden. Aber die Bedienung, die an dem heutigen Abend, wo die Einweihung des neuen Klubheims stattfinden sollte, benötigt wurde, meinte er: „Würden Sie jemand haben, der uns in einem chinesischen Originalkostüm und dicken Filzschuhen bedient?"

„Wie meinen Sie?" fragte ich in der ersten Überraschung.

„Ja, denn Ihr Personal im Frack würde entschieden gegen den Stil unseres Milieus verstoßen. Stil — Stil, mein lieber Herr Wirt! Harmonisch muß alles dahinfließen."

Ich begriff nicht ganz. Ich konnte nur antworten, daß ich wohl kaum einen meiner Kellner würde bewegen können, für den Abend in ein chinesisches Gewand zu schlüpfen. Wohl könne ich aber für einen langen Zopf garantieren, davon hätten wir in Deutschland übergenug, auch an Sohlenschleichern dürfte es nicht fehlen. Er schien aber schon wieder in anderen Sphären zu sein, er antwortete erst gar nicht, sondern betrachtete tiefsinnig die erleuchteten, von der Decke glänzenden Mohnkapseln, die sich wirklich sehr eigenartig ausnahmen. Sie verbreiteten ein angenehmes gedämpftes Licht und verlockten so poetische ästhetische Naturen, wie Herr Fedor Sahib zu sein schien, zum Träumen. Nach einer Weile bemerkte er: „Herr Wirt, der Zopf genügt nicht. Wir werden uns selbst bedienen. Ein Schlag auf unseren im Zimmer hängenden Gong wird den dienstbaren Geist rufen, nur auf diesen Klang soll er das Zimmer betreten."

„Schön. Und was belieben die Herrschaften in der Regel zu trinken? Bier, Wein?"

„Tee."

„Tee!" — Eigentlich hätte ich es mir ja denken können nach meinen gemachten Erfahrungen am Parnaß. Also hier würde der Muse mit Tee geopfert werden.

„Ja, mein Lieber, von unserem eigenen für diesen Zweck bestimmten Tee. Auf unsere eigene Art zubereitet. Serviert in mohnblattdünnen Schalen, von den schlanken weißen Händen zur Erde geschwebter Göttinnen, jede wie eine kleine Blume duftend. In feierlicher Stille wird dieser bernsteinfarbene herrliche Trank von uns genossen", psalmodierte er, wie wenn er vor einem heidnischen Altar stände und eine Weisheit des Chinesengottes verkünde.

„Ja, was habe ich Ihnen dabei noch zu liefern, Herr Sahib?" fragte ich etwas enttäuscht.

„Das Wasser. Ein heiliges Element, Herr Wirt."

„Für uns Wirte aber nicht, Herr Sahib, wir ziehen es entschieden vor, unseren Gästen dieses Element mit einem großen Schuß Alkohol vorzusetzen. Oh, wir sind nicht wie die Weinhändler, für die das Wasser wohl ein heiliges Element ist."

„Auch, was Essen anbelangt," fuhr er fort, „so haben wir unsere eigene Art. —"

„O Gott," unterbrach ich ihn, „Sie werden am Ende nicht auch noch selbst hier kochen wollen? Das könnte ich nicht zulassen."

„Nein, seien Sie beruhigt, aber Ihr Koch muß Chinesisch lernen."

„Um Himmels willen, nur das nicht!" rief ich ent-

setzt. „Er kocht nur auf französisch, und das first class.“

„Weil wir gewisse Speisen genießen, die wir nur mit unseren Eßstäbchen zum Munde führen können. Aber wer wird soviel vom Essen reden, wenn uns Träume, süße Träume umgaukeln werden.“

Mir wurde dieser Herr Sahib immer rätselhafter, und ich war daher gespannt auf die übrigen Mitglieder des Klubs. Am Abend traf dann auch eine Gesellschaft von Herren und Damen ein, die mir sämtlich der besten Gesellschaftsklasse anzugehören schienen. Die Herren machten einen etwas welken, übermüdeten Eindruck, wie Herr Sahib. Das Ästhetentum und die Rederei über Dichtung und Kunst scheint demnach doch sehr anzugreifen. Die Damen waren auch etwas matt und bleich, aber ihre Augen glänzten lüstern, als ob sie besonders erlesenen Genüssen entgegenblickten. Es ist doch etwas Schönes um die Kunst, wenn sie so begehrt wird und derartig begeisterte Gefühle auslöst. Und es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade mein Haus dazu ausersehen wurde, das Heim für Dichtung und Kunst zu werden. Ich erinnere nur an den Parnaß und seine hervorragenden Mitglieder. Allein aus den vielen Gedankensplittern, die dort abends herumflogen, konnte man einen dicken Balken machen, und doch rauchte der Schornstein bei Herrn Marat wenig oder gar nicht. Herr Sahib als Vorsitzender des Klubs „Goldene Mohnkapsel“, welches Abzeichen übrigens von allen Mitgliedern getragen wurde, die Damen als Brosche auf dem mehr oder weniger starken Busen, begrüßte die Mitglieder mit der ihm eigenen Würde. Es waren sechs Herren und vier

Damen, wovon zwei anscheinend von außerhalb kamen und die Nacht im Hotel nächtigen wollten. Sie führten eine kleine Reisetasche mit sich. Alles in elegantester Ausführung, wie ich solche von den Reisenden des Europäischen Hofes kenne. Krokodilleder und Silberbeschlag. Die Herren befanden sich in verschiedenen Altersklassen. Herr Fedor Sahib war noch jung, wohl am Ende der 20, wenn er auch je nachdem alt und verlebt aussehen konnte und in gewissen Stunden wieder sehr jung und frisch war. Zwei der Herren gehörten schon den älteren Jahrgängen an. Mager, mit pergamentfarbener Haut und etwas zittrigen Händen. Die Namen erfuhr ich zunächst nicht, da die Mitglieder sämtlich, wie soll ich sagen, einen Spitznamen trugen. Nur Herr Sahib wurde bei seinem Namen genannt; vielleicht war auch dieser nicht sein wirklicher Name. Nun einen Blick auf die verehrte Damenwelt, denn ohne diese bekanntlich auf der Welt kein Vergnügen. Über die beiden älteren Jahrgänge will ich mich, im Gegensatz zu den Weinen meines Kellers, kurz fassen. Die eine Dame war schon eine reife Matrone, wenn sie auch alle möglichen Mittel angewandt hatte, die entfliehende Jugend durch Schminke, Puder und gefärbte Haare festzuhalten. Man nannte sie „Blume des Sees". Nun, es war eine bereits sehr aufgegangene See-Mummel, welche anscheinend ein Abend- oder Nachtleben führte und des Nachts ihren Kelch wie jene Blume erschloß. Sie schien mir sehr liebedürftig, denn ihre Augen nahmen manchmal einen Ausdruck an, den ich aus früheren Zeiten kenne, wo ich allein reisende, reiche Damen als Zimmerkellner zu bedienen hatte. Ihr Organ klang etwas tief, was sie aber nicht hinderte,

noch einen Backfisch markieren zu wollen. Sie hüpfte dazu wie ein junges Mädchen, was sie in Anbetracht ihrer reichlich nach vorn und hinten ausladenden Formen nicht hätte tun sollen, ebenso wie so kurze Röcke zu tragen. Die Brosche ihrer goldenen Mohnkapsel saß etwas tief auf dem eingeschnürten Busen, so daß sie das Symbol nie ohne Spiegel in der Lage war, zu erblicken.

Eine reizende Erscheinung war dagegen aber ein anderes Mitglied, Fräulein „Mimosa" genannt. Sie sah wirklich sehr hübsch aus, um so mehr, als unter ihrer modernen Umhüllung, nach deren Ablegung, ein japanisches oder chinesisches Gewand in rosafarbenem Ton aus bestickter Seide zum Vorschein kam. Sie war eine dunkle Schönheit; alles war dunkel an ihr. Haare, Augen, und vielleicht auch ihre Vergangenheit. Ich sage im letzteren Falle vorsichtigerweise nur „vielleicht", denn sie hat mir die Vergangenheit nie offenbart. Ich urteile nur nach meinen Beobachtungen. Daß dieses Fräulein „Mimosa" aber noch nicht aus dem Becher der Liebe genascht haben sollte, das schien mir kaum möglich. Anscheinend aus sehr gutem Hause und der polizeilichen Anmeldung nach wirklich noch ein Fräulein. Eines von jenen vielen Mädchen, die als unschuldiges Lamm später in die Ehe gehen, und wo über diesen holden Betrug — oder soll ich sagen das Manko ihres Daseins — dem glücklichen Gatten nie die Augen aufgehen. Ihre Leidenschaft für die Poesie, die sich in tiefen bläulichen Schatten unter ihren glänzenden dunklen Augen zeigte, schien sehr groß zu sein. Sie gehörte zu jenen Damen, die von außerhalb kamen und in meinem Hotel übernachten wollten. Alles an ihr war Leiden-

schaft, und die Nasenflügel in dem edel geschnittenen Gesicht mit den fein wie Mondsichel gezeichneten schwarzen Augenbrauen bebten fortwährend. Die andere jüngere Dame war eine Blondine. Auch sie war hübsch und besaß als Kontrast, gerade wie Marie aus dem Europäischen Hof, zwei braune Rehaugen, die sehr sanft in die Welt blickten. Man nannte sie Fräulein „Pfirsichblüte". Ihre leicht geröteten zarten Wangen ähnelten allerdings der Haut dieser köstlichen erfrischenden Frucht. Ich liebe sehr Pfirsiche, auch Sekt mit Pfirsichen. Ich glaube, dieses Fräulein „Pfirsichblüte" benötigte immer erst einen Schuß Sekt, um ins Wallen zu kommen. Sie war, im Gegensatz zu Fräulein Mimosa, etwas phlegmatischer Natur. Ich habe nun gefunden, daß die Pfirsiche oft eine verlockende Außenseite dem Auge bieten und beim Öffnen sich als wurmstichig zeigen. Es soll dies aber keine Anwendung auf Fräulein Pfirsichblüte haben, wie ich überhaupt nicht ungünstig über alle meine Gäste urteilen möchte. Ihre Ehre ist mir unter meinem Dach heilig. Von der vierten Dame, einer älteren, möchte ich schweigen; sie verhielt sich still, drum will auch ich es tun. Es werden uns hier nur Fräulein Mimosa und Fräulein Pfirsichblüte interessieren; man soll sich immer an die Jugend halten. Also die Herrschaften versammelten sich in dem Klubraum, und da ich merkte, daß man meine Anwesenheit als überflüssig empfand, so machte ich die Türe leise von außen zu, sie den Musen überlassend. Ich wurde auch sogleich durch einen neuen Gast in Anspruch genommen. Er war soeben eingetroffen und verlangte ein Zimmer für die Nacht. Er machte den Eindruck eines einfachen Landwirtes,

aber eines wohlhabenden. Eine schwere goldene Uhrkette legte eine ebenso goldene schwere Uhr in Fesseln. Sein übriges Äußere war sehr ländlich. Er roch förmlich nach dem so bekannten wie geschätzten Komposthaufen. Ein guter biederer Landmann, der mal zur Großstadt kam, um wahrscheinlich einen schweren Ochsen oder eine Kuh zu verkaufen.

„Herr Wirt," mit diesen Worten begrüßte er mich, „unsereins ist den Trubel in der Großstadt gar nicht gewöhnt. Ich bin ganz müde. War da den ganzen Tag auf den Beinen, nun möchte ich aber schlafen."

„Das können Sie haben, Herr —" gab ich zur Antwort. „Mein Haus ist ein sehr ruhiges, so daß Sie wie in Abrahams Schoß bei mir ruhen werden."

„Wird das auch nicht zu teuer werden?" fragte er mit dem üblichen Mißtrauen, das alle Landleute dem Städter gegenüber zeigen.

„Sie können billig und teuer bei mir wohnen", erwiderte ich.

„Ich möchte nicht zu viel ausgeben. Ich bin — müssen Sie wissen — zum erstenmal hier."

„Bei mir oder in der Stadt?"

„In der Stadt — Herr Wirt, müssen Sie wissen. Bei der Abreise sagte meine Olsch zu mir: Mann, nimm di da nur in acht, die Städtersch sind alles Schwindlers."

„Na, na", bemerkte ich.

„Na, Sie wissen ja, die Weiber. Ich habe nun meine Geschäfte erledigt und könnte tu Huus fahren."

„Nun, das möchten Sie noch nicht?"

„Hm, ja —" dabei zog er seine Landmannsmütze ab und kraute sich hinter dem rechten Ohr und verfiel

in ein so halbes Platt, was ihm durch seinen täglichen Umgang wohl geläufiger war.

„Ick heff so allerlei Frauenslüt hier gesehen, die kicken gelungen ut. Dat lopt hier allens im Unterrock rüm."

„Im Unterrock! Nanu?"

„Na, wat son richtigem Rock is, der langt doch bis uff die Been. Aber hier laten ja all die Waden sehn. Und wat für Waden!"

„Die gefallen Ihnen nicht?"

„Ja," und wieder kraute er sich hinter dem Ohr, „dat is mal wat anners. Min Olsch ihre kieken anners ut."

„Das kann ich mir denken", bestätigte ich ihm lachend.

„Haha", lachte er ebenfalls. „Min Olsch sagte tu mi: Du oller Schapskopp, nimm di da in der Stadt nur vor den Weibern in acht, dat's di din Geldtasch nich abnehmen."

„Ja, Herr —" wandte ich ein.

„Mein Name ist Sauerklee, Hofbesitzer."

„Loswerden", fuhr ich fort, „kann man schon schnell sein Geld, aber man kann sich auch amüsieren, ohne bestohlen zu werden."

„Ja, können Sie mi nich so wat nachwiesen? Ick möchte mi zum Schluß mal ganz gern amüsieren. Wie is et denn bei Ihnen?" und er stieß mich mit vertraulichem Augenzwinkern an.

„Oho, Herr Sauerklee," erwiderte ich mit Entrüstung, „in meinem Hotel ist alles sehr anständig, nur vornehme Leute!"

„Doch soll et bei Ihnen nicht geheuer sein“, erwiderte er bedächtig und sah mich dabei so sonderbar an.

„Nanu!“ sagte ich überrascht. „Was soll denn nicht geheuer sein? Meine Rechnungen werden alle ordnungsgemäß und zu soliden Preisen ausgestellt. Meine Küche ist first class. Sie können Zimmer zu jeder Preislage haben, billig und teuer.“

„Ick meen dat anners.“

„Wie meinen Sie denn, Herr Sauerklee?“

„Mi is vertellt worn, bei Ihnen spukt dat.“

„Was?“

„Ja, et geit dat Gerücht, bei Ihnen im Hotel spukt dat. Und ick möcht gern mal 'n Geist sehn. Ick will wat erleben und möcht gern dat Gruseln kennenlernen.“

„Ja, Herr Sauerklee, ein Zimmer mit einem Geist kann ich Ihnen leider nicht vermieten. Wenn man Ihnen etwas von einem Spukgeist bei mir erzählt hat, so hat man Ihnen etwas weisgemacht.“ Mir fiel nämlich plötzlich ein, daß durch den bauchrednerischen Scherz von Mr. John mein Hotel infolge übertriebenen Klatsches in Verruf gekommen zu sein schien. Das war mir neu und wenig angenehm zu hören.

„Ja, Herr Wirt, ick will nu tu Huus gern etwat zu erzählen haben — dat wär schade.“

„Herr Sauerklee, wenn Sie durchaus etwas erleben wollen, was Sie auf dem Lande nicht haben, so gibt Ihnen die Großstadt doch genug Gelegenheit. Die Bars — die Frauen — —“

„Ach, mein Bester,“ unterbrach er mich, „die Weiber interessieren mich gar nicht mehr. Und wenn ick Schnaps trinken will, kann ick dat billiger aus meiner Boddel tun, als wenn ick mi in so 'n Ding, wat Sie Bar nennen, gehe. 'n guten Korn heff ick immer bei mi selbst.“

„Herr Sauerklee, dann kann ich Ihnen leider nicht helfen. Sie wohnen hier in einem durchaus ruhigen Hause, ohne jeden Geist, nur ein tüchtiger Geschäftsgeist waltet bei mir.“

„Na, sehn Sie woll!“ rief er, mich wohl nicht verstehend, triumphierend.

„Nun gut, mit dem kann ich dienen.“

„Gut, dann geben Sie mi dat Zimmer. Aber dat sage ich Ihnen, kömmt der Geist nicht, zahle ich Ihnen nicht die Rechnung. Übrigens, wie wärt, wenn Sie mi dafür Eier und Butter abnehmen würden?“

„Ich habe meine Lieferanten, Herr Sauerklee, und kann mich daher zu meinem Bedauern auf solche Gegengeschäfte nicht einlassen.“

„Gaut, aber dat sage ick Sie, den Geist will ick sehn.“

Um diesen sonderbaren Landmann endlich zu befriedigen und ihn loszuwerden, sagte ich lachend zu, er soll befriedigt von mir scheiden und mein Hotel bei seinen Agrariern weiter empfehlen. Da er wegen des Preises wie alle Landleute noch handeln wollte, so gab ich ihm ein einfaches Zimmer in der Nähe des Klubs „Goldene Mohnkapsel“, was ich sonst nur, wenn das Haus fast besetzt, vermietete. Ich brachte Herrn Sauerklee selbst auf sein Zimmer. Die etwas mehr wie eine ländliche Reisetasche wollte er

sich aber durchaus nicht abnehmen lassen. Er zeigte größtes Mißtrauen: „die Städtersch seien alles Gauner“, war seine ständige Redensart, wobei er jeden dienstbaren Handgriff von dem Liftboy Fritz auf seine Handtasche abwehrte. Oben mit ihm in dem Zimmer angelangt, wäre er beinahe in den großen Spiegelschrank gelaufen, in der Annahme, vor ihm läge ein zweites ihm zur Verfügung stehendes Zimmer.

„Na, wat sagte ich Ihnen,“ wandte er sich darob entrüstet zu mir, „is dat nich alles Schwindel? Da soll unsereins vorgemacht warn, dat Zimmer is so groß, damit der Preis gerechtfertigt erscheint, nu, is dat alles man so 'n Spiegelkram.“

Ich mußte lachen und ihm klarmachen, daß dieser ihm so trügerische Spiegel einem Schrank diene. Er öffnete mit Mißtrauen die Schranktüre und betrachtete sich das Innere des Schrankes. Ich wünschte ihm eine angenehme Nachtruhe und verließ den sonderbaren kraftvollen ländlichen Gast mit den gesunden Nerven, die das Gruseln kennenlernen möchten.

Als ich den Korridor wieder betrat, schlug mir ein eigentümlicher, süßlicher Geruch, wie von einer Zigarette, entgegen. Ich hatte ihn vorhin noch nicht bemerkt, oder er war meiner Aufmerksamkeit entgangen. Wie es mir schien, kam er aus dem vermieteten Klubzimmer. Der Geruch war so aufdringlich, daß ich fürchtete, er könne die übrigen Gäste belästigen. Ich trat der Tür zum Klubzimmer der „Goldenen Mohnkapsel“ näher, um dort zu riechen, ob hier die Quelle dieses Geruches zu suchen sei. Meine Vermutung fand ihre Bestätigung. Ganz betäubend stark war er in der Nähe der Tür. Sonst herrschte aber im Zimmer die größte Ruhe. Kein Laut, keine

Stimme, die irgendeine Dichtung vorlas, drang an mein lauschendes Ohr. Ich horchte eine ganze Weile, aber nichts ließ sich vernehmen. Mich berührte das sonderbar. Sollten sie so angestrengt nachdenken und dichten über neue Bahnen von Dichtung und Kunst? Sonst vollzogen sich die Neugeburten auf diesem Gebiet am Parnaß immer mit einem erheblichen Stimmenaufwand. Hier dagegen schien alles leise vor sich zu gehen. Die Ruhe eines Tempels. Zufällig kam der Zimmerkellner dieser Etage vorbei, und da es mich doch als Wirt interessierte, was der neue Klub am Abend seines ersten Daseins konsumiert habe, fragte ich den Kellner: „Franz, haben Sie die Herrschaften im Klub bedient?“

„Ja, Herr Philipp“, und dabei lächelte er so sonderbar.

„Na, was haben denn die Herrschaften den Abend über genossen?“

„Oh, nichts von Bedeutung. Nur zweimal heißes Wasser durfte ich ihnen bringen, aber nur bis zur Tür.“

„Bis zur Tür! Ja, was machen sie denn da drinnen?“

„Wie es mir vorkam, ist es ein Rauchklub, Herr Philipp. Sie rauchen alle Pfeife, wie ich beim flüchtigen Öffnen der Tür beobachten konnte.“

„Franz, das glaube ich auch allmählich, sie scheinen den Musen blauen Dunst vorzumachen, wie so mancher Dichter, der da behauptet, ihnen zu opfern. Ich bin über die im Zimmer herrschende Ruhe etwas beunruhigt. Es wird doch kein Selbstmörderklub sein? Die Menschen sind in ihren verschiedenen Leiden-

schaften zu allem fähig. Damit wären ich und mein Hotel geliefert; es wäre einfach aus mit uns, erlebten wir so etwas in unserem Hause."

Aber wie erfahren, was sich dort in jenem Zimmer vollzog, ohne eine indiskrete Neugier zu verraten? Dieses Todesschweigen konnte am Ende eine ganz harmlose Ursache haben, und ich wäre der Blamierte gewesen. Da fiel mir plötzlich die Besenkammer neben dem Klubraum ein, die nur eine dünne sogenannte Rabitzwand von dem Klub trennte, und wo das Zimmermädchen eines Tages durch das unbedachte Einschlagen eines Nagels in die Wand diesen gleich durch die Wand in das Nebenzimmer getrieben hatte. Gut, daß das Zimmer nicht vermietet war, sonst hätte sie den Gast im Bett festgenagelt. Ich hatte mich damals über diese törichte Handlung sehr geärgert. Jetzt war mir diese Tat willkommen. Ich hoffte auf diese Weise nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, was sich da in dem Zimmer vollzog. Mit schnellen Schritten hatte ich mich der Besenkammer genähert, leise die Tür geöffnet, und ich befand mich nun in dem dunklen engen Raum. Durch das feine Loch, das der Nagel verursacht hatte, fiel ein dünner Lichtstrahl aus dem erleuchteten Klubraum. Ich drückte mein Auge an diese Stelle und spähte in das Zimmer. Zuerst konnte ich nichts wahrnehmen, es lag wie ein milchener Nebel in dem Klubraum. Nur die mattrot erleuchteten seidenen Mohnkapseln schimmerten wie Sonnenbälle in ihrem Untergang. Dann vernahm ich ein tiefes stöhnendes Atmen. Von woher das Geräusch aus dem Zimmer kam, konnte ich nicht feststellen. In mir fror fast das Blut, so sehr war ich über das Atmen erschreckt, das mir in meiner

Erregung wie das Röcheln eines Selbstmörders vorkam. Aber plötzlich erklang eine Stimme, wenn auch sehr leise, in dem feierlichen Tonfall des Herrn Sahib: „O meine geliebte Mimosa, fahre mir mit deinen Lilienhänden wieder über meine Stirn, daß sich die Gebilde meiner Träume zu neuen schönen Bildern formen. Biete mir dann den göttlichen Kelch zum Trinken, daß ich vor ihm anbetend niedersinke wie ein heiliger Pilger vor einem Felsenquell in der Wüste."

„Ja — ja — —a, Geliebter", hauchte Mimosa in einer Verzückung, die mir ganz überirdisch vorkam. So ein wollüstiges Gestammel hatte ich noch nie vernommen. Jetzt gewann durch den milchernen Nebel im Zimmer mein suchendes Auge allmählich aber einen Überblick. Die Herrschaften hatten es sich sehr bequem gemacht und lagen sämtlich in mehr oder weniger entkleidetem Zustande auf den Diwanen und auf den moosweichen, dicken, orientalischen Teppichen.

Fräulein Mimosa lag mir gerade gegenüber, oder vielmehr, sie erhob sich gerade von dem einen breiten Diwan, den sie mit Herrn Sahib geteilt zu haben schien. Sie hielt ein kurzes Pfeifchen in ihren zarten Lilienhänden. Eine kurze gradstielige Rohrpfeife, an deren Spitze eine flache Pfanne angebracht war. Sie stand nun, umkleidet mit dem japanischen Kimono an einem der kleinen japanischen Tische, wo eine bläuliche Flamme aus einem Gefäß züngelte. Sie reinigte die flache Pfanne an ihrer Pfeife mit einer Nadel. Mit dieser Nadel fuhr sie denn über die bläuliche Flamme, über welcher es dabei eigentümlich knisterte, und, wie ich beobachtete, befand sich an der

Nadelspitze eine kleine dunkle Kugel. Fräulein Mimosa legte mit großer Gewandtheit diese rauchende Kugel auf die Pfanne ihrer Pfeife und sog mit großen wollüstigen Augen den Rauch ein. Sie reckte sich dabei lüstern in dem dünnen seidenen Gewande, das vorn ganz geöffnet war und ich ihre formvollendete Figur erblicken konnte. Sie war in der Tat ein herrlich schön gewachsenes Mädchen. Sie blickte mit solcher Wollust auf den in der Ruhelage auf dem Diwan liegenden Sahib, als ob sie sich wie eine blutdürstige Tigerin oder bacchantisch, wie ich solchen Ausdruck einmal von Herrn Marat hörte, auf ihn stürzen wollte. In einer ähnlichen Situation konnte ich die anderen Mitglieder der goldenen Mohnkapsel erblicken. Da lag Fräulein „Pfirsichblüte“ mit einem der alten Lebegreise, die mir beim Betreten des Klubraumes durch ihre zittrigen Bewegungen aufgefallen. Sie war völlig nackt und hatte jene Stellung eingenommen, die ich auf einem Gemälde einmal zu beobachten Gelegenheit hatte, dessen Sinn ich mir damals aber nicht erklären konnte. Herr Marat, den ich als Allwissenden darüber befragte, lachte sehr und meinte: „Mein lieber Herr Philipp, dieser Schwan ist ein Schwein, den sie da mit einer raffinierten Leda sahen.“ Ich verstand Herrn Marat nur halb, weiß aber seither, daß die völlig nackte Dame eine Leda genannt wird. So auch in diesem Falle. Dieser alte törichte Tattergreis markierte wohl hier den Schwan. Er schlug mit seinen Armen, wie dieses Tier mit seinen Flügeln zu schlagen pflegt, während Fräulein Pfirsichblüte dazu wollüstig an ihrer Pfeife sog ... Ich will die Situationen, die sich nach und nach meinen Augen in dem Zimmer boten,

als ich mich an die matte Beleuchtung und den milchernen Ton gewöhnt, nicht weiter ausmalen. Die alten Weiber wetteiferten mit den jungen Mädchen mit den poetischen Namen. Die Männer schienen mir mehr passiver Natur zu sein, und von der edlen Weiblichkeit erst aufgepeitscht zu werden. Über eines war ich mir aber nun völlig klar geworden, die Mitglieder des Klubs schrieben ihre Dichtungen nicht nieder, sondern erlebten sie in den wollüstigen Träumen, die sie sich durch den Genuß des Opiums schufen.

Jawohl, ich hatte einem Rauchklub, aber einem Opiumklub, bei mir Aufnahme gewährt. Jetzt war mir das überall angebrachte Symbol der Mohnkapsel klar geworden. Und ich glaubte nicht einmal das geringste Recht zu haben, diese Leute in ihrem Genuß zu stören, solange sie nicht meinen anderen Gästen lästig wurden. Ich hatte auf drei Monate im voraus die Miete genommen und mußte schweigen, wollte ich nicht bekennen, daß ich ihr Tun und Treiben indiskreterweise belauscht hatte. Ich war moralisch empört, wie wahrscheinlich mit mir der Leser. — Also eine Opiumhöhle hatte sich eingenistet.

„Oh — oh — mein lieber Schwan, wie bist du heute träge" — hörte ich Fräulein Pfirsichblüte mit sanftem Vorwurf zu ihrem, wie soll ich sagen, männlichen Vogel stöhnen. Es schien mir, daß der häufige, sich wiederholende Genuß des Präparierens des Opiums, vorgenommen an der bläulichen Flamme, bei den Damen eine erhöhte erotische Reizung schuf, während die Männer aus dem träumenden Daniederliegen nicht wieder hinauskamen.

Ich verhielt mich mäuschenstill in meiner Dunkel-

kammer; ich wollte doch einmal sehen, wo diese Opiumorgie, die sich in so heimlicher Weise unter der Flagge von Kunst bei mir eingeschlichen, noch hinführen würde. Ich hätte mich doch als servierender Chinese maskieren sollen, um so unmittelbar Zeuge ihrer Vorgänge zu werden. Ich war über diese ganze Sache auf das äußerste empört, daß man mein durchaus anständiges Hotel zu diesen Zusammenkünften gewählt und mich überlistet hatte. Dieser Opiumtaumel mit seiner verschiedenartigen Wirkung auf beide Geschlechter, bei dem weiblichen mehr eine aktive zeigend, interessierte mich aber andererseits wieder. Ich beobachtete, wie die Damen, „Mimosa" und „Pfirsichblüte", nachdem ihr anscheinend so heißes Liebesverlangen von den mehr in süßen Träumen hingegebenen Männern so wenig gestillt wurde, beide in zärtlicher Umfassung, Arm in Arm, das Klubzimmer verließen. Was hatten sie vor? Es war bereits spät in der Nacht, und auf dem Korridor leuchtete nur vereinzelt eine elektrische Lampe. Ich öffnete daher vorsichtig die Tür meiner Kammer, um durch den dadurch entstandenen Türspalt ihr Tun zu beobachten. Meine erste Vermutung war, sie wollten die Damen-Toilette aufsuchen. In Anbetracht ihrer mehr wie dürftigen Kleidung, wofür ihnen in ihrem Opiumrausch wohl das Empfinden abging, ein starkes Stück. Fräulein Mimosa schien mir der Übermut selber zu sein. Sie lachte ausgelassen und drückte alle Augenblick, wohl in Ermangelung des schlaffsüchtigen Sahib, das zarte, hingebungsvolle Fräulein Pfirsichblüte an sich. Es machte ihnen beiden Vergnügen, vor den einzelnen Zimmertüren des Korridors stehenzubleiben, wo die davor gestellten Stiefelpaare ihre einsame

nächtliche Wache hielten, um zu lauschen. Da aber die meisten der Gäste schon schliefen, und nichts zu vernehmen war, so begnügten sie sich damit, die einzelnen Stiefelpaare zu vertauschen, so daß am nächsten Morgen bei den Gästen ein großer Wirrwarr entstehen mußte, wenn sie ihnen nicht gehörende und nicht passende Stiefel vor den Türen fanden. Dieser harmlose Pensionsscherz regte mich weniger auf, als die Besorgnis, es könne doch noch ein spät heimkehrender Gast auf die beiden Damen stoßen. Man bedenke, Fräulein Mimosa nur mit einem Kimono bekleidet und Fräulein Pfirsichblüte mit vielleicht noch weniger. — Figürlich konnten sie sich beide ja diese paradiesische Toilette leisten, denn sie waren zwei wundervoll schlanke, doch dabei vollgewachsene Mädchen. Ihre Körper leuchteten verführerisch auf dem halbdunklen Korridor, und wenn ich nicht Proprietär gewesen wäre, wer weiß, ob ich nicht diesen lockenden nächtlichen Erscheinungen erlegen wäre. — Man ist ja auch trotz alledem ein Mann. Der geehrte Leser wird daher einsehen, daß unser Beruf ein schwerer und verantwortungsvoller ist. — Meine Sorge als Proprietär, es könne zu einer Überraschung kommen, einer der spät Heimkehrenden könnte ihnen in die Arme laufen, und bei ihm die Annahme entstehen, er hätte sich in seinem nächtlichen Obdach geirrt und wäre, anstatt in das „Hotel Internationale“ in ein Freudenhaus geraten, überwog und ließ alle sinnlichen Erregungen zum Schweigen bringen. Ich konnte sie daher unmöglich so weiter auf dem weichen wie geräuschlos machenden Korridorläufer nachtwandeln lassen. Es mußte etwas geschehen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich ihnen zum Opfer fiel,

was in diesem Falle wohl kein zu unangenehmes Opferfest gewesen wäre. —

Schon öffnete ich die Tür, als bei dem Zimmer 36, wo ich meinen biederen Landmann, den Herrn Sauerklee, untergebracht und diesen soliden, müden Mann bereits im tiefsten Schlummer, den Gefahren der Großstadt entrückt, glaubte, plötzlich die Tür sich öffnete und dort zwei Stiefel mit Gepolter herausflogen. Und was für Stiefel! Zwei Kanonenröhren, die bis zu den Knien reichten, und die Herr Sauerklee beim Ausmisten seines weniger sauberen aber sehr einträglichen Schweinestalles tragen mochte. Der laute Hinauswurf dieses Stiefelpaares hatte die Aufmerksamkeit der beiden Damen erweckt. Unter großer Heiterkeit stürzten sie sich auf das Stiefelpaar und hoben es auf. Im Triumph schwangen sie beide je einen der Stiefel. Herr Sauerklee war vor Überraschung in der geöffneten Tür stehengeblieben. Eine derartige Erscheinung hatte er zu nächtlicher Stunde entschieden noch nicht erblickt. Seine Augen ragten fast zum Kopf heraus, sein Mund klappte weit auf, als wollte er diese beiden so fleischlichen Nachtgespenster verschlingen. Er hatte um seinen Kopf ein rotes Tuch, anscheinend als Nachtmütze, gebunden, dessen Zipfel ihm, wie bei dem bekannten Grautier die Ohren, lang vom Kopf abstanden. Sein Taghemd, vielleicht verfügte er nicht einmal über ein Nachthemd, von einem Pyjama bei solchen ländlichen Naturen schon gar nicht zu reden, reichte ihm bis knapp zum Knie und ließ daher die muskulösen Waden des Agrariers schauen. Er war überhaupt ein stämmiger Kerl. Weit offen auf der Brust klaffte sein Hemd und zeigte die zottige breite Mannsbrust.

Ihn so zu erblicken und mit bacchantischem Aufschrei, um mit Herrn Marat zu reden, sich auf ihn stürzen, war für die beiden Damen eins. Sie hingen an dem Halse des verblüfft dastehenden Herrn Sauerklee. „Alle guten Geister“, brachte er nach einer Weile nur hervor. Wie um sich zu vergewissern, daß etwas Irdisches ihn umklammert, fuhr er mit seinen kräftigen Händen und muskelschwellenden Armen über die fast hüllenlose Pfirsichblüte und tastete vorsichtig an dem Kimono der Mimosa. Ein solches Gewand hatte er sicher in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen, wie überhaupt die ganze Aufmachung der beiden Damen, mit ihrer eigenartigen japanischen Frisur und den an der Seite ihrer Köpfe befestigten Chrysanthemenblüten, ihm etwas Überirdisches sein mußte. Sie hingen wie zwei Elfen an dem Stamm einer Eiche und erdrückten ihn unter Zärtlichkeitsausbrüchen. Worte kamen dabei nicht über ihre rotgeschminkten Lippen, es war nur ein ständiges Geseufze. Die große starke Eiche zitterte bis zu den Wurzeln ihres Stammes. Endlich fand Herr Sauerklee etwas Atem, um beinahe wimmernd zu rufen: „Gnade — Gnade! Euch hat der Teufel geschickt, — ja, ich bin ein alter Sünder! Ich will auch nie mehr die Milch verwässern und die Kartoffelpreise in die Höh' treiben — —“

Sie achteten in ihrem Taumel gar nicht seiner Worte und ließen ihn nicht los.

„Welch ein Mann — o welch ein Mann!“ rief Mimosa endlich, ganz berauscht, und fühlte mit ihren Lilienhänden, wie Herr Sahib gesagt, an den strammen Bein- und Armmuskeln des zu Tode erschrockenen Agrariers. Es kostete mich in meinem Versteck

einen Kampf, um nicht vor Lachen laut brüllend diese Gespensterszene zu stören. Wer weiß, was dieser arme bedrängte Agrarier in seiner Todesangst noch alles beichten würde.

„O Mimosa, es ist gar kein Mann, es riecht nach Tier. Ein wildes Tier zum Anbeißen", fiel begeistert die zarte Pfirsichblüte ein und tastete nicht minder berauscht wie Mimosa an dem starken, bronzefarbenen Körper des Landmanns und krallte ihre schlanken Finger in das Haar seiner Brust. „Ein Bär — ein Bär!"

„O Gott, o Gott, freßt mich nicht auf!" jammerte er entsetzt und fiel mit erhobenen Händen auf die Knie. Die beiden Damen, oder Teufelinnen, für welche sie Herr Sauerklee anscheinend hielt, fielen mit ihm nieder, wobei Mimosa übermütig sich auf seinen Rücken schwang und so, wie auf einem Tier, ritt.

„Wirst du auch alles tun, was wir von dir verlangen, du Bär — du Tier?" fragte Fräulein Pfirsichblüte und zauste ihn am Haar.

„Alles, alles, nur laßt mich am Leben", flehte der Agrarier.

„Dann vorwärts — hui!" rief Mimosa und drückte ihm die vollen schneeigen Schenkel in die Rippen — „in deinen Stall, du Tier!"

„Sonst fressen wir dich auf, oder du kommst zum Braten in die Hölle", stimmte Fräulein Pfirsichblüte zu und zog den erschrockenen Helden, der das Gruseln lernen wollte, am Halse herum, um ihn in sein Zimmer zu lenken. Auf allen vieren, wie ein großer Hund, wendete sich willig Herr Sauerklee herum und bot so mit der auf ihm sitzenden und ihn knuffen-

den und puffenden Mimosa mir seine mehr komische als schöne Rückseite. Fräulein Pfirsichblüte ging anscheinend die Wendung nicht schnell genug, denn sie bearbeitete die Rückseite mit kräftigen, klatschenden Hieben ihrer flachen Hand. Ich hatte längst mein Taschentuch gezogen und mir dieses in den Mund gesteckt und unter Lacherschütterungen hineingebissen. Meine Besorgnis um die Reputation meines Hotels war bei dem Anblick dieser Szene längst vergessen. Ich lachte nur, lachte Tränen. Die Tür hinter dieser Gruppe schloß sich, nur die zurückgebliebenen, zerstreut liegenden Röhrenstiefel überzeugten mich, daß ich nicht geträumt, sondern sich alles wirklich vor meinen Augen abgespielt habe. Was mochten diese beiden Teufelinnen mit dem in ihrer Gewalt befindlichen Agrarier anstellen? — War ich berechtigt, in sein Zimmer zu dringen und ihn ihrer Gewalt zu entreißen? Er wollte doch das Gruseln kennenlernen, oder mir nicht meine Rechnung bezahlen. Ich bin ein zu gewissenhafter Proprietär, daß ich meinen Gästen nicht jeden Wunsch erfüllen sollte. Also mochte er sich gruseln und ich als ein tüchtiger Geschäftsmann zu meinem Gelde kommen. Ich hätte auch gar keine Gelegenheit gehabt, in das Zimmer zu kommen, denn gleich nach Schluß der Zimmertür hörte ich den Schlüssel sich drehen, wahrscheinlich von Geisterhand. Beobachtungsangelegenheiten boten sich nicht für mich. Die übrige Gesellschaft auf dem Klubzimmer interessierte mich weniger, denn die lag zum größten Teil betäubt im Opiumrausch. Ich wollte aber am anderen Morgen eine gründliche Ausräucherung dieses Giftkrautes vornehmen. Seit dieser Stunde habe ich etwas gegen Kunst und

Literatur — sie scheinen mir nur Dunst — ein Opiumrausch. Einstweilen suchte ich meine wohlverdiente Nachtruhe. —

Der Morgen kam. Es wurde aber Mittag, ehe ich die Mitglieder des Klubs „Goldene-Mohnkapsel" zu Gesicht bekam. Sie hatten nämlich sämtlich in meinem Hotel die Nacht verbracht. Zuerst tauchte Herr Fedor Sahib im Frühstückszimmer auf. Er war womöglich noch bleicher als sonst. Tiefe Schatten lagen unter seinen Augen. Mit der üblichen weihevollen Geste verlangte er für sich und die Mitglieder des Klubs ein gediegenes Frühstück. —

„Herr Sahib, Sie haben gestern im Klub anscheinend eine sehr lange Sitzung gehabt?" begrüßte ich ihn sehr gemessen.

„Allerdings, Herr Wirt, wenn die Stunde der Weihung auf uns herabschwebt, dann kennen wir keine Müdigkeit. Die Kunst verlangt ernste und ganze Hingabe."

„Die wir durch einige Spiegeleier mit Schinken, Herr Sahib, noch bedeutend erhöhen können", bemerkte ich unter vieldeutigem Lächeln über seine gespielte Komödie.

„Herr Wirt, wie können Sie nur so zarte ätherische Dinge, wie sie sich in der Kunst und Dichtung vereinen, mit so gemeinen weltlichen Dingen, wie Eier und Schinken, vermengen wollen? Ihr Erdenvolk und Leibanbeter seid und bleibt doch Banausen." Und mit diesen Worten machte er sich über die ihm gerade vom Kellner gebrachte Platte her, wobei er eine Klinge schlug, daß ich vor seinem Umgange mit den Musen allen Respekt bekam. — Nicht viel später tauchten auch die übrigen Damen und Herren auf. Zu aller-

letzt Fräulein Mimosa und Fräulein Pfirsichblüte. Aber beide jetzt ganz Damen. Nichts mehr von Kimono noch sonst Japanischem. Beide sehr ladylike. Aber wie sahen die beiden verwüstet aus. Trotzdem sie versucht hatten, durch Puder und Schminke die Spuren ihrer nächtlichen Orgie zu vertilgen. Sie nahmen jetzt fast still an dem Frühstückstisch Platz und entwickelten ebenfalls einen Riesenappetit, wozu die berühmte Güte meines Mokka à la Philipp nicht wenig beitragen mochte.

Herr Sahib schien ohne etwas Geistiges selbst am frühen Morgen nicht auszukommen, denn er verlangte zu meiner Überraschung nach einem guten Kognak; hoffentlich war es nicht das einzig Geistige in ihm. Ich hielt mich, soweit es irgend anging, in der Nähe ihres Tisches auf.

„Nun, Kinder," bemerkte, nachdem am Tisch nur das Klappern der Eßbestecke eine Zeitlang zu hören war, eine der sehr reifen melonenartigen Damen des Klubs, deren Namen mir nicht bekannt war, „ihr seid ja alle so schweigsam, als hielten wir eine Leichenfeier."

„Meine Teure," fuhr Herr Sahib mit seiner Gabel und dem daran aufgespießten Schinkenstück feierlich durch die Luft, „ist es nicht, als ob wir eines unserer lieben Mitglieder begraben und dem Element der schmutzigen Erde übergeben. Trennt sich morgen nicht unsere Mimosa von uns, um in die Ehe zu treten?"

Ich war überrascht. Diese tolle Mimosa, der doch die Ehe unmöglich mehr Überraschung auf dem Gebiet der Liebe bieten konnte, wollte wirklich heiraten!

Mimosa hatte während der zärtlichen, mit schmerz-

lich bewegter Stimme vorgetragenen Worte Sahibs mit bräutlichem Erröten die schönen Augen niedergeschlagen. Wie ganz anders war sie noch in dieser Nacht.

„Nun, Mimosa, meine Herzensfreundin," wandte sich Sahib an sie, „auch du bist ob dieser Trennung bewegt. Ich fühle es, wie deine jungfräuliche Seele in Trauer gehüllt ist. Wir werden uns nun für immer trennen. Das goldene Symbol, welches deinen holden keuschen Busen schmückt, wird von diesem entschwinden, wie die Sichel des Mondes am nächtlichen Himmel, wenn die rosenfingerige Morgenröte auftaucht. Du wirst nun zum Erdentier, und nichts sein dürfen, als Haustier und Gebärmaschine."

„Ach ja, mein Fedor," antwortete Mimosa mit tränenerfüllter Stimme, „wir trennen uns nun. Und doch danke ich dir so viel. Du hast es mich gelehrt, dieser gemeinen Erde entrückt zu sein und auf himmlischen Gefilden zu wandeln. Aber es muß sein. Weinet um mich, ihr Lieben, wie um eine Tote."

Ein tiefes Schweigen folgte ihren Worten. Alle schienen sehr bewegt. Fräulein Pfirsichblüte, die an der Seite von Mimosa saß, legte ihren Arm um ihren Hals; wie um sie festzuhalten, zog sie Mimosa zärtlich an sich und küßte sie auf die Wange. Ich fragte mich dabei nur im stillen, was haben die beiden Damen mit dem Agrarier, der doch sicher wie alle Landleute ein Frühaufsteher, angefangen, daß er nicht zum Vorschein kam. Hatten sie ihn aufgefressen oder gar umgebracht? Ich fing an, besorgt zu werden. Es hat schon Fälle gegeben, wo ein balzender Auerhahn von einem Herzschlage betroffen wurde. Aber die Natur meines Agrariers schien mir eine zu robuste,

die schon einige Ansprüche vertragen konnte. Aber dennoch — der Schreck über die Geister.

„O meine teure Mimosa," vernahm ich nun wieder die feierliche Stimme Herrn Sahibs, „wie bedauern wir dich alle um die Ehe. Nimmer wirst du die herrlichen Nächte durchwandeln dürfen, ohne daß ein von Eifersucht geplagter Ehemann, wenn du dich von seinem Lager fortgeschlichen, dich fragen wird: Liebe, wo warst du, was tatest du? Hier in unserer Gemeinschaft bildeten wir acht einen Körper und eine Seele, aber jeder und jede konnte mit Körper und Seele tun und denken, was sie wollten. Wir umfingen uns in Liebe, und doch gehörtest du nicht mir, sondern nur deinen Wünschen und Träumen."

„Hör' auf, mein Sahib," flüsterte Fräulein Mimosa, wobei ihr die Tränen in die schönen dunklen Augen traten, „du brichst mir noch sonst das Herz."

„Ja, hör' auf, Sahib," stimmten die anderen ihr bewegt bei, „mache es uns allen nicht noch schwerer, als es schon ist. Wir alle kennen den entsetzlichen Abgrund von Ehe, in den sich so viele aus Unkenntnis oder Not stürzen."

„Ich will auch nicht weiter fortfahren," antwortete Sahib, „und Mimosa wie auch unsere reizende Pfirsichblüte nicht bitten, uns zu bekennen, welch reizende Abenteuer sie heute nacht noch hier erlebten, als ich sie nach meinem Erwachen nicht mehr in unserem Zimmer fand. Nur die heilige Flamme sah ich." —

„Schweig, Sahib", fiel nun Fräulein Pfirsichblüte errötend ein. „Das sind Nachtgespräche, die du führst, von denen vor unseren keuschen Ohren am Tage nicht geredet werden darf, sollen wir nicht vor

Scham vergehen.“ Und sie ward in der Tat rot wie eine Päonie.

In diesem Augenblick betrat zu meiner großen Erleichterung Herr Sauerklee den Frühstücksraum. Er hatte seinen großen Ranzen bei sich, und seine Hosen staken in den mir so bekannten Röhrenstiefeln. Er fühlte sich durch die ihm ungewohnte Eleganz des Raumes sichtlich geniert. Die schneeweiß gedeckten Tische, die silbernen und nickelnen Kaffeegeschirre und Teekannen mit den auf die Tische gestellten kleinen Blumensträußchen flößten ihm Überraschung ein. Er blieb unentschlossen einen Augenblick an der Tür des Einganges stehen und zog verlegen seine ländliche Schirmmütze vom Kopf. Er warf weiter keinen prüfenden Blick in den parkettierten Frühstücksraum. Er wagte sich kaum zu setzen. Ich empfand Mitleid mit ihm, um so mehr, als ihm in der Nacht so übel mitgespielt worden war. Ich begab mich zu ihm und begrüßte ihn: „Guten Morgen, Herr Sauerklee, gut geschlafen? Bitte, nehmen Sie an dem Tisch hier Platz.“

Mit diesen Worten rückte ich ihm einen Stuhl von einem der Tische ab und wollte ihm auch die verlegen festgehaltene Tasche abnehmen.

„Guten Morgen, Herr Wirt; nee, aber die Tasche laten Sie aber bei mi.“

„Aber die nimmt Ihnen ja niemand fort, Herr Sauerklee.“

„Ja, ick will doch frühstücken.“

„Das können Sie ja, nur würde Sie die Tasche dabei behindern.“

„Ja, woraus soll ick denn frühstücken?“ fragte er erstaunt.

„Nun, hier am Tisch; alles bekommen Sie von mir."

„Jawoll, dat könnt' Ihnen so passen", lachte er pfiffig. „Nä, mein Lieber, da in der Tasche hät mi mine Fru alles inpackt — —"

Hier wurde er von dem Servierkellner unterbrochen, der ihn fragte:

„Was wünschen der Herr: Kaffee, Tee, Kakao, Brötchen, Schinken, Eier?"

„Wat vorn Ding!" fragte Herr Sauerklee überrascht, „dat kann ick alles auf einmal kriegen? Wat kost dat?"

„Nur zehn Mark!"

„Dunnerslag, Herr Wirt! För dat Geld können Sie von mir ein paar Schock Eier und Butter haben. Na, ihr seid mir hier schöne Schwindlers. Pack di weg", fuhr er zornig den verblüfften Kellner an. Dann griff er ruhig zu seiner Tasche und packte mit aller Gemächlichkeit eine große Landwurst, Butter und einige Eier aus.

„Nix will ick als Kaffee, Herr Wirt, aber maken Sie ihn nicht so stark, sonst bekümmt mi dat nich."

Ich mußte lachen und gab dem noch unentschlossen stehengebliebenen Kellner den Auftrag, Herrn Sauerklee so zu bedienen, wie er es wünsche.

„Nun, wie haben Sie geruht?" fragte ich nach Fortgang des Kellners und nachdem Herr Sauerklee am Tisch nun Platz genommen.

Mit eigentümlichem, listigem Augenaufschlag sah mich Herr Sauerklee an. Dann sagte er: „Und doch spökt dat bei Ihnen, Herr Wirt, und Sie kriegen Ihre Rechnung bezahlt."

„Machen Sie keine Sachen, Herr Sauerklee. Bei mir gibt es keinen Spuk."

„Dat muß ick besser weten, als Sie. Junge — Junge, wat haben de Geisters mit mi die Nacht uffstellt!"

„Sie werden geträumt haben."

„Herr Wirt, Sie sind mir'n ganz Schlauer. Reden Sie nicht weiter."

Hierbei fiel sein Blick in den Frühstücksraum, und seine Rede stockte plötzlich. Seine Augen riß er weit auf und richtete diese starr nach dem Frühstückstisch, an dem die Mitglieder der goldenen Mohnkapsel saßen. „Wat is dat!" brachte er nach einer Weile nur überrascht hervor.

„Was haben Sie, Herr Sauerklee?"

„Ick glöf, ich hab' noch nich utschlopen," und er rieb sich die Augen. „Dunnerslag, da sitten wohl gar meine Geister!"

Und er erhob sich von seinem Tisch, schritt, mit Mühe die Balance haltend, über das glatte Parkett mit dröhnenden Stiefeln zu dem Tisch der Damen. Er verbeugte sich linkisch.

„Guten Morgen, Kinners", damit hielt Herr Sauerklee ihnen seine biedere, recht groß geratene Rechte hin.

Fräulein Mimosa erwiderte sehr kühl, ohne in diese einzuschlagen. „Mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Wat! Und dat Fräulein dort auch nich, die noch diese Nacht ihr Hemd vergessen zu haben schien", damit deutete er auf die tieferrötende Pfirsichblüte.

Nun mengte sich Herr Sahib ein: „Sie hören doch, Herr, daß Sie sich bei den Damen irren. Man kennt Sie nicht."

„Verflixt," entgegnete Herr Sauerklee, „wohl der Herr Gemahl?"

„Das nicht, ist auch ganz gleich. Sie haben sich geirrt, und ich bitte Sie, uns nicht länger zu stören."

„Et stimmt ja, die Damen sahen hüt nacht anners ut. Da gefielen sie mir besser. Sie haben sich mit mi einen Spaß erlaubt — na, sie haben mi keenen schlechten Schreck eingejagt. — Wenn ick se hier nicht sitzen sehen würde, glaubte ick wahrhaftig, et war'n Geister."

„Herr Wirt," rief mich Herr Sahib an den Tisch, an dem Mimosa und Pfirsichblüte mit eisigen Mienen saßen, ohne ein Wort zu reden, „bitte, befreien Sie uns doch von dem Herrn, der lästig fällt."

„Herr Sauerklee," sagte ich mit Würde, „Sie sehen, Sie irren sich."

„Wat, dat wird doch zu doll! Nachdem sie mi so zugerichtet haben, dat ick kaum stehn kann, wullen sie mi nicht kennen!" Er wurde zornig.

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Sauerklee. Sie haben diese Nacht geträumt", drängte ich ihn.

„Ick heff min Lebtag nich geträumt."

„Dann haben Sie es zum erstenmal in meinem Hotel. Sie werden wohl noch gestern abend einen tüchtigen Schluck aus der Boddel in Ihrem Ranzen genommen haben."

„Ick war pottnüchtern, Herr Wirt."

Und der gute Landwirt wurde fuchsteufelswild, und

ich hatte Mühe, ihn von dem Tisch fortzubringen, während er noch einen drohenden Blick auf die wie unschuldige Lämmer dasitzende Mimosa und Pfirsichblüte warf.

Ich wollte jeden Skandal in meinem Hotel vermieden wissen.

„Herr Wirt", mit diesen Worten schlug er heftig auf seinen Tisch, ohne Platz zu nehmen. „Sie wissen, wat wi beide ausgemacht. Ohne Gespenster keen Geld. Ick bin beschwindelt worn, da sitten die Gespenster."

„Herr Sauerklee," entgegnete ich, „wenn Sie sich unter diesem Einwand um die Bezahlung Ihrer Rechnung drücken, — gut, so will ich einen Strich darüber machen. Ich muß aber auf sofortiger Abreise bestehen."

„Gaut, aber erst will ick meinen Kaffee haben."

„Gut, es soll mir auch auf den Kaffee nicht ankommen, aber dann, bitte, reisen Sie ab."

„Woll, woll, aber meine Frau hatte schon recht, als sie sagte, in die Stadt is alles Schwindel. Und dabei darf ick ihr nich mal alles erzählen, wat ick diese Nacht bei Ihnen hier im Hotel erlebt habe, sonst nimmt sie den Besen und bearbeitet mi. Und dabei wullt ick doch nur dat Gruseln kennenlernen."

Dann nahm er mit aller Ruhe sein Frühstück ein, mit Unterstützung der selbst mitgebrachten Eier und Wurst. Befriedigt drückte er mir zum Abschied die Hand, triumphierend, daß er den Städter übers Ohr gehauen und die Nacht im Hotel umsonst geschlafen hatte.

„Nun adjes, Herr Wirt, et war schön bei Ihnen

im Hotel. Schaffen Sie sich nur andere Geister an, die nicht so anstrengend sind. Mi sind noch alle Knochen wie zerschlagen. Ick werd Sie aber bei meinen Bekannten weiter empfehlen." Damit ging er, noch einen pfiffigen Bauernblick auf den Tisch mit den Mitgliedern der „Goldenen Mohnkapsel" werfend.

Nachdem ich diesen polternden und geschundenen Gast glücklich aus meinem sonst so ruhigen Hause entfernt hatte, begab ich mich an den Tisch des Herrn Sahib und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Sofort erhob er sich, wohl in der Annahme, ich wollte eine lange Entschuldigung über den peinlichen, nun entfernten Gast vorbringen.

„Nun, Herr Wirt, so etwas kann ja vorkommen", begann er.

„Herr Sahib," erwiderte ich sehr kühl und gemessen, „so etwas wird in meinem Hause nicht mehr vorkommen."

Er riß über meinen Ton plötzlich die meist gesenkten Augenlider auf.

„Wie meinen Sie?" sagte er.

„Ich meine, Herr Sahib, um die Damen der Peinlichkeit unserer Auseinandersetzung zu überheben, daß in meinem Hotel kein Platz für eine Opiumhöhle ist. Ich muß Sie dringend bitten, Ihren Musensitz sofort anderweitig zu verlegen. Die bereits im voraus gezahlte Miete steht zu Ihrer Verfügung."

Ganz verblüfft über diese Eröffnung sah mich Herr Sahib an. Er hatte wohl ganz etwas anderes erwartet.

„Woher wissen Sie?“ brachte er nur unsicher hervor.

„Ich weiß genügend, Herr Sahib. Ersparen wir uns unnötige weitere Erklärungen.“

Durch mein so sicheres Auftreten eingeschüchtert, unterließ er jede überhebliche Einwendung, um die sonst Gäste nicht verlegen sind. Er ging zum Tisch zurück, und es fand gleich darauf eine tuschelnde Beratung statt. Sie bezahlten bald und verließen den Frühstücksraum. Herr Sahib hatte sich inzwischen von der ersten Verblüffung erholt. Mit herablassender Miene sagte er mir zum Abschied: „Den Überschuß der Miete überlassen wir dem Personal als Trinkgeld. Oh, Herr Wirt, es ist um die Heiligkeit der Kunst ein Kreuz. Nun ziehen wir innerhalb sechs Wochen zum viertenmal mit unseren Sachen um. Morgen kommt der Dekorateur zur Abholung der Sachen.“ Ich vernahm von der „Goldenen Mohnkapsel“ und ihren Mitgliedern nie wieder etwas. Ich hätte so gern etwas über die Ehe von Fräulein Mimosa gehört, ob sie ihren Ehemann auch zum Opium bekehrt oder ob dieser ihr als Berauschungsmittel genügte. Aber von meinem guten Landmann, der bei mir gern das Gruseln lernen wollte, hörte ich nach Wochen wieder. Eines Tages tauchten bei mir im Hotel gleich zwei solcher ländlich mit hohen Stiefeln und Rucksäcken bekleideter und je einem Knotenstock bewaffneter Agrarier auf. Sie kämen auf die Empfehlung des Herrn Sauerklee, sagten sie mit listigem Augenblinzeln, und stießen mich vertraulich mit den Armen an. Sie wollten bei mir etwas erleben, ich wüßte schon.

Na, ich war darob gerade in der richtigen Laune,

und sie erlebten in der Tat, aber sofort, etwas bei mir. — Draußen auf der Straße, die sie gleich darauf wieder erreichten, wird ihnen wohl klar geworden sein, daß Herr Sauerklee sich einen übel angebrachten Scherz mit ihnen erlaubte und daß das „Hotel Internationale“ ein anständiges Haus und nicht sonst etwas ist. Ich hoffe, sie werden Herrn Sauerklee bei ihrer Heimkehr ein entsprechendes Andenken gegeben haben. —

V

Es gibt Zeiten, wo man Bekannte, die man seit Jahr und Tag nicht gesehen hat, auf Schritt und Tritt trifft. So ging es auch mir. Ich war auf einem Geschäftsgange. Da stand an einer Straßenbahnhaltestelle plötzlich ein elegant gekleideter Herr vor mir. Ganz nach der neuesten Mode gekleidet, wie einem Modejournal entsprungen. Das rötliche und mit einer Brille versehene Haupt von einem glänzenden Zylinder gekrönt, unter dem linken Arm eine wichtige, geschwollene Aktentasche tragend. Ich traute erst meinen Augen nicht. Sollte das der Herr Marat sein? Der republikanische Herr Marat mit dem glänzenden Hosenboden, anscheinend das einzig Glanzvolle seiner Existenz. Und auf demselben umstürzlerischen Haupte nun das Symbol der Bourgeoisie, den glänzenden Zylinder, der selbst, wenn seines Glanzes und modernen Form beraubt, noch immer das Haupt eines monarchistischen Kriegervereinsmitgliedes schmückt. Nicht möglich. Wie kam Saul unter die Propheten? Wie hatte er sich verändert! Die flatternde rote Haarmähne war der Schere des Friseurs zum Opfer gefallen. Ebenso der verwilderte rote Bart, der jetzt kurz geschnitten und spitz

von ihm getragen wurde. Und weiß Gott, die Hosen zeigten sogar eine Bügelfalte.

Ich ging staunend um ihn herum, wie um eine Anschlagsäule. Ja, Säule, denn auch sein sonstiger Habitus hatte die Rundung angenommen. Freundlich lachend wandte er sich nickend zu mir: „Ja, Herr Philipp, ich bin es!“

„Nicht möglich, also doch Herr Marat!“ Wir reichten uns die Hände.

„Sie wundern sich über mein Äußeres, Herr Philipp?“

„Allerdings, Herr Marat, Sie haben sich sehr verändert, allerdings zu Ihrem großen Vorteil.“

„Ich glaub's, ich glaub's, Herr Philipp!“ lachte er mit Selbstbefriedigung. „Die Tage der Bohème sind endgültig vorbei.“

„Ja, aber wie kam das?“ fragte ich neugierig. „Sie, der große Republikaner im Zylinder!“

„Ach, hören Sie davon auf. Was heißt im Leben eine politische Ansicht? Man muß sich je nach den Lebensumständen einstellen können.“

„Ich bin überrascht, Herr Marat! Von Ihnen hätte ich das zuletzt erwartet.“

„Warum gerade von mir nicht? Ich habe mich nun völlig der Politik in die Arme geworfen.“

„Ah! Und die Dichtung mit den vielen Gedankenstrichen?“

„Die Gedankenstriche habe ich aufgegeben, da Gedanken bei einem Politiker, zumal wenn er einmal Staatsmann werden will, nur hinderlich sind.“

„So, so! Also nichts mehr von Gedanken noch Strichen?“

„Nein, Herr Philipp. Vorläufig bin ich erst politischer Agitator."

„Ah, was agitieren Sie denn und für welche Partei, Herr Marat?"

„Was vorkommt, Herr Philipp. Augenblicklich benötigt mich eine rechtsstehende Partei. Ich will aber damit nicht sagen, daß ich nicht ebensogut für das Zentrum oder eine linksstehende Partei mein Talent in den Dienst stelle. Was heißt überhaupt Partei, Herr Philipp? Heißt Partei nicht eigenes Denken aufgeben? Der Erfolg bedeutet alles."

Meine Hochachtung vor Herrn Marat wuchs grenzenlos. Das war der Mann, der unserem Vaterlande fehlte, den ich noch auf den Höhen der Politik anlangen sehen würde. Ich sah vor meinem Geiste, wie ich bereits eine Gedenktafel an dem Hause meines Hotels anbrachte mit der Aufschrift: Hier wohnte, dichtete, zechte und schuldete der berühmte Marat, der Retter des Vaterlandes. Der dankbare Proprietär Philipp. —

„Und die Frau Gemahlin?" erkundigte ich mich weiter.

„O danke, auch ihr geht es ganz ausgezeichnet. Sie ist jetzt Vorsitzende eines Vereins gefallener Mädchen und macht sich so um die Hebung des moralischen Bewußtseins unseres Volkes sehr verdient. Ja, mein lieber Herr Philipp, ein jeder muß seine Talente zu nützen wissen. Sie ist eine sehr vielseitig talentierte Frau."

„Dem stimme ich vollkommen bei, Herr Marat. Ich war schon immer ein stiller Bewunderer der ‚Vielseitigkeit' der gnädigen Frau Gemahlin."

Mit den ergebensten Grüßen für Frau Sonja trennten wir uns dann unter herzlichem Händeschütteln.

Als ich wieder in meinem Hotel ankam, benachrichtigte mich der Ober aus meinem Caféhause, bei ihm säße ein sonderbarer Gast. Er hätte eine tüchtige Zeche gemacht, wo es nun ans Zahlen ginge, wolle er durchaus den Wirt sprechen. Da ich solche Fälle in meiner früheren Laufbahn genügend kennengelernt hatte, so überraschte mich diese Angelegenheit nicht sonderlich. Ich begab mich nach einiger Zeit in das Café. Dort saß, mir den Rücken zukehrend und eine Sportzeitung lesend, ein ziemlich elegant gekleideter Herr. Aber die Eleganz war bei näherer Prüfung eine verblichene, alles zeigte ein starkes Mitgenommensein. Vom gutgeschnittenen Hut bis zu den Gamaschen. Und als sich dieser Gast mit seinem Gesicht mir zuwandte, blieb ich vor Überraschung plötzlich stehen. Fast hätte ich ausgerufen: Was, Herr Baron, Sie sind es!

Ja, es war jener Aristokrat, von dem ich, in einer ähnlichen Situation, in der er sich jetzt wieder befand, seinerzeit als Ober den Frack erwarb, der noch bei mir im Schrank hing und mit dem ich bei meiner Selbständigmachung ein so sonderbares Zwiegespräch hatte. Der Herr Baron hatte sich sonst sehr wenig verändert. Er zeigte noch immer jene Schlankheit von früher; ich wüßte auch nicht, wovon er hätte fetter werden sollen. Sein Gesicht war glatt rasiert und zeigte verschiedene rissige Falten, zerrissen von den Stürmen des Lebens und der entschwundenen Jugend. Auch er hatte mich sofort erkannt und zeigte dabei wenig Überraschung. Sitzenbleibend streckte er mir nachlässig und müde seine Hand hin,

wobei mich seine grellen, fast farblosen Augen anblickten. „Ah, Sie sind das, mein lieber Philipp, um so besser."

„Herr Baron, welch ein Zusammentreffen."

„Die Welt ist halt klein, mein lieber Philipp. Lese da eben in der Sportzeitung über den letzten Erfolg von ‚Johanniter'. Denken Sie, 102:10. Mich hat das Luder bisher nur Geld gekostet, sofern ich etwas zu verlieren hatte!"

„Oh, der Herr Baron sind noch immer ein so eifriger Sportsman?"

„Das fragen Sie, lieber Philipp, der doch selber auf dem grünen Rasen zu Hause war."

„Ja, aber heute nicht mehr, Herr Baron. Seitdem ich Proprietär bin —"

„Ah, Sie sind inzwischen Besitzer dieser Bude geworden! Ist ja sehr interessant, doppelt interessant. Bitte, setzen Sie sich doch zu mir und erzählen Sie mir von der Chose."

Ich nahm Platz, aber mit aller Vorsicht, um einem etwaigen Anpumpungsvorhaben ablehnend begegnen zu können.

„Da gibt es, Herr Baron, nichts Besonderes zu erzählen. Ein jeder will sich gern mal selbständig machen und sein eigener Herr sein. Gott sei Dank, ich bin es heute."

„Sie Glücklicher", erwiderte er nachdenklich. „Da haben Sie mehr Glück gehabt als ich, während der Jahre nischt wie Pech! Eine Pechsträhne nach der andern. Weder beim Sport noch beim Jeu Glück mehr. Wollen Sie glauben, nein, Sie werden es kaum für möglich halten, Sie werden lachen. In

meiner Brieftasche befindet sich nicht ein Papierwisch, nicht mal eine Mark!"

„Herr Baron, ich bin weder erstaunt noch lache ich." Und ich nahm eine bitterernste Miene an, da ich fühlte, worauf der Baron hinsteuerte. Ich kannte ihn noch genügend.

„Kurz, mein lieber Philipp, sitze hier bei Ihrem Ober fest. Sie müssen mich auslösen. Sie bekommen morgen, wenn ich vom Rennen zurückkehre, die lumpigen 300 Mark, die Sie mir als alter Bekannter vorstrecken werden, zurück."

Ich mußte lächeln. Er war noch immer der alte. Dann entgegnete ich: „Bedaure, Herr Baron, Ihnen Ihre Bitte nicht erfüllen zu können."

„Was, Sie mißtrauen mir?"

„Nein, Herr Baron, es ist kein Mißtrauen, aber seitdem ich Proprietär bin, muß ich mit meinem Gelde haushälterisch umgehen. Ich muß es sicher und zinstragend in meinem Geschäft arbeiten lassen."

„Oh, das können Sie, lieber Philipp. Da will ich Ihnen einen ausgezeichneten geschäftlichen Vorschlag machen."

Ich blickte ihn überrascht an. Was konnte der Baron, der nie gearbeitet, solange ich ihn kannte, schon für geschäftliche Vorschläge machen.

„Wir arbeiten zusammen", fuhr er fort.

„Womit denn?" warf ich ein.

„Na, im Sport! Womit denn sonst?"

Ich mußte lächeln und schwieg. Er bemerkte im Eifer meine Zurückhaltung gar nicht und sprach weiter:

„Ich kenne alle Rösser, wie Sie wissen. Habe famose Stalltips. Also, ich gebe das Geistige, Sie geben das Kapital. Mit lumpigen 5000 Mark können wir schon einen ganz netten Zug machen. Da ist schon morgen auf der flachen ‚Tollkirsche' fällig. An die denkt kein Mensch, die kommt, und sie kommt sicher, es gibt eine Riesenquote."

Ich mußte lachen und erwiderte: „Herr Baron, Sie sind noch immer der alte. Aber ich möchte mich auf solche Geschäfte nicht mehr einlassen, das war einmal."

„Philipp, Mensch! Ich kenne Sie nicht wieder!"

„Das glaube ich, Herr Baron. Aber gestatten Sie mir eine Frage, womit gedenken der Herr Baron die Zeche hier zu bezahlen?"

„Na, die werden Sie doch anschreiben."

„Das kann ich nicht mehr, da das Geld meinen Ober angeht. Ich müßte es gerade für Sie an ihn auslegen."

„Schön, tun Sie das." Er sagte das mit einer Selbstverständlichkeit, als ob es gar nichts anderes gäbe.

„Darf ich mal ein offenes Wort mit Ihnen reden, Herr Baron?"

„Bitte —"

„Wenn ich nun wirklich diese Auslage für Sie mache, so ist Ihnen damit noch nicht geholfen. Morgen, wenn nicht schon heute abend, stehen Sie vor derselben Frage. Können der Herr Baron gar keine Beschäftigung erlangen?"

„Ich habe nichts gelernt. Nur vom Sport und vom

Zeu verstehe ich etwas. Halt, noch eins! Billard kann ich spielen. Spielen wir die Zeche aus. Ich gebe Ihnen auf dem Billard 20 Points vor."

Ich lachte und lehnte dankend ab.

„Ich möchte Ihnen aber einen anderen Vorschlag machen, da doch Arbeit nie schändet."

„Nee" — antwortete er gedehnt, „wenn sie nicht zu zeitraubend ist."

„Dort oben in meinem Schrank hängt noch immer Ihr Frack, Herr Baron. Er ist noch ziemlich gut erhalten. Mir ist er zu eng geworden. Aber Ihnen paßt er sicher noch."

„Na, was soll ich mit ihm?" fragte er interessiert.

„Hm — ich möchte Ihnen den geschäftlichen Vorschlag machen — hm — ich weiß nicht, ob er Ihnen zusagen wird, na kurz, ich benötige im Spielzimmer meines Cafés gerade einen Ober —"

„Was!" fuhr er auf und erhob sich entrüstet vom Tisch.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich meinte es gut. Auf diese Weise kommen Sie schnell zu Geld — und können dabei gut verdienen. Der frühere Ober hatte im Spielzimmer immer reichliche Einnahmen."

„Aber, Mensch, ich kann doch nicht servieren —" entgegnete er nachdenklich.

„Das brauchen Sie auch nicht. Nur die Bestellungen der Gäste dem Kellner übermitteln. Im übrigen aber mit einem der Gäste hin und wieder eine Partie Billard spielen. Oben stehen acht Billards. Die müssen Geld bringen, Zinsen."

Er schwankte noch eine Weile, knurrte etwas von

Standesgefühl, ging ein paarmal um den Tisch, dann trat er zu mir, reichte mir seine lange, schmale Hand mit den Worten: „Topp, es sei. Versuchen wir es. Her mit dem Frack, ich bin dieses Leben müde!“

So wurde der Baron, den ich früher so oft bedient und von dem ich manches gute Trinkgeld empfing, mein Ober im Speisezimmer. Aber er arbeitete, es war wenigstens der Anfang dazu. Meine Kellner machten allerdings erst sonderbare Gesichter, als ich den Baron, bekleidet nun wieder mit seinem Frack, bei mir einstellte. Er fand sich aber voll Humor mit der Sache ab und verstand es auch, die Gesinnung des Personals zu seinen Gunsten umzustimmen. Da er sich mit ziemlicher Geschicklichkeit in sein neues Amt fand, so gab ich meine tägliche Beobachtung nach einiger Zeit auf.

Eines Tages jedoch kamen mir merkwürdige Gerüchte aus dem Spielzimmer zu Ohren. Sie veranlaßten mich, meine stille Beobachtung wieder aufzunehmen. Da konnte ich folgende Feststellung machen: Der Baron hatte es mit größter Liebenswürdigkeit verstanden, meine Gäste im Spielzimmer am Rennsport zu beteiligen. Er war der Buchmacher, und alle Welt setzte bei ihm die Pferde ein. Er machte dabei großartige Geschäfte, denn alle die sicheren Stalltips, die er bereitwillig gab, fielen zu seinen Gunsten aus. Aber auch auf dem Billard erwies er sich als Meister. Ich fand ihn gerade inmitten an einem der zahlreichen Spieltische mit dem Monokel im Auge sitzend und Tarack spielend, und zwar zu einem nicht zu knapp bemessenen Satze. Er hatte aus dem Spielzimmer einen förmlichen Spielsalon gemacht. Er machte die Honneurs, und alle Welt

rief ihn: „Herr Baron". Ich muß sagen, es ging sehr nett und familiär bei mir zu. Eine richtige Spielhölle hatte sich unter der sachverständigen Leitung des Barons aufgetan, die ich mit meinem Unternehmen ungewollt deckte. Dem mußte schleunigst ein Ende bereitet werden, um so mehr mir ein Brief von weiblicher Hand zugegangen war, wenn auch anonym, worin sich eine Ehefrau über mein Lokal beschwerte. Ihr Mann vernachlässige sie vollständig, weil er von mittags bis nachts seine Zeit im Spielzimmer verbringe und sein Geld verspiele. Sie würde die Polizei dieserhalb anrufen. Ich nahm mir den Baron nach Feststellung dieser Tatsachen sofort vor.

„Ich muß Sie bitten," nachdem ich ihm das Ungehörige seines Verhaltens auseinandergesetzt, „sofort Ihre Tätigkeit bei mir einzustellen. Es könnte mich meine Konzession kosten."

„Schade, mein lieber Herr Philipp, ich hatte die Chose so schön in Schuß gebracht. Können wir uns nicht arrangieren?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, ich pachte Ihnen das Lokal ab, oder auch, ich beteilige Sie zur Hälfte am Gewinn."

Ich war paff. Es fehlte nur noch, daß er mir den Vorschlag machte, ich möchte den Frack wieder anziehen und er würde der Proprietär sein.

„Nein, mein lieber Baron", lehnte ich ab. „Es handelt sich für mich nicht um den Verdienst, sondern um den Ruf des Hauses. Die Sache muß ein Ende haben, und zwar sofort."

Da wir uns nicht einigen konnten, so verließ der

Baron mein Café. Den Frack aber nahm er mit, unter der Versicherung, er wolle sich nun selbständig machen und wie ich Proprietär werden. Die neuesten Renndepeschen sollten bei ihm früher sein als bei mir. Das hat man nun davon, wenn man sich eines Menschen mitleidsvoll annimmt und ihn für die Arbeit gewinnt. Einen Konkurrenten hatte ich mir nur erzogen. —

VI

Bei mir wohnte seit einigen Tagen ein sehr gut angezogener Gast, dessen Reisegepäck auf mich den vertrauenswürdigsten Eindruck machte. Er sparte im Restaurant meines Hotels durchaus nicht mit seinen Ausgaben. Schielte mit seinen Augen beim Lesen der Speisekarte nicht erst nach rechts, zu den Preisen, sondern las richtig von links nach rechts, wo die Gerichte meiner Küche first class verzeichnet standen. Er bezahlte seine Zeche stets sofort im Restaurant. Es war ein Herr noch in mittleren Jahren von sehr sicherem, und wie gesagt, elegantem Auftreten. Er hatte sich als ein Herr Meidinger, Dr. ing., eingetragen. Was er sonst trieb, hatte ich keine Gelegenheit, zu beobachten. Ich sah ihn nur wenig, meist beim Frühstück, das er ziemlich spät im Frühstückszimmer zu nehmen pflegte, da er sich sehr spät erhob. Wie mir später vom Portier berichtet wurde, blieb er vielfach des Nachts aus oder kam erst des Morgens zurück. Also ein Nachtbummler oder auch ein Spieler, die sich erst heimfinden, wenn sich der Morgen vor ihren fahlen Gesichtszügen grault. Aber, was ging das mich an, solange Herr Meidinger seine Hotelnota mir bezahlte und im übrigen ein guter Konsument meines Hauses war.

Eines Mittags, als ich in meinem Bureau saß,

beschäftigt mit der Ordnung meiner Bücher, trat Herr Meidinger zu mir ein. Ich hatte nun gute Gelegenheit, seine übernächtigen Gesichtszüge genauer zu betrachten. Er sah blaß und verlebt wie immer aus, aber seine kalten, grauen Augen in dem rassigen, glattrasierten Gesicht hatten einen grausamen, kühlen Ausdruck. Ein ironisches Lächeln umspielte seine Lippen. Mir gefiel der Mann nicht, und ich machte unwillkürlich die offene Tür meines Geldschrankes näher zu. Er hatte meine ängstliche Bewegung wohl bemerkt, und sein Lächeln wurde noch ironischer, wobei mich seine Augen durchdringend, ich möchte heute sagen hypnotisch, anblickten, als wollten sie mich willenlos machen.

„Lassen Sie offen, Herr Wirt, nur offen lassen. Ich will Sie gerade bitten, — noch etwas in Ihren sicheren, so vertrauenswürdigen Schrank hineinzulegen."

Bei diesen Worten, wobei er das hinein betonte, entnahm er seiner Rocktasche ein kleines verschnürtes und mehrfach versiegeltes Päckchen.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Doktor?" fragte ich.

„Ich habe hier in dem Päckchen einige kleine Wertsachen. Ein paar Juwelen und einige Dokumente, die ich nicht gern bei mir tragen möchte. Ich wollte Sie bitten, diese Sachen während meines Aufenthalts solange in Ihrem Schrank aufzubewahren."

„Sehr gern, Herr Doktor. Ich kann Ihnen aber nur einen Depotschein über das bei mir hinterlegte Päckchen geben, da mir sein Inhalt nicht bekannt ist", entgegnete ich.

„Ganz mit Ihnen und Ihrer Vorsicht, geehr-

ter Herbergsvater, einverstanden", stimmt er mir lächelnd zu.

Er übergab mir also das Päckchen, das nicht viel wog und sicher verschnürt und versiegelt war, und ich legte es in seiner Gegenwart in die für Depots meiner Gäste bestimmte Abteilung meines Schrankes. Dann übergab ich ihm eine Quittung. Hiermit war unser Geschäft erledigt, und er hätte eigentlich gehen können. Aber er blieb noch und nahm lässig in dem Klubsessel meines Bureaus mit übereinandergeschlagenen Beinen Platz. Holte sein goldenes Zigarettenetui hervor, klappte dieses auf und bot mir eine Zigarette an. Ich lehnte dankend ab, gab ihm aber zuvorkommend Feuer zu seiner Zigarette. Er paffte ein paarmal unter dankender Verneigung in die Luft und ließ auch den Rauch der gutriechenden, leicht parfümierten Zigarette durch die Nase.

„Sie taten vorhin so ängstlich bei meinem Eintritt", lachte er und zeigte dabei die Zähne eines kleinen Raubtieres. Da ich eine ablehnende Bewegung machte, sagte er: „Nur keine Beunruhigung, ich bin kein Geldschrankknacker, wenn auch mir als Ingenieur manches nicht ganz unmöglich ist."

„Sie würden auch keine zu großen Werte finden, Herr Doktor. Denn vor Abend schaffen wir, was irgend entbehrlich, alles zum Safe unserer benachbarten Bank."

„Na, na", lachte er. „Sie können doch nicht die Depots der Gäste entfernen, wenn diese plötzlich abreisen wollen?"

„Bis mittags muß uns immer die Abreise mitgeteilt werden."

„Nun weiter keine Beunruhigung", entgegnete er. „Ich breche keine Schränke auf, sondern lieber nur Herzen. Frauenherzen. Das ist weniger anstrengend, ohne Sauerstoff und Bohrer, amüsanter und oft lohnender. Und ich bin ein komischer, sentimentaler Liebhaber. Ich hebe mir dabei die interessantesten Liebesbriefe meiner Flammen auf, um mich hin und wieder in die schönen Stunden zurückzuversetzen. Und das Ihnen übergebene Päckchen enthält solche Briefe", schloß er mit seltsamem, kaltem Lächeln.

„Dann müssen diese Briefe allerdings einen besonders hohen Wert für Sie haben, wenn Sie diese so gesichert aufbewahren", erwiderte ich ihm.

„Haben sie auch. Nicht jeder Liebhaber ist so pietätvoll und anhänglich", lachte er.

Dann erhob er sich, und beim Hinausgehen sagte er noch: „Ich werde wohl auf zwei bis drei Tage verreisen. Das Zimmer behalte ich bei."

„Schön, Herr Doktor." Damit trennten wir uns.

Ich hatte nun diesen eigentümlichen Liebhaber von Frauenbriefen einige Tage nicht gesehen, da er abgereist war, nur mit einer Handtasche, sein großes Gepäck zurücklassend. Da wurde mir eines Morgens, wohl drei Tage nach der Abreise des Dr. Meidinger, ein Herr gemeldet, der mich zu sprechen wünsche. Ich ließ ihn in mein Bureau treten. Auf den ersten Blick erkannte ich in ihm, obwohl er in Zivil war, einen Beamten der Polizei. Die geraden, breiten Schultern, der starke Schnurrbart, der scharfe, durchdringende Blick sagten mir, einer von der Kriminalpolizei. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Er war aber nicht mehr im Dienst, sondern betrieb den Beruf eines Privatdetektivs. Sein Name tut hier

nichts zur Sache. Er war einer der gewöhnlichen Detektivs. Als solcher legitimierte er sich auch bei mir.

„Ich komme, Herr Philipp, Sie um eine Auskunft zu bitten."

„Stehe zu Ihrer Verfügung. Womit kann ich Ihnen dienen?" Ich bin kein Freund von solchen Besuchern, gebe auch ungern Auskunft. Solche Angelegenheiten belästigen nur die Gäste, die manchmal einem Irrtum dieser Herren zum Opfer fallen, oder man wird als Zeuge vors Gericht geschleppt, was ebensowenig angenehm wie zeitraubend ist. Ich bin immer für möglichste Diskretion.

„Es handelt sich um einen Herrn Baron Ollenhausen", entgegnete er.

„Mir nicht bekannt und hat auch bei mir nie gewohnt", gab ich kurz zur Antwort.

„Das kann ich mir wohl denken, denn dieser Herr wechselt sehr oft seinen Namen. Aber ich habe hier sein Bild, vielleicht kommen wir so der Sache näher." Hiermit holte er eine Photographie hervor und überreichte mir diese. Auf den ersten Blick erkannte ich meinen Dr. Meidinger, wenn er auch auf der Photographie sehr verändert aussah. Er war nämlich hier in Offiziersuniform, trug einen kleinen, kurzgehaltenen Schnurrbart, im Auge ein Einglas. Anscheinend ein Kavallerieoffizier.

„Ja, den Herrn kenne ich allerdings, wenn er sich mir gegenüber auch anders nennt", gab ich zu.

„Das konnte ich mir denken", nickte er. Also anscheinend ein Hochstapler, sagte ich mir. „Der Herr, der sich bei mir als Dr. Meidinger eingetragen hat, ist für wenige Tage verreist", erklärte ich ihm.

„Oh", sagte er mit Enttäuschung. „Dann werden

wir ihn wohl nicht wieder zu sehen bekommen. Diesen Trick macht er immer, wenn die Luft für ihn dick wird."

„Nun, ich habe über ihn keine Klage zu führen. Er bezeichnete sich als Dr.-Ing."

„Als was hat er sich nicht schon bezeichnet! Aber mit der gelehrten Ingenieurbezeichnung hat er sich wohl am treffendsten selbst bezeichnet, denn in seinen Erfindungen, Geld zu machen, ist er wirklich ingeniös", lachte der Detektiv.

„Wovon lebt er eigentlich?" fragte ich interessiert.

„Er gehört zu den vielen Menschen, die nicht arbeiten, und der liebe Gott ernährt sie doch. Er lebt von der Liebe."

„Soo!" sagte ich gedehnt.

„Ja, kriminaliter ist er schwer zu fassen, denn die geschädigten Familien haben eine begreifliche Scheu, durch einen Prozeß in die Öffentlichkeit zu kommen. Er benutzt das ihm seitens zarter Hand bewiesene Vertrauen zu schweren Erpressungen und ist noch immer auf seine Rechnung gekommen. Die Frauen sind ja so leichtgläubig."

Mir dämmerte jetzt etwas, und ich ging in der Vermutung, daß das bei mir hinterlegte Päckchen auch für ihn ein arbeitendes Kapital war, wohl nicht fehl. Ich sagte jedoch dem Detektiv vorläufig nichts hiervon.

„Ich bin nämlich von einem Herrn beauftragt, der einen begründeten Verdacht hegt, daß zwischen seiner Frau und jenem Herrn Baron Ollenhausen oder Dr. Meidinger oder wie er sich sonst nennt, enge Beziehungen bestehen. Ich soll ihn ohne Aufsehen unschädlich machen, die Frau von dem Hochstapler

befreien", fuhr der Detektiv fort. „Schade, daß ich nun zu spät kam. Hat er nichts bei Ihnen hinterlassen?"

„Ja, sein großes Reisegepäck und ein Depot."

„Ein Depot?"

„Ja, anscheinend Briefe und sonstige Andenken", gestand ich nun dem Detektiv ein, denn eine verirrte Frau ihrem rechtlichen Mann wieder zuzuführen, erachtete ich als meine Pflicht. Denn Frauen haben ja so wenig Ortssinn, daß sie sich oft verirren. —

„Das Depot werden Sie mir natürlich nicht aushändigen wollen?" fragte der Detektiv.

„Nein, das darf ich nicht. Wenn eine polizeiliche Behörde dagegen es bei mir beschlagnahmen würde, so wäre es etwas anderes."

„Das ist ja das verteufelte", bemerkte nachdenklich der Detektiv. „Jeder öffentliche Skandal soll vermieden werden, obwohl genug Material gegen jenen Herrn vorläge, ihn mit der Staatsanwaltschaft bekannt zu machen. Ich werde mich aber sofort mit meinem Auftraggeber in Verbindung setzen, vielleicht bringe ich ihn doch noch dazu, daß wir durch die Polizei eine Beschlagnahme herbeiführen."

„Dort ist das Telephon." Damit wies ich ihm die Zelle.

Nachdem er dort gesprochen, trat er wieder zu mir und sagte: „Er erwartet mich sofort zur Rücksprache. Wenn wider Erwarten der Herr Dr. Meidinger dennoch eintreffen sollte, bitte, so benachrichtigen Sie mich umgehend und halten Sie ihn so lange mit Redensarten fest, bis ich zu Ihnen eile. Hier ist meine Adresse." Er übergab mir seine Karte und empfahl sich dann sogleich. Kaum hatte er sich

entfernt, brachte mir der Briefträger mit der übrigen Post für meine Gäste einen für mich bestimmten Brief. Ich öffnete ihn und las:

Verehrter Herr Wirt!

Dringende anderweitige Geschäfte nötigen mich, nicht mehr zu Ihnen zurückzukommen. Mein Gepäck heben Sie einstweilen auf. Was das bei Ihnen befindliche Depot betrifft, worüber ich Ihnen hier den Schein beifüge, so gestatte ich Ihnen, dasselbe zu vernichten und möglichst schnell dem Feuer zu übergeben. Wenn Ihr Blick dabei ungewollt auf den Inhalt der mir einst so teuren Briefe fallen sollte, so lernen Sie daraus, daß man Briefe eigentlich nie schreiben sollte. Auch jene Schreiberin wird heute sagen: Hätten sie ihn nie erreicht.

Leben Sie wohl bis auf ein Wiedersehn

Ihr

Dr. ing. Meidinger.

Ich hätte ja nun den Detektiv ruhig benachrichtigen können, daß das Depot zu seiner Verfügung stände. Wenn es aber nun nicht Briefe enthielt, die von Interesse für ihn resp. seinen Auftraggeber waren? Herr Dr. Meidinger schien doch ein ziemlich umfangreiches Geschäft zu betreiben. Ich wollte mich einmal zunächst selbst von dem Inhalt überzeugen. Ich entnahm also das Päckchen meinem Schrank und öffnete es. Mir fielen einige Briefe in die Hände, denen ein feines Parfüm entströmte und mit einer feinen, etwas charakterlosen Damenhandschrift beschrieben waren. Es widerstrebte mir aber, den ganzen Inhalt kennenlernen zu wollen. Ich las zunächst nur die Unter- und Überschriften und griff

wahllos in die Briefe, sie lautete: „Dein Bubi." Dann ergriff ich einen anderen Brief, hier lautete sie, von gleicher Handschrift: „Mein Angebeteter", die dritte lautete: „Mein Herz". Es schien hier also die Geschichte einer Liebe aus den Über- und Unterschriften sich zu ergeben. Mir machte es nun ein Vergnügen, diese Steigerung der Liebe einer Frau nur aus diesen Über- und Unterschriften zu verfolgen. Ich las also nach den Daten. „Mein lieber Herr Baron", damit fing im wunderschönen Monat Mai die Geschichte an und schloß mit der Unterschrift: „Ihre Frau T." Der nächste Brief aus dem gleichen Monat, einige Tage später, begann schon: „Mein teurer Freund" und endete mit: „In Freundschaft immer Ihre T." Die Tage drängen sich nun zusammen: „Mein Leben! Deine so Glückliche Tag und Nacht", Nacht unterstrichen, „Dein gedenkende Musch". „Du Herrlichster von allen! Jetzt weiß ich erst, was Liebe ist. Noch bebt in mir jede Fiber nach Deiner köstlichen Umarmung, während das Scheusal neben mir liegt und schnarcht. Ewig Dein Bubi." — Hier hatte ich mich verleiten lassen, diesen leidenschaftlichen Erguß einmal ganz zu Ende zu lesen. Das schlafende Scheusal war anscheinend der Mann. Wenn die Männer nicht mehr geliebt werden, so machen sie bei den Frauen eine zoologische Wandlung durch und werden ein Scheusal und was mehr dergleichen zarte Bezeichnungen sind.

„Geliebter, denke Dir, er ist eifersüchtig und läßt mich beobachten. Erwarte mich wie immer, damit ich meinen Zorn in Deinen mich selig umfangenden Armen lösche — Ach! — Deine brennende Musch." „Lieber Freund! Ich habe Rücksichten zu nehmen,

wie Du weißt. Deine T." — „Mein Freund! Heute unmöglich, er will mit mir aus." — „Mein Herr! Ihr Ansinnen empört mich. Leben Sie wohl... T." — Dieser letzte Brief war im Herbst datiert, wenn alle Blätter fallen. Als ich noch inmitten dieser Lektüre einer Liebe mich befand, wurde mir eine Dame gemeldet. Tiefverschleiert betrat sie mein Bureau. Ihrem ganzen Auftreten und ihrer Erscheinung nach eine Frau und kein Mädchen.

„Verzeihen Sie," begann sie, „wenn ich Ihnen meinen Namen nicht nenne, es handelt sich um eine für mich sehr delikate Angelegenheit."

„Bitte, gnädige Frau, nehmen Sie Platz..." An einen Hotelbesitzer werden täglich die sonderbarsten Ansinnen gerichtet, daß mich nichts mehr überraschen kann. „Womit darf ich Ihnen dienen?"

Etwas verlegen nahm sie Platz. Ich versuchte dabei, ihren dichten Schleier mit meinen Blicken zu durchdringen, ob sie alt oder jung, hübsch oder häßlich. Es war mir jedoch nicht möglich. Ich war an meinem Bureautisch sitzengeblieben, nachdem sie Platz genommen. Plötzlich richteten sich ihre Blicke weit und starr auf die vor mir liegenden Briefe. Eine dunkle Röte stieg in ihr Gesicht. Voller Überraschung schlug sie dann den Schleier hoch, und ich erblickte zwei zornig blitzende, aber sehr schöne Augen, die in einem nicht mehr zu jungen, jedoch sehr hübschen Gesicht, umrahmt von goldblondem Haar, saßen. „Sie lesen meine Briefe", kam es voller Empörung über ihre Lippen.

„Ach, gnädige Frau, dann sind Sie also die Besitzerin!"

„Ja, allerdings." Dieses impulsive Bekenntnis

mußte ihr wohl angesichts dieser Blättlein Liebe schon wieder leid geworden sein, denn ihr Geständnis klang schon nicht mehr so sicher wie ihre erste Empörung.

„Nun, gnädige Frau," beruhigte ich sie, „mir ist das Verfügungsrecht über diese Briefe von einem Ihnen nicht ganz unbekannten Herrn eingeräumt worden. Ich habe aber davon weiter keinen Gebrauch gemacht und nichts gelesen."

„So," sagte sie, wie es mir schien, mit einer gewissen Erleichterung, „das beruhigt mich etwas, denn dieser — hm — Herr hat meine darin geäußerten Gefühle zu Erpressungen schlimmster Art benutzen wollen. Er schrieb mir, die Briefe lägen hier, und da ihm bekannt geworden wäre, mein Mann ließe ihn polizeilich verfolgen, so würde er diese Briefe meinem Mann ausfolgen lassen, wenn ich meinen Mann nicht bewegen würde, die Verfolgung einzustellen und ihm für sein dadurch geschädigtes Renommee eine Summe von 10000 Mark zu hinterlegen. Oh, er ist ein großer Schurke. Ihm liegt vor allem daran, mich zu treffen, weil ich seine fortgesetzten Geldanforderungen nicht mehr befriedigen konnte noch wollte."

„Das verstehe ich nicht, gnädige Frau. Der Baron oder der Herr Meidinger, wie er sich bei mir nannte, hat mich beauftragt, die bei mir hinterlegten Briefe zu vernichten."

„Oh, dann hat er sicher seine Gründe gehabt, denn dieser Mann, wie ich ihn kenne, tut nichts ohne Berechnung. Er weiß, wie eifersüchtig mein Mann ist und ich in meiner Ehe leide, und daß mein Mann in seinem Zorn zu allem fähig wäre."

„Gnädige Frau, ich setze keinen Zweifel in Ihre

Worte — bitte, hier," damit überreichte ich ihr die Briefe, „vernichten Sie selbst diese Briefe, die Sie einst in schwachen Stunden jenem Herrn schrieben."

Sie nahm leicht errötend die Briefe und stand dabei auf. Und jetzt kommt der Moment, der so echt weiblich und für die Frauen bezeichnend ist. Sie hatte schon ihre Handschuhe abgestreift, wo zwei sehr schöne kleine Hände, geschmückt mit prachtvollen Ringen, zum Vorschein kamen. Sie wollte gerade dieses Päckchen Briefe mit ihren zarten Händen zerreißen, die einst so voller Leidenschaft ihre Herzensergüsse niederschrieben, als sie plötzlich innehielt: „Wissen Sie, Herr Wirt, eigentlich verdiente mein Mann, daß er für seine ganz grundlose Eifersucht —"

Bei grundlos bekam ich einen leichten, diskreten Hustenanfall —

„Einen tüchtigen Denkzettel erhält, der ihn für eine Weile kuriert."

„Und wie gedenken gnädige Frau das zu machen?" Es interessierte mich doch, wie diese Frau, die mir aus begreiflichen Gründen eine kleine Komödie vorspielte, ihren Mann bestrafen wollte. Denn wenn eine Frau einmal vom schmalen, schwindelerregenden Pfad der Ehe abgeirrt, so ist ja sie nie die Schuldige, sondern immer der Mann, der sie nicht besser angeseilt. Also darum muß der Mann bestraft werden.

„Warten Sie", sagte sie nach kurzem Überlegen. Sie blätterte in den Briefen, trennte sie und behielt nur einen Brief zurück. Die übrigen zerriß sie in tausend Stücke und warf sie in meinen Kamin.

„So", sagte sie dann, und ein strahlendes Lachen ging über ihre hübschen, ebenso durchtriebenen Ge-

sichtszüge. „Bitte, sehen Sie hier, wie unwürdig der Verdacht meines Mannes ist. Damit hielt sie mir den einen übriggebliebenen Brief mit der Überschrift vor Augen: Mein Herr, Ihr Ansinnen empört mich, leben Sie wohl. Ihre S.“

Ich gab ihr recht. Denn darin sind uns die Frauen immer über.

„Nun lassen Sie uns diesen Brief mit den Andenken wieder zu einem Päckchen vereinen, und wenn mein Mann die Briefe von Ihnen einfordert, übergeben Sie ihm ruhig den Inhalt.“ Wir hatten kaum die neue Verpackung vorgenommen, als auch der Detektiv und der Ehemann bei uns eintrafen. Der glückliche Ehemann war erst von dem Anblick seiner Frau überrascht. Er war ein nicht gerade feiner Herr, wohl ein reichgewordener Fabrikant, zu dem die hübsche, zarte Frau wenig paßte, die sich in den Nächten schön neben ihm langweilen mochte, wie sie das auch in ihrem Briefe so unbesonnen geschrieben. Etwas dick, mit einem Landwehrmannsbart, untersetzt, warf das sonst „schlafende Scheusal“ einen empörten und vernichtenden Blick auf seine bessere Ehehälfte. „Du hier!“ sagte er überrascht. „Ganz recht, mein Lieber“, erwiderte sie um so liebenswürdiger, innerlich sich wohl diebisch freuend, ihm eins auswischen zu können. „Du zwingst mich ja durch deine grundlose, beleidigende Eifersucht, derartige Wege machen zu müssen.“

„Nun, das werden wir gleich sehen. Aber, das sage ich dir, wir sind geschiedene Leute“, erwiderte er. „Um so besser“, entgegnete sie gleichmütig.

„Herr Wirt, wie mir dieser Herr Detektiv sagt, hat dieser Gauner und Schwindler, der sogenannte

Herr Baron, bei Ihnen ein Päckchen Briefe deponiert. Sie wollen dieses nicht aushändigen."

„Nur mit Willen der gnädigen Frau", sagte ich und tat einen Blick auf die mit höhnischem Lächeln dabeistehende Frau.

„Bitte, tun Sie ruhig meinem Mann den Gefallen, da er sich vor anderen Leuten so wenig geniert und sich durchaus blamieren will."

„Das werden wir gleich sehen", polterte der Mann los.

Ich übergab ihm das Päckchen, das er mit Ungeduld auseinanderiß. Ich habe nie in meinem Leben ein dümmeres Gesicht gesehen, als er den dürftigen Inhalt in den Händen hielt, und die wenigen Zeilen überflogen hatte.

„Thea!" brachte er keuchend dann hervor. „Ist das wirklich alles! Thea?" —

„Was soll es denn noch sein, du Narr? Sagt dir dieser Brief noch nicht genug, daß du eigentlich mir zu Füßen fallen und mich wie eine Heilige anbeten und um Verzeihung bitten mußt?"

„Thea!" schrie er jubelnd auf und fiel ihr in der Tat, zu meiner Überraschung, zu Füßen. „Verzeih mir, ich will dir alles kaufen, was du dir wünschst. Ich bin nun mal ein eifersüchtiger alter Esel."

Dies bestätigte ich ihm innerlich ohne jede Einschränkung, dann erhob er sich mit Anstrengung und hauchte den unglücklichen Detektiv an.

„Und dazu machen Sie solchen Aufstand und locken mich von meinem Kontor hierher."

„Adalbert, benimm dich doch", sagte sie, „du tätest besser, den Herrn Wirt zu entschädigen."

„O gnädige Frau", wandte ich ein, „für das Glück meiner Gäste ist mir keine Mühe groß genug."

„Herr Wirt!" Damit umarmte mich fast der selige Adalbert, „dann lassen Sie uns wenigstens eine Flasche kalt stellen, und seien Sie diesmal unser Gast." — So endete diese Liebe in Überschriften bei mir. — —

Nun, lieber Leser, wirst du dich nach all den vorgekommenen Ereignissen, die einen Proprietär und Hotelbesitzer treffen können, nicht weiter wundern, wenn ich das Bedürfnis nach einer reineren Luft verspürte. Ich schilderte nur einen kleinen Teil meiner Erlebnisse der menschlichen Komödie auf Reisen. Ich bot gewissermaßen nur einige der dicksten Rosinen aus dem Pudding meiner vorzüglichen weit und breit berühmten Küche, first class. Ich könnte diesen noch mehrere hinzufügen. Aber ich sehnte mich nach einer Ortsveränderung, wo das Leben gleichmäßiger, ruhiger, vor allem moralischer dahinfließt und sich die Charaktere der Menschen nicht so hüllenlos in ihren Leidenschaften offenbaren.

Wo kann das besser sein, als in der Provinz? Die dortige gesunde Luft läßt keinerlei derartige erotische Sprünge aufkommen. Dort, wo die meisten Bürger einen Spiegel, einen sogenannten Spion vor ihrem Fenster haben, durch den man ungesehen seine Mitbürger beobachten kann. Wo aus dem Rauch der Schornsteine schon offenbar wird, welch eine Suppe ein jeder auf seinem häuslichen Herd kocht. Also los von der Hauptstadt, es lebe die keusche Provinz, sagte ich mir.

Schon seit einiger Zeit war mir ein günstiges Kaufangebot für mein Hotel gemacht worden. Nach reif-

licher Überlegung nahm ich dieses an und beschloß, mich in einem Luftkurort als Hotelier und Proprietär anzusiedeln. Es lockte hierbei nicht die erhöhte Lage dieses Ortes, mit den dabei verbundenen noch höheren Preisen, sondern vor allem die Reinheit der Luft. Die ersten grauen Haare an den Schläfen haben sich eingestellt, woran die Großstadt nicht schuldlos. Ach, meine liebe, ruhige Provinz! Ich kaufte mich also mit der erhaltenen Geldsumme dort an und bewirtschafte nun ein kleines, aber sehr gediegenes Hotel, verbunden mit einem landwirtschaftlichen Betriebe. Neulich bekam ich den ersten Preis für meine dicksten Kartoffeln, und ich habe sogar Aussicht durch das Vertrauen meiner Mitbürger in den Kreistag gewählt zu werden und damit mich endlich politisch (natürlich rechts) betätigen zu können. Jedoch die heutige sumpffieberschwangerreiche Luft der Großstadt war nicht die alleinige Ursache meines Domizilwechsels. Ich war im Begriff, mich zu verheiraten. Jetzt wird der gütige Leser staunen und sagen: Davon hat uns aber der Philipp bisher kein Wort verraten, wie er zu diesen zarten Banden kam! Das stimmt. Mit der mir eigenen Diskretion habe ich während all dieser Zeilen diese Tatsache zu verschweigen gewußt. Ich werde mich daher auch über meine reizende Lebensgefährtin, die aus der so reinen, blütenweißen Provinz stammt, die ob ihres milde gesalzenen Schinkens berühmt ist, ausschweigen. Sie sollte in der Hauptstadt moralisch nicht durch meinen, ach, so schweren Beruf verdorben werden, wie sie auch nie meine gedruckten Erinnerungen in die Hände bekommen wird. Ahnungslos wird sie neben der literarischen Berühmtheit ihres Mannes dahinleben. Auch

wenn dich, gütiger Leser, einstmals das Schicksal in die Provinz zu mir auf jene Höhe, 1600 Meter über dem Sumpfmeer meines neuen Wirkungskreises, verschlagen sollte, so wirst du in meinem Hotel stets willkommen sein. Vergiß aber nicht, falls du eine Gefährtin mitbringen solltest, auch den richtigen legitimen Trauring, denn ich bin seitdem sehr moralisch geworden, und man wird mir deshalb auch meine in den vorstehenden Blättern gebeichteten Sünden verzeihen. — Bei mir ist jetzt alles milde gesalzen — bis auf meine Preise — aber bei 1600 Meter Höhe!